H. Heine's
Leben und Werke.

Von

Adolf Strodtmann.

Zweite, verbesserte Auflage.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1874.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Berichtigungen.

Bd. I, S. 42, Zeile 13, statt 1813 lies 1818.
" " S. 220, Zeile 4 v. u. fehlt die Ziffer [69]).
" " S. 310, Zeile 4 v. u. statt von lies van.
" " S. 344, Zeile 11 v. o. " von " van.
" " S. 416, Zeile 10 v. u. vor Austern fehlt mit.
" " S. 529, Zeile 17 v. u. fehlt die Ziffer [166]).
" " S. 681, Zeile 6 v. o. Die hier aus Max Heine's „Erinnerungen ꝛc." mitgetheilten Gratulationsverse sind einem Geburtstags-Epigramm Klamer Schmidt's (Göttinger Musenalmanach für 1777, S. 132) in ihrer ersten Hälfte wörtlich entnommen.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Erste Eindrücke von Paris.

„La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze gestellt, sondern die Dinge haben mich auf die Spitze gestellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris." So beginnt der erste Brief, in welchem Heine seinen Berliner Freunden Nachricht von seiner Ankunft in der französischen Hauptstadt giebt [1]). Wir haben gesehen, mit welchem trunkenen Jubel der Dichter die Julirevolution als die Morgenröthe eines für die Menschheit anbrechenden Freiheitstages begrüßte, und mit wie stolzen Erwartungen er nach Frankreich ging. Die ersten Eindrücke des immer noch leidenschaftlich erregten Lebens in der damaligen Metropole des politischen Fortschritts waren ganz dazu angethan, solche Illusionen zu befestigen, und es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn Heine vor dem Bilde der barrikadenkämpfenden Freiheitsgöttin von Delacroix in die begeisterten Worte ausbricht (Bd. XI, S. 30 u. 34): „Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, Der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gerne aufgestanden von ihren goldenen Stühlen

und wären gerne zur Erde herabgestiegen, um Bürger zu werden von Paris! . . . Zumal im Monat Juli hat die Sonne immer am gewaltigsten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariser entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und sonnentrunken erhob sich dann das Volk von Paris gegen die morschen Bastillen und Ordonnanzen der Knechtschaft. Sonne und Stadt verstehen sich wunderbar, und sie lieben sich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabsteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der schönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küsst sie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der schönen Stadt Paris." Sehr passend fand Heine daher den Vorschlag des Dichters Barthélemy, das Julifest durch eine symbolische Vermählung zu feiern; wie einst der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bucentauro bestiegen, um die herrschende Venezia mit dem adriatischen Meere zu vermählen, so solle alljährlich auf dem Bastillenplatz die Stadt Paris sich vermählen mit der Sonne, dem großen flammenden Glücksstern ihrer Freiheit. Aber Casimir Perier goutierte nicht diesen Vorschlag, er fürchtete den Polterabend einer solchen Hochzeit, er fürchtete die allzu starke Hitze einer solchen Ehe, und er wollte der Stadt Paris höchstens eine morganatische Verbindung mit der Sonne bewilligen. Als Heine nach Paris kam, „flimmerten hie und da noch die Lichter der Julisonne; die Wangen der schönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküssen dieser Sonne, und an ihrer Brust war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenstrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die ‚Liberté, égalité, fraternité' schon wieder abgewischt. Die Flitterwochen vergehen so schnell!" (Bd. XIV, S. 241.)

Vor Allem machte der lebenslustige Sinn der Bevölkerung, die liebenswürdige Urbanität der Männer und die angeborene Grazie der Frauen einen bezaubernden Eindruck auf den deutschen Dichter, und wiederholentlich schildert er in Zeitungsartikeln und Briefen die fröhliche Stimmung, in welche der Anblick dieser neuen Welt ihn versetzte. In den „Florentinischen Nächten" (Bd. IV, S. 259 ff.) erzählt er: „Paris ergötzte mich sehr durch die Heiterkeit, die sich in allen Erscheinungen dort kund giebt und auch auf ganz verdüsterte Gemüther ihren Einfluss ausübt.

Sonderbar! Paris ist der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeschichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung sogar in den entferntesten Ländern die Herzen zittern und die Augen naſs werden; aber dem Zuschauer dieser großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einst an der Porte Saint-Martin erging, als ich die ‚Tour de Nesle‘ aufführen sah. Ich kam nämlich hinter eine Dame zu sitzen, die einen Hut von rosenrother Gaze trug, und dieser Hut war so breit, daſs er mir die ganze Aussicht auf die Bühne versperrte, daſs ich Alles, was dort tragiert wurde, nur durch die rothe Gaze dieses Hutes sah, und daſs mir also alle Gräuel der ‚Tour de Nesle‘ im heitersten Rosenlichte erschienen. Ja, es giebt in Paris ein solches Rosenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuschauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuſs nicht verleidet wird. Sogar die Schrecknisse, die man im eigenen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängstigenden Schauer. Die Schmerzen werden sonderbar gesänftigt. In dieser Luft von Paris heilen alle Wunden viel schneller als irgend anderswo; es ist in dieser Luft etwas so Großmüthiges, so Mildreiches, so Liebenswürdiges wie im Volke selbst. Was mir am besten an diesem Pariser Volk gefiel, Das war sein höfliches Wesen und sein vornehmes Ansehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquicktest du meine kranke Seele, die in Deutschland so viel Tabaksqualm, Sauerkrautsgeruch und Grobheit eingeschluckt! Wie Rossini'sche Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage meiner Ankunft mich auf der Straße nur leise gestoßen hatte. Ich erschrak fast vor solcher süßen Höflichkeit, ich, der ich an deutsch flegelhafte Rippenstöße ohne Entschuldigung gewöhnt war. Während der ersten Woche meines Aufenthalts in Paris suchte ich vorsätzlich einigemal gestoßen zu werden, bloß um mich an dieser Musik der Entschuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht bloß wegen dieser Höflichkeit, sondern auch schon seiner Sprache wegen hatte für mich das französische Volk einen gewissen Anstrich von Vornehmheit. Denn, wie Sie wissen, bei uns im Norden gehört die französische Sprache zu den Attributen des hohen Adels, mit Französisch-sprechen hatte ich von Kindheit

an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und so eine Pariser Dame de la Halle sprach besser französisch als eine deutsche Stiftsdame von vierundsechzig Ahnen. Wegen dieser Sprache, die ihm ein vornehmes Ansehen verleiht, hatte das französische Volk in meinen Augen etwas allerliebst Fabelhaftes. Dieses entsprang aus einer anderen Reminiscenz meiner Kindheit. Das erste Buch nämlich, worin ich Französisch lesen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derselben hatten sich meinem Gedächtnisse am unauslöschlichsten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall Französisch sprechen hörte, erinnerte ich mich beständig der Lafontaine'schen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierstimmen zu hören; jetzt sprach der Löwe, dann wieder sprach der Wolf, dann das Lamm oder der Storch oder die Taube, nicht selten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

Eh! bonjour, monsieur du Corbeau!
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!

Solche fabelhafte Reminiscenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieses war ja eben jene Welt, die dem seligen Lafontaine die Typen seiner Thiercharaktere geliefert hatte. Die Wintersaison begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worin sich jene Welt mehr oder minder lustig herumtreibt. Als das Interessanteste dieser Welt frappierte mich nicht so wohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrscht, sondern vielmehr die Verschiedenheit ihrer Bestandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menschen betrachtete, die sich dort friedlich versammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenboutiken zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechischer Apollo neben einer chinesischen Pagode ein mexikanischer Vizlipuzli neben einem gothischen Ecce-homo, ägyptische Götzen mit Hundköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall u. s. w. Da sah ich alte Mousquetaires, die einst mit Marie Antoinette getanzt, Re-

publikaner von der gelinden Observanz, die in der Assemblée Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxembourg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrschende Jesuiten der Restauration, kurz lauter abgefärbte, verstümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran Niemand mehr glaubt. Die Namen heulen, wenn sie sich berühren, aber die Menschen sieht man friedsam und freundlich neben einander stehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiken des Quai Voltaire. In germanischen Landen, wo die Leidenschaften weniger disciplinierbar sind, wäre ein gesellschaftliches Zusammenleben so heterogener Personen etwas ganz Unmögliches. Auch ist bei uns im kalten Norden das Bedürfnis des Sprechens nicht so stark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde, wenn sie sich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finsteres Schweigen beobachten können. Auch ist in Frankreich die Gefallsucht so groß, daß man eifrig dahin strebt, nicht bloß den Freunden, sondern auch den Feinden zu gefallen. Da ist ein beständiges Drapieren und Minaudieren, und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe, die Männer in der Koketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch. Ich will mit dieser Bemerkung nichts Böses gemeint haben, bei Leibe nichts Böses in Betreff der französischen Frauen, und am allerwenigsten in Betreff der Pariserinnen. Bin ich doch der größte Verehrer Derselben, und ich verehre sie ihrer Fehler wegen noch weit mehr, als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes als die Legende, daß die Pariserinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee sich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er sogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Diese holde Fee ist die Grazie. Sind die Pariserinnen schön? Wer kann Das wissen! Wer kann alle Intrigen der Toilette durchschauen, Wer kann entziffern, ob Das echt ist, was der Tüll verräth, oder ob Das falsch ist, was das bauschige Seidengewand vorprahlt! Und ist es dem Auge gelungen, durch die Schale zu dringen, und sind wir eben im Begriff, den Kern zu erforschen, dann hüllt er sich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue,

und durch diesen unaufhörlichen Modewechsel spotten sie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Gesichter schön? Auch Dieses wäre schwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Gesichtszüge sind in beständiger Bewegung, jede Pariserin hat tausend Gesichter, eins lachender, geistreicher, holdseliger als das andere, und setzt Denjenigen in Verlegenheit, der darunter das wahre Gesicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir untersuchen nicht lange das Kaliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und Wen sie nicht treffen, diese Augen, Den blenden sie wenigstens durch ihr Feuer, und er ist froh genug, sich in sicherer Schussweite zu halten. Ist der Raum zwischen Nase und Mund bei ihnen breit oder schmal? Manchmal ist er breit, wenn sie die Nase rümpfen; manchmal ist er schmal, wenn ihre Oberlippe sich übermüthig bäumt. Ist ihr Mund groß oder klein? Wer kann wissen, wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muss der Beurtheilende und der Gegenstand der Beurtheilung sich im Zustande der Ruhe befinden. Aber Wer kann ruhig bei einer Pariserin sein, und welche Pariserin ist jemals ruhig? Es giebt Leute, welche glauben, sie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn sie ihn mit einer Nadel aufs Papier festgestochen haben. Das ist eben so thöricht wie grausam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling ist kein Schmetterling mehr. Den Schmetterling muss man betrachten, wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariserin muss man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo sie mit der Nadel in der Brust befestigt ist, sondern im Salon, bei Soiréen und Bällen, wenn sie mit den gestickten Gaze- und Seidenflügeln dahinflattert unter den blitzenden Krystallkronen der Freude! Dann offenbart sich bei ihnen eine hastige Lebenssucht, eine Begier nach süßer Betäubung, eine Lechzen nach Trunkenheit, wodurch sie fast grauenhaft verschönert werden und einen Reiz gewinnen, der unsere Seele zugleich entzückt und erschüttert."

Diese Schilderung erinnert uns lebhaft an die kaum minder enthusiastische Beschreibung, welche der junge Student zehn Jahre früher bei seiner Ankunft zu Berlin von dem lustigen Maskeraden- und Opernhaus-Treiben in der preußischen Residenz ent-

warf. In Paris aber blendete ihn jetzt um so mehr die glänzende Außenseite des Lebens, da zu den betäubenden Genüssen der Sinnenlust sich der geistige Rausch eines Schwelgens in großen politischen und gesellschaftlichen Idealen gesellte. „Frankreich," schreibt Heine in einem Korrespondenzberichte vom Februar 1832 (Bd. VIII, S. 101), „sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönsten Blumen gepflückt hat, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris. Es ist wahr, er duftet jetzt nicht mehr so gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von diesem Dufte betäubt wurden. Er ist jedoch noch immer schön genug, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas. Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisierten Welt, und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten. Versammelt ist hier Alles, was groß ist durch Liebe oder Hass, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen, und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden sich kleinlich, aber das Volk ist groß und fühlt seine schauerlich erhabene Bestimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig ins Grab gestiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterste Moquerie." Das Bürgerkönigthum, der Saint-Simonismus, der Kampf der neufranzösischen Romantik gegen die herkömmlichen Formen der Klassicität — all' diese wichtigen Erscheinungen drängten sich der Beobachtung des deutschen Schriftstellers entgegen, der ein um so tieferes Interesse an ihnen nehmen musste, da er als Wortführer des Liberalismus nach Frankreich gekommen war. Dass ihm der Abschied von der Heimat in mancher Hinsicht recht schwer geworden war, verrathen uns die Briefe an Varnhagen. „Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt," heißt es in diesen vertraulichen Konfessio-

nen[2]), „ich fühlte mich nicht sicher, und da mir eine Reise nach Paris schon längst im Gemüthe dämmerte, so war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar besorglich winkte. Indessen: fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte! Ich parodiere Danton mit Schmerzen. Es ist schmerzlich, im Luxembourg spazieren zu gehn und überall ein Stück Hamburg oder ein Stück Preußen oder Baiern an den Schuhsohlen mit sich herum zu schleppen . . . Mein größter Kummer bestand darin, dass ich meine kleine Familie, besonders meiner Schwester jüngstes Kind, verlassen musste. Und doch riethen Pflicht und Klugheit zur Abreise. Ich hatte die Wahl zwischen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte diesen, und wahrlich nicht mit Leichtsinn. Dass ich aber einst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn, durch frechen Geburtsdünkel — in meiner Wiege lag schon meine Marschroute für das ganze Leben . . . Es kann mir hier nicht schlechter gehn wie in der Heimat, wo ich Nichts als Kampf und Noth habe, wo ich nicht sicher schlafen kann, wo man mir alle Lebensquellen vergiftet. Hier freilich ertrinke ich im Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brausenden Revolution; — obendrein bestehe ich jetzt ganz aus Phosphor, und während ich in einem wilden Menschenmeer ertrinke, verbrenne ich auch durch meine eigene Natur."

In der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes trieb Heine sich unbeachtet und zwecklos in der großen Weltstadt umher, schauend, beobachtend und genießend, was sich auf Schritt und Tritt an neuen Eindrücken ihm darbot. Heute stand er auf der Spitze des Pantheons und spottete über die kleinen Menschen, die solche Tempel für die großen Menschen nach ihrem Tode errichten; morgen besuchte er auf dem Boulevard Mont-Parnasse die berüchtigte Grande-Chaumière, die „Pflanz- und Tanzschule der künftigen großen Männer Frankreichs, der Catone des Rechts und Brutusse der Medicin, die sich mit ihren Sempronias von der Nadel oder mit ihren Wams- und Hosen-Portias in den Sprüngen des Kankans belustigten". Bald ließ er sich in der königlichen Bibliothek vom Aufseher der Manuskripte den Ma-

nessischen Kodex der Minnesänger hervorholen und weidete sein Auge an dem Anblick der theuern Blätter, die uns so viel' herrliche Schätze der mittelalterlichen Lyrik aufbewahrt haben; bald durchwandelte er die Säle des Louvre, und sammelte den Stoff zu geistvollen Berichten über die Gemäldeausstellung, welche in jenem Jahre besonders glänzend ausgefallen war. Er besuchte der Reihe nach alle Theater und Vergnügungslokale der Stadt und der Vorstädte, er lernte alle Notabilitäten der Bühne kennen: Arnal und Bouffé, Debureau und Odry, Mademoiselle Georges und Fräulein Déjazet. Er sah die Leichenausstellung der Morgue und diejenige der Académie française; letztere, die Akademie, nennt er eine Krippe für alte, wieder kindisch gewordene Schriftsteller, eine wahrhaft philanthropische Anstalt, deren Idee man auch bei den Hindus finde, welche Hospitäler für alte, abgelebte Affen errichten. Nicht minder sah er die Pairskammer, „die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalsamierten falschen Eiden, die sie allen Dynastien der französischen Pharaonen geschworen." Er sah auch Herrn von Lafayette und seine weißen Haare — letztere aber sah er apart in dem Medaillon einer schönen Dame, während der Held beider Welten eine braune Perücke trug.

Ein Lieblingsspaziergang Heine's war der Passage des Panoramas am Boulevard Montmartre. Hier schlenderte er fast allabendlich auf und ab, die Hände in den Taschen, den Kopf mit dem weißen Filzhut in den Nacken geworfen, die goldene Brille auf der Nase. Lächelnd beobachtete er das bunte Treiben des unaufhörlich wechselnden Menschenstromes, welchen die Magazine von Susse, die reichen Bijouterieläden und die duftenden Pasteten in der Garküche des Herrn Felix anlockten. Nebenher — oder hauptsächlich vielleicht — zogen ihn auch die Hortensen, Dianen, Jolanthen, Marien, Angelikas, Katharinen und Clarissen an, die sich hier lustwandelnd ergingen, und denen er die leichtfertigen Liedchen widmete, durch deren Abdruck er den Verehrern seiner Muse so großes Aergernis bereitet hat. Diese Neigungen gingen selbstverständlich nicht tief, aber sie illustrieren die frivole Genußsucht seines Charakters, und es ist bekannt, daß er sich mit einem gewissen Cynismus seiner Liederlichkeit rühmte. An-

fänglich scherzte er über die kleine Statur der Pariserinnen. „Wenn man die langen deutschen Glieder gewöhnt ist,“ sagte er, „so ist es schwer, sich hier einzurichten.“ Eine lange Schöne, die ihn in Hamburg zu fesseln gewusst, konnte er gar nicht vergessen. „Ueberall sehe ich sie, überall finde ich sie wieder,“ erzählte er einem Freunde, während er plötzlich in der Galerie des Louvre vor der kolossalen Melpomene stehen blieb, und in der That fand sein Begleiter lachend einige Aehnlichkeit mit der Hamburgerin[3]). Heine gab durch seine muthwilligen Renommagen von tollem Liebesglück moralisierenden Gegnern selbst eine Waffe in die Hand, die mit nur allzu wirksamem Erfolg von ihnen angewandt wurde, um seinen guten Leumund zu schädigen. Es ist thöricht, die Ausschweifungen des Dichters, wie Alfred Meißner versucht hat[4]), als eine prädestinierte Mission verherrlichen, Heine als eine Art von weltlichem Heiland darstellen zu wollen, der sich für den Kultus der Liebe und Schönheit geopfert. Niemand würde über eine solche Apotheose seiner Liebeständeleien muthwilliger gelacht haben, als Heine selbst, der wahrlich niemals einen Anspruch auf Tugendkränze erhoben hat und sich zeitlebens wenig um die Vorwürfe der Moralprediger kümmerte. Nicht ohne deutlichen Anflug von Ironie sagte er auf seinem Krankenlager zu Meißner, als die Rede auf dies Thema kam[5]): „Glauben Sie mir, ich habe moralischer gelebt, als die meisten der Menschen, die mich fortwährend der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menschen Dasselbe von sich sagen? Wird es mir Jemand glauben? Und doch ist es so. Ja, ich habe mir am Abend meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und nie eins verlassen. Ich war nie der erste Liebhaber und nie der letzte.“ Wir möchten Diejenigen, welche den flüchtigen Liebeleien des Dichters so große Wichtigkeit beimessen, unter Anderm noch an seine beiläufige Bemerkung in den „Geständnissen“ (Bd. XIV, S. 256) erinnern: „Die Neuheit des Genres ist der Hexentrank, welcher auf jeden Deutschen, der zum ersten Mal nach Paris kommt, denselben Zauber übt. Er vergafft sich in das hübsche Gesicht der ersten, besten Grisette, wie er von der Küche des schlechtesten Sudelkoches im Palais-

Royal entzückt ist, wo man für zwei Franken per Kopf zu Mittag speist. Aber es sind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem schlimm zu Muth, wenn man daran denkt, dass man dies verdächtige, allzu stark gewürzte Mischimaschi verschluckt hat; denn wir haben später in Restaurants der guten Gesellschaft mit Damen der guten Gesellschaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu schätzen, welche gar gekocht und kunstgerecht arrangiert sind, manchmal etwas Hautgout haben, aber stets vortrefflich schmecken." So lebte er sich denn rasch genug in Paris ein, und als im Oktober des folgenden Jahres ein ihm befreundeter Landsmann, der Komponist Ferdinand Hiller, nach Deutschland zurückreiste, schrieb er ihm die lustigen Worte in einen Empfehlungsbrief (Bd. XXI, S. 474): „Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: ‚Wie ein Fisch im Wasser', oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, dass, wenn im Meere ein Fisch den anderen nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: ‚Ich befinde mich wie Heine in Paris.'"

Obgleich Heine mit Empfehlungsbriefen an die gute Gesellschaft reichlich versehen war, und seine geistige Bedeutung ihm wohl sofort den Zutritt in die Salons aller literarischen Größen Frankreichs eröffnet hätte, zog er es doch vor, sich auf dem neuen politischen und gesellschaftlichen Terrain erst genauer zu orientieren, bevor er seinen festen Umgang wähle. Behutsam, mit fast ängstlicher Scheu, streckte er überall die Fühlhörner aus, prüfte mit scharfer Sonde die an ihn heran tretenden Personen und Verhältnisse, und zupfte neugierig an jeder fremdartigen Hülle, um zu ermitteln, welcher Kern sich dahinter verstecke. Der elegante Buchladen von Heideloff und Campe in der Rue Vivienne war damals der tägliche Rendezvousplatz aller hervorragenden Deutschen, welche vorübergehend in Paris verweilten. Hier traf Heine seine alten Bekannten Michael Beer und Felix Mendelssohn, den Geheimrath Dr. J. F. Koreff und den Baron Maltitz; hier wurden ihm Alexander von Humboldt und der Orientalist Julius Klaproth vorgestellt; hier klagte ihm Saphir sein Herzeleid, dass ihn seine böse Zunge aus München vertrieben und nun kein Mensch in Paris seine malitiösen Wortwitzeleien verstehe. Von den

Göttinger Universitätsfreunden Heine's war Dr. Donndorf nach Paris verschlagen, und korrespondierte von dort aus für die Augsburger „Allgemeine Zeitung". Gelegentlich besuchte der Dichter auch die musikalischen Soiréen in den Salons Hiller's und Moritz Schlesinger's, oder belebte mit geistreichem Geplauder den Thee der Madame Valentin. Man sah ihn gern in diesen gebildeten Kreisen, und fühlte sich geehrt durch die zwanglose Art, in der Heine sich dort jeder muthwilligen Laune, jedem witzigen Einfall des Augenblicks hingab. Nicht wenig beleidigte ihn daher die vornehme Geringschätzung, mit welcher August Wilhelm von Schlegel, der im Herbst 1831 auf einige Monate nach Paris kam, sich gegen Humboldt und Andere über die literarische Thätigkeit seines ehemaligen Schülers aussprach. Heine vermochte dem gefallsüchtigen alten Herrn, der seinen eigenen Ruhm überlebt und in den bekannten Xenien des Wendt'schen Musen-Almanachs auch ihn mit einem gehässigen Epigramme bedacht hatte [6]), diesen Angriff auf seinen Dichterruf nicht zu verzeihen, und rächte sich zunächst durch eine malitiöse Notiz über Schlegel's kindische Auszeichnungssucht in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung" (Bd. VIII, S. 68 und 81 ff.) Es handelte sich um die Dekorierung Desselben mit dem Orden der Ehrenlegion, den ihm Ludwig Philipp auf Verwenden des Herzogs von Broglie verliehn hatte. Spaßhafter Weise konnte diese Ordensverleihung Monate lang nicht im „Moniteur" angezeigt werden, weil die ministerielle Kontrasignatur auf Schwierigkeiten stieß, die der irrthümlichen Annahme entsprangen, daſs der neugebackene Ritter ein miſsvergnügter Liberaler sei, durch dessen Dekorierung man die absoluten Regierungen zu verletzen befürchtete. Heine rühmte sich wiederholentlich, durch seinen Spottartikel den literarischen Nebenbuhler aus Paris verjagt zu haben. „Es blieb mir kein anderes Mittel, ihn für seinen unerträglichen Hochmuth zu strafen," sagte er [7]); „da mir keine Polizei zur Verfügung stand, ihm das Ehrengeleit an die Grenze zu geben, so musste ich ihn mittels der Feder annullieren." — Einen glimpflicheren Ausgang nahm die Fehde Heine's mit dem Grafen Magnus von Moltke, der im Juli 1831 während einer kurzen Anwesenheit in Paris die Bekanntschaft des Dichters machte,

und durch ihn selbst die erste Kunde von dem herausfordernden Angriffe in der Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen erhielt. Der Graf hatte Anfangs die Absicht, sich in einen Federkrieg über den Adel mit ihm einzulassen und den Nachweis zu versuchen, dass seine Principien missverstanden oder willkürlich entstellt worden. Da jedoch Heine die Antwort des Grafen nicht hätte ignorieren können, und eine Verständigung mit dem Gegner bei so weit auseinander gehenden Ansichten nicht zu erwarten stand, begnügte sich Letzterer mit dem ehrenvollen Zeugnisse persönlicher Hochachtung, welches der Verfasser der „Reisebilder" ihm brieflich und später, nachdem er seine wohlmeinende Schrift über Gewerbefreiheit gelesen, aus eigenem Antrieb auch öffentlich ausstellte [8]). In der That überzeugte sich Heine, dass der Graf in vielen anderen Fragen den liberalsten Grundsätzen huldigte, und namentlich in religiösen Dingen den freisinnigsten Standpunkt einnahm. „Es ist eine sonderbare Sache mit diesen Adligen!" rief er aus. „Die Besten unter ihnen können sich von ihren Geburtsinteressen nicht lossagen. Sie können in den meisten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Rotüriers, sie können vielleicht mehr als Diese die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit sind sie sehr unempfänglich. Im Grunde ist kein Mensch ganz liberal, nur die Menschheit ist es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus besitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute sich also in ihrer Gesammtheit aufs beste ergänzen. Der Graf Moltke ist gewiss der festesten Meinung, dass der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches ist, und er stimmt gewiss für dessen Abschaffung. Mynheer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohmchen zu Rotterdam kennen gelernt, ist durchaus überzeugt, der Sklavenhandel sei etwas ganz Natürliches und Anständiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, sei etwas Ungerechtes und Widersinniges, welches jeder honette Staat ganz abschaffen müsse."

Anfangs August reiste Heine nach Boulogne sur Mèr, wo er bis Ende September badete, ein flüchtiges Liebesverhältnis mit einer Engländerin anspann, und mit Odilon Barrot zusammen traf, den er in einem Briefe an Cotta als einen schlauen

Ehrgeizigen charakterisiert, welcher vielleicht eine bedeutende politische Rolle zu spielen berufen sei[9]). Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt vollendete der Dichter jenen trefflichen Aufsatz über die Gemäldeausstellung des Jahres 1831, den er schon in den ersten Wochen seines Pariser Aufenthaltes begonnen hatte, und der zu seinen besten Arbeiten auf kunstwissenschaftlichem Felde gehört. Dieser eben so geistvolle wie unparteiische Bericht, welcher im „Morgenblatte" Nr. 257—274, vom 27. Oktober bis 16. November d. J. abgedruckt wurde, trug viel dazu bei, die Aufmerksamkeit der deutschen Künstler auf den Fortschritt hinzulenken, der sich während der jüngsten Zeit in der französischen Malerei vollzogen. Heine hatte bisher dieselben ungünstigen Vorurtheile gegen die französische Kunst, namentlich gegen die dortige Malerei, gehegt, welche damals in Deutschland allgemein herrschend waren. Der Anblick jener unsterblichen Meisterwerke der italiänischen Schule, die er in den Galerien von München, Venedig, Genua und Florenz kennen gelernt, hatte ihn mit hohem Entzücken erfüllt; sie waren ihm als eine große Familie erschienen, die an den Brüsten einer großen gemeinsamen Mutter ihre Nahrung eingesogen, und, befriedet und einig, zwar nicht immer dieselben Worte, aber doch dieselbe Sprache reden. Gegenüber dieser katholischen Einheit der Gefühle in den Bildern der Italiäner, störte ihn Anfangs der buntfarbig grelle Eindruck der französischen Ausstellung, aus deren einzelnen Gemälden nur sehr entfernt eine geistige Verwandtschaft mit den übrigen hervorleuchtete. „Jeder Maler", so urtheilte der deutsche Beschauer (Bd. XI, S. 10), „malt hier auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens giebt ihm den Stoff, die Palette giebt ihm die glänzendsten Farben, und die Leinewand ist geduldig. Dazu kommt noch, dass jetzt bei den französischen Malern die missverstandene Romantik grassiert, und nach ihrem Hauptprincip Jeder sich bestrebt, ganz anders als die Andern zu malen, oder, wie die kursierende Redensart heißt, seine Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen." Als Heine jedoch aus dem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen, die vorzüglichsten Stücke des diesjährigen Salons, herausgefunden hatte, fiel es ihm nicht schwer, in

denselben, bei aller Verschiedenheit in Stoff und Behandlung, dennoch einen verwandtschaftlichen Zug geistigen Strebens zu entdecken. Es wurde ihm klar, daſs auch die Malerei in Frankreich langsam, aber sicheren Schrittes, der socialen Bewegung seit Ende des vorigen Jahrhunderts gefolgt sei, und sich endlich mit dem Volke selber verjüngt habe. David und seine Schüler hatten zuerst den parfümierten Schäferspielen ein Ende gemacht und die schal gewordene Kunst mit gewaltiger Hand wieder in die ernsten Regionen antiken Heldenthums zu erheben gesucht. Aber wie wir in Deutschland auf dem Gebiete der poetischen Literatur die romantische Schule sich gegen die gelehrt antikisierende Richtung auflehnen sahen, so empörte sich in Frankreich bald eine junge Künstlerschule gegen die einseitige Klassicität der David'schen Geschichtsmalerei. Horace Vernet, Paul Delaroche und ihre Nachfolger gingen bei ihren historischen Gemälden auf die lebendigste Individualisierung aus, während Leopold Robert in seinen Schnittern, Fischern und Gebirgshirten das Leben des Tages so schlicht und zugleich so erhaben zu fassen verstand, daſs er das Genre fast zur Bedeutung der Historie erhöhte. Heine spricht goldene Worte über den Einfluſs der Zeitideen auf diese Fortentwickelung der französischen Malerei, er polemisiert gegen die Engherzigkeit vornehm absprechender Kunstrecensenten, die nach vorgefaſsten Regeln jedes neue Werk bekritteln, und er betont nachdrücklich, daſs jedes neue Kunstgenie nach seiner eigenen mitgebrachten Aesthetik zu beurtheilen sei. In der That dokumentierte sich die geistig belebende Einwirkung der Julirevolution auf die französische Kunst so glänzend wie möglich in dem Salon von 1831, welcher, um nur der hervorragendsten Stücke zu gedenken, Ary Scheffer's Faust und Gretchen, seine Leonore und seine Porträts von Talleyrand, Heinrich IV. und Ludwig Philipp, — Horace Vernet's Judith, Papst Gregor XVI., Camille Desmoulins und die Arretierung der Prinzen Condé, Conti und Longueville, — Delacroix' Barrikadenkämpfer aus den Julitagen, — Decamp's Hundehospital und Patrouille des Hadschi-Bei zu Smyrna, — Lessore's „kranken Bruder", — Leopold Robert's Schnitter, Pifferari und italiänisches Leichenbegängnis, — und Paul Delaroche's berühmte Bilder: die Todesfahrt Richelieu's,

der sterbende Mazarin, die Ermordung der Söhne Eduard's IV. im Tower und Cromwell am Sarge Karl's I. enthielt. Von all' diesen Gemälden giebt Heine uns eine so wahrhaft plastische Schilderung, er erstattet einen so anschaulichen Bericht über die Idee, Stimmung und Ausführungsweise jedes einzelnen Bildes, dass die Feder des Schriftstellers fast zum nacherschaffenden Malerpinsel wird, und sein Wort der Phantasie des Lesers nahezu die Formen und Farben der besprochenen Kunstwerke leibhaftig vor Augen stellt.

In den Reflexionen, welche er an den Stoff und an die überraschend neue Behandlungsart der meisten dieser Gemälde knüpft, kritisiert Heine besonders scharf die herkömmliche Behauptung, dass die Kunst, vor Allem die Malerei, zu ihrer günstigen Entfaltung durchaus eines friedlichen Zeitalters bedürfe. Er erhofft im Gegentheil eine Wiedergeburt der Kunst durch die jungen Ideen, welche gleich dem Brausen eines heran nahenden Frühlings die Welt erschüttern. Auf seine gewichtvollen Worte in dem Aufsatze über Menzel's „Deutsche Literatur" zurückweisend, sagt er (Bd. XI., S. 90 ff.): „Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethe's anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muss zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Desshalb, wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch, und nicht die Zeitbewegung selbst, ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müsste ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Parteistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isoliertes Kunstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit eben so gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michel Angelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre

Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln passten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineindrängt; Aeschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit. Indessen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebären, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muss. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit mit all' ihrer Lebenslust sich geltend machen, was doch immer ersprießlicher ist, als das todte Scheinwesen der alten Kunst." — Das liebevolle Aufdecken der Zeitsignatur, der gemeinsamen Eigenthümlichkeiten, durch welche die besprochenen Bilder sich als Erzeugnisse der gegenwärtigen Periode ausweisen und mit den Fortschrittsideen des Jahrhunderts zusammenhängen, bildet den stets wiederkehrenden Grundgedanken des Heine'schen Aufsatzes. Hören wir z. B., wie zwanglos der Dichter aus dem zufälligen Umstande, dass Robert's Meisterwerk neben dem Cromwell von Delaroche hing, die trostvoll versöhnlichsten Betrachtungen schöpft (Ebd., S. 82 ff.): „In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergestalt, der entsetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beschauer erschütterte und alle politischen Leidenschaften in ihm aufwühlte, so ward seine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren schönen Aehren heimkehrend zum Erntefest der Liebe und des Friedens, im klarsten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zweikampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unsern Füßen; hören wir hier noch das Rasen

des Sturmes, der die Welt nieder zu reißen droht; sehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutströme einschlürft, so dass grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: so sehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig sicher die Erde stehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römische Universaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaisern und Lastern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geschichte sehen, die sich so närrisch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödsinnig stillsteht, und dann wieder unbeholfen hastig aufspringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeschichte nennen: so sehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geschichte, die dennoch Raum genug hat auf einem mit Büffeln bespannten Wagen; eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende, die sich ewig wiederholt und so einfach ist wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geschichte, die der Dichter beschreibt und deren Archiv in jedem Menschenherzen zu finden ist: — die Geschichte der Menschheit!" — „Ach! wohl thut es Noth," schreibt Heine auf dem folgenden Blatte, emporgeschreckt durch die Nachrichten aus Polen, „dass die liebe, unverwüstliche, melodische Geschichte der Menschheit unsere Seele tröste in dem misstönenden Lärm der Weltgeschichte. Ich höre in diesem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, diesen misstönenden Lärm, dieses sinnverwirrende Getöse; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen; ein empörtes Menschenmeer mit wahnsinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt sich durch die Gassen das Volk von Paris und heult: ‚Warschau ist gefallen! Unsere Avantgarde ist gefallen! Nieder mit den Ministern! Krieg den Russen! Tod den Preußen!' — Es wird mir schwer, ruhig am Schreibtische sitzen zu bleiben und meinen armen Kunstbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung zu Ende zu schreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, so wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, so dass alle meine Kunstideen zerquetscht werden; oder ich bekomme einen Bajonettstich in die linke Seite, wo jetzt das Herz schon von selber blutet, und vielleicht obendrein werde

ich in die Wache gesetzt als fremder Unruhstörer. Bei solchem Lärm verwirren und verschieben sich die Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Gesicht entgegen, fast mit Angst in dem wilden Auge. Mirakulöse verändert sich das Bild des Papstes von Vernet; der alte schwächliche Statthalter Christi sieht auf einmal so jung und gesund aus und erhebt sich lächelnd auf seinem Sessel, und es ist, als ob seine starken Träger das Maul aufsperrten zu einem Te deum laudamus. Der junge englische Prinz sinkt zu Boden, und sterbend sieht er mich an mit den wohlbekannten Freundesblicken, mit jener schmerzlichen Innigkeit, die den Polen eigen ist. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Gesicht und verwandelt sich plötzlich, und wenn ich genauer hinschaue, so liegt kein König, sondern das ermordete Polen in dem schwarzen Sarge, und davor steht nicht mehr Cromwell, sondern der Zar von Russland, eine adlige, reiche Gestalt, ganz so herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin gesehen, als er neben dem König von Preußen auf dem Balkon stand und Diesem die Hand küsste. Dreißigtausend schaulustige Berliner jauchzten Hurrah! und ich dachte in meinem Herzen: Gott sei uns Allen gnädig! Ich kannte ja das sarmatische Sprichwort: ‚Die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muss man küssen‘. — Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte sich auch hier an die linke Hand küssen lassen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichsten Feinde des Vaterlandes so begegnet, wie es Pflicht und Gewissen verlangten. Haben sich diese Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, so mussten sie auch seine Marken sichern gegen das herandrängende Russland. Die Russen sind ein braves Volk, und ich will sie gern achten und lieben; aber seit dem Falle Warschau's, der letzten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, sind sie unserm Herzen so nahe gerückt, dass mir Angst wird. Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zar von Russland wieder besucht, dann ist an uns die Reihe, ihm die Hand zu küssen — Gott sei uns Allen gnädig! — Gott sei uns Allen gnädig! Unsere letzte Schutzmauer ist gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unsere Freunde liegen zu Boden, der römische Großpfaffe erhebt

sich boshaft lächelnd, und die siegende Aristokratie steht triumphierend an dem Sarge des Volksthums."

Es gereicht Heine nur zur Ehre, dass die ernste Theilnahme an den politischen Ereignissen jener Tage ihm während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Frankreich den behaglichen Kunstgenuss vielfach trübte, und dass er zu weiterer Berichterstattung über künstlerische Gegenstände vorerst nicht mehr die nöthige Ruhe fand. „Wenn die Kunst auch in Paris mehr als anderswo blüht," schrieb er am Schlusse jenes Aufsatzes über die Gemäldeausstellung von 1831, „so werden wir doch in ihrem Genusse jeden Augenblick gestört durch das rohe Geräusch des Lebens; die üßesten Töne der Pasta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothschrei der erbitterten Atrmuh, und das trunkene Herz, das eben Robert's Farbenlust eingeschlürft, wird schnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört fast ein Goethe'scher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunstgenuss zu gelangen, und wie sehr Einem gar die Kunstkritik erschwert wird, Das fühle ich eben in diesem Augenblick. Ich vermochte gestern dennoch an diesem Berichte weiter zu schreiben, nachdem ich einmal unterdessen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todblassen Menschen vor Hunger und Elend niederfallen sah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt an den Boulevards von Europa — dann ist es unmöglich, ruhig weiter zu schreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, ist auch sein Urtheil Wenig mehr werth." —

Im December des Jahres 1831 wurde Heine durch den Besuch zweier lieben Freunde überrascht. Dr. Gustav Kolb, der von Cotta dauernd als Mitarbeiter für die „Allgemeine Zeitung" gewonnen war und später bei Stegmann's Tode zum Chefredakteur dieses angesehensten politischen Journales in Deutschland aufrückte, verweilte, nach längerem Aufenthalte in England, jetzt mehre Monate in Paris, um sich auch über die französischen Verhältnisse aus eigener Anschauung gründlich zu orientieren und dem Augsburger Blatte zuverlässige Korrespondenten in der Weltstadt zu verschaffen. Etwas früher schon traf August Lewald mit seiner Gemahlin aus Hamburg ein, von wo ihn die Angst

vor der heran nahenden Cholera vertrieben hatte. Wie früher in Hamburg, verbrachte Heine jetzt auch in Paris seine Abende meist in Lewald's geselliger Wohnung; Mittags aßen die Freunde gewöhnlich mit dem Baron Maltitz und dem Schauspieler Herrmann in einer kleinen Restauration der Rue de Valois, und gemeinschaftliche Ausflüge nach Versailles, St. Cloud, Fontainebleau und andern historisch denkwürdigen Plätzen der Umgegend wurden an freundlichen Herbsttagen unternommen. Bald jedoch sollte Lewald erfahren, daß Paris weniger noch, als Hamburg, Schutz vor der gefürchteten Seuche gewähre, die am 29. März 1832, inmitten der ausgelassensten Karnevalslust, auch dort ihren schrecklichen Einzug hielt. „Man hatte," so erzählt Heine in seiner, an die berühmten Pestberichte von Thukydides, Boccaccio und Manzoni erinnernden Schilderung der Cholerazeit in Paris (Bd. VIII., S. 170 ff.), „jener Pestilenz um so sorgloser entgegen gesehen, da aus London die Nachricht angelangt war, daß sie verhältnismäßig nur Wenige hingerafft. Lustig tummelten sich die Pariser am Tage der Mi-carême auf den Boulevards, wo man sogar Masken erblickte, die in karikierter Mißfarbigkeit und Ungestalt die Furcht vor der Cholera und die Krankheit selbst verspotteten. Desselben Abends waren die Redouten besuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte fast die lauteste Musik, man erhitzte sich beim Chahut, einem nicht sehr zweideutigen Tanze, man schluckte dabei Eis und sonstig kaltes Getrinke — als plötzlich der lustigste der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verspürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Gesicht zum Vorschein kam. Man merkte bald, daß Solches kein Spaß sei, und das Gelächter verstummte, und mehrere Wagen voll Menschen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hôtel-Dieu, dem Centralhospitale, wo sie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verschieden, und so schnell beerdigt wurden, daß man ihnen nicht einmal die buntscheckigen Narrengewänder auszog." Es wurden jetzt schleunigst Sicherungsanstalten getroffen. Die Polizei sorgte zunächst für eine bessere Reinigung der Straßen, sie ließ den Unrath, auf Karren verladen, aus der Stadt schaffen, und gerieth dadurch in Konflikt

mit den Lumpensammlern, welche, mit ihren Hakenstöcken die Schmutzhaufen durchwühlend, manchen noch brauchbaren Gegenstand aus dem Straßenkehricht aufzufischen gewohnt waren, und sich nun in ihrem Erwerbe beeinträchtigt sahen. Sie versuchten gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben, die Kehrichtwagen wurden zertrümmert und in die Seine geworfen, die Lumpensammler verbarrikadierten sich bei der Porte St. Denis, und die unverständige Emeute musste durch bewaffnete Macht gedämpft werden. Bald darauf verbreitete sich das aberwitzige Gerücht, die vielen Menschen, welche so rasch bestattet würden, stürben nicht durch eine Krankheit, sondern durch Gift, das man in alle Lebensmittel zu streuen gewusst habe. Die Polizei beging die Bêtise, durch eine öffentliche Bekanntmachung, worin sie ausdrücklich sagte, dass sie den Giftmischern auf der Spur sei, den unseligen Argwohn officiell zu bestätigen, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteste Todesbestürzung. Der Pöbel auf den Straßen durchsuchte Jeden, der ihm verdächtig erschien, und sechs Menschen, bei denen man ein weißes Pulver — wie sich später herausstellte, ein Schutzmittel gegen die Cholera — fand, wurden aufs grausamste ermordet. Die meisten Fremden und fast alle reichen Familien verließen sofort die Stadt; auf dem Hôtel de Ville sollen in der ersten Hälfte des Aprilmonats über 120,000 Pässe ausgestellt worden sein. Auch Lewald war unter den Flüchtigen, er reiste mit seiner Frau Hals über Kopf nach München ab. Heine gedachte Anfangs, nach Versailles überzusiedeln, das ihm jederzeit besonders interessant war; „seine Langeweile voll Majestät nährt große Gedanken“, sagte er. Doch gab er seinen Vorsatz auf, als sich zeigte, dass die luftigen, breiten Straßen dieser menschenleeren Stadt gleichfalls nicht im Stande waren, die Seuche abzuwehren. Hauptsächlich aber hielt ihn ein anderer Beweggrund in Paris zurück. Sein Vetter Karl Heine war dort erkrankt, und er betrachtete es als eine heilige Pflicht, seinem Oheim Salomon, der schon einen Sohn (Hermann, † 1830 in Rom) in der Fremde verloren hatte, diesen letzten Stammhalter der Familie durch treue Pflege zu erhalten [10]). Mit gleicher Aufopferung ging er, der mehr als jeder Andere reizbar und empfänglich war, kurz vor der Abreise Lewald's, während die

Cholera ringsum wüthete, in die engsten und schmutzigsten Straßen, um ein Geschäft für den Freund in Ordnung zu bringen, woran Diesem Viel gelegen war. Jedenfalls ist der Muth anzuerkennen, mit welchem Heine den ihn umgebenden Schrecknissen trotzte, und gleichsam als ein Bülletin vom Schlachtfelde seine Zeitungsberichte über die von der Seuche angerichteten Verwüstungen schrieb. „Dass man die Zahl der Todten nie genau wusste," heißt es in seiner Schilderung jener Tage (Bd. VIII., S. 186), „oder vielmehr dass man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemüther mit vagem Schrecken und steigerte die Angst ins Unermessliche. In der That, die Journale haben seitdem eingestanden, dass in einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitausend Menschen gestorben sind. Das Volk ließ sich nicht officiell täuschen und klagte beständig, dass mehr Menschen stürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, dass eine alte Frau auf dem Faubourg Montmartre die ganze Nacht am Fenster sitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; sie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf sie selbst, als der Morgen anbrach, von dem Froste und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verschied. Wo man nur hinsah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge oder, was noch melancholischer aussieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, musste man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit schwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug aussahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich sah Särge in Fiakern fortbringen; man legte sie in die Mitte, so dass aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden heraus standen. Widerwärtig war es anzuschauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichsam als Todten-Omnibusse, als omnibus mortuis, herum fuhren, und sich in den verschiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und sie dutzendweise zur Ruhestätte brachten." — „Es war eine Schreckenszeit," sagt Heine in den nachträglichen Begleitworten zu einem späteren Wiederabdruck seines Berichtes (Ebd., S. 168), „weit schauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen so rasch und so geheimnisvoll stattfanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit

einer unsichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. ‚Wir werden Einer nach dem Andern in den Sack gesteckt!‘ sagte seufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verscheiden eines Bekannten meldete. Das Wort ‚in den Sack stecken‘ war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbeiging und in der geräumigen Halle das lustige Volk sah, die springend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaschen von Französinnen, die dort lachend und schäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich, daß hier während der Cholerazeit, hoch aufeinander geschichtet, viele hundert weiße Säcke standen, die lauter Leichname enthielten, und daß man hier sehr wenige, aber desto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter mit unheimlicher Gleichgültigkeit ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und Diese wieder, während sie solche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten oder gar sich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert, wobei nicht selten ein sonderbares Gezänk entstand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir standen, und der Eine mich frug, ob ich ihm nicht sagen könne, in welchem Sacke sein Vater sei.“

Zweites Kapitel.

Heine als Vermittler des französischen Geistes in Deutschland.

Bei der Abreise Heine's nach Paris hatte ihm Campe, im Hinblick auf die wachsenden Censurhindernisse, welche sich dem Debit freisinniger Werke in Deutschland entgegen stellten, den dringenden Rath ertheilt, statt der leidenschaftlichen Form politischer Tagesschriftstellerei, die er in der Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen eingeschlagen, sein Talent auf die friedlichere Bahn rein künstlerischer Produktion zu lenken. „Folgt er mir," schrieb Campe in einem Briefe an Wilhelm Häring vom 5. December 1831, „wie ich hoffe, und wie er mir selbst, freilich für später, zusagte, was ich aber statt ‚später' in ‚zuerst' umgewandelt haben wollte, so erblicken wir ihn zur Ostermesse in einem ganz neuen Fahrwasser, das frei von Politik ist, so weit wie es möglich sein möchte, sich überhaupt davon zu entfernen. Ich glaube dadurch Heine und unserer Literatur einen Dienst zu leisten."

Die Ermahnungen des befreundeten Verlegers hatten vielleicht dazu beigetragen, Heine für eine kurze Weile zu größerer Vorsicht in seinem öffentlichen Auftreten zu bestimmen. In ziemlich gemäßigtem Tone und rein sachlicher Haltung begann er seinen Bericht für das „Morgenblatt" über die Gemäldeausstellung von 1831 — aber der Fall Warschau's und die schmähliche Rolle, welche die europäischen Kabinette in dem polnischen

Heldendrama gespielt, drangen, wie wir bereits wahrgenommen, seinem empörten Herzen schon am Schlusse jenes Kunstberichtes die schmerzlichsten Klageworte ab, und erweckten ihm aufs Neue den Vorsatz, gegen die immer bedrohlicher einher schreitende Reaktion so laut wie möglich seine Stimme als Volkstribun zu erheben.

Nicht aus willkürlicher Laune, sondern aus planmäßiger Berechnung wählte er die Spalten der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" als das geeignetste Forum zur Verkündigung seiner politischen Ideen. Es musste ihm vor Allem daran liegen, dass sein Wort von einem großen Leserkreise vernommen werde, und seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Baron Cotta, dem Eigenthümer jenes Blattes, ließen einen möglichst unveränderten Abdruck seiner Aufsätze hoffen, wenn in Stil und Haltung derselben nur jedes ungestüme Aussprechen revolutionärer Wünsche vermieden ward. Heine kannte aus eigener Erfahrung die deutschen Pressverhältnisse; er war sich von vorn herein klar darüber, dass die verantwortliche Redaktion der Zeitung und die bairische Censurbehörde jeden allzu scharfen Ausdruck, der seiner Feder entschlüpfe, unbarmherzig streichen würden, und dass er den Ernst seiner oppositionellen Richtung unter einer vornehm kalten oder scherzhaft frivolen Form zu verstecken genöthigt sei. „Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller," sagt er in einer Erörterung der Gründe, aus welchen er für die „Allgemeine Zeitung" schrieb (Bd. IX, S. 112), „muss der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeständnisse machen. Es giebt obskure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einflussloses Publikum, und es wäre eben so gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffehause vor den respektiven Stammgästen schwadronierten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsere Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird und vielen hunderttausend Lesern in allen Ländern belehrsam zu Händen kommt. Selbst in seiner trostlosen Verstümm-

lung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigste Andeutung wird zuweilen zu ersprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beseelte mich nicht dieser Gedanke, so hätte ich mir wahrlich nie die Selbsttortur angethan, für die ‚Allgemeine Zeitung' zu schreiben." — „Ich erwarte von der Billigkeit des Lesers," heißt es an einer andern Stelle (Ebd., S. 10 ff.), „daß er die Schwierigkeiten sowohl des Ortes wie der Zeit in Betracht ziehe, mit denen der Verfasser zu kämpfen hatte, als er diese Berichte zum ersten Mal drucken ließ. Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Dinge, die ich gesagt, aber keineswegs für die Art und Weise, wie sie gesagt worden. Wer sich nur an die Worte hält, wird aus meinen Korrespondenzen leicht eine gute Anzahl von Widersprüchen, Nachlässigkeiten und selbst einen anscheinenden Mangel an ernsthafter Ueberzeugung herausklauben können. Aber wer den Geist meiner Worte erfasst, wird darin überall die strengste Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratischen Ideen der Revolution erkennen. Die örtlichen Schwierigkeiten, deren ich erwähnt, bestanden in der Censur, und zwar in einer doppelten Censur; denn diejenige, welche die Redaktion der Augsburger Zeitung ausübte, war noch genanter, als die officielle Censur der bairischen Behörden. Ich war oft genöthigt, am Nachen meines Gedankens Wimpel aufzuziehen, deren Embleme sehr wenig dem wahren Ausdruck meiner politischen und socialen Ansichten entsprachen. Aber der journalistische Schleichhändler kümmerte sich nicht viel um die Farbe des Lappens, der am Mast seines Fahrzeuges hing und mit dem die Winde ihr Flatterspiel trieben; ich dachte nur an die gute Ladung, die ich an Bord hatte, und die ich in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen wünschte. Ich darf mich rühmen, daß mir solches Unternehmen recht häufig gelang, und man sollte nicht mit mir schmählen ob der Mittel, die ich zuweilen anwandte, um das Ziel zu erreichen. Da ich die Traditionen der Augsburger Zeitung kannte, wusste ich z. B. sehr wohl, daß sie sich von jeher die Aufgabe gestellt, alle Thatsachen des Zeitalters nicht allein mit größter Schnelligkeit zur Kunde der Welt zu bringen, sondern auch sie in ihren Blättern,

wie in kosmopolitischen Archiven, vollständig einzuregistrieren. Ich musste daher beständig darauf sinnen, Alles, was ich dem Publikum mittheilen wollte, in die Form einer Thatsache zu kleiden, das Ereignis sowohl wie mein Urtheil über dasselbe, kurz Alles, was ich dachte und fühlte; und in dieser Absicht stand ich nicht an, häufig meine eigenen Ansichten andern Personen in den Mund zu legen, oder ich parabolisierte gar meine Ideen. Daher enthalten meine Briefe viele Histörchen und Arabesken, deren symbolische Bedeutung nicht für Jedermann verständlich ist, und die in den Augen des oberflächlichen Lesers als ein Gemisch armseliger Klatschgeschichten und Kleinigkeitskrämereien erscheinen konnten. Bei meinen Bemühungen, überall die Form der Thatsache herauszukehren, war es mir eben so wichtig, für meine Sprache einen Ton zu wählen, der mir gestattete, auch die häklichsten Dinge zu berichten. Der günstigste Ton in dieser Hinsicht war der des Indifferentismus, und ich habe mich desselben unbedenklich bedient. Indirekt lag darin auch ein Mittel, mehr als *einen* nützlichen Rath zu ertheilen und manche heilsame Zurechtweisung anzubringen.“ Den Wunsch, das tiefere Verständnis der Dinge und Menschen, der Begebenheiten und Verhältnisse zu fördern, erklärt Heine auch in nachfolgenden Worten (Bd. VIII, S. 15) für den eigentlichen Zweck seiner Berichte an die „Allgemeine Zeitung“: „Letztere, die ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, schien mir eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhört großen Absatzes das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die nur das Verständnis der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, dass die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Hass und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Alliance der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechselseitigem Misstrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Hass meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, dass

ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenschaften, meine besonnene Ruhe für Lauheit halten möchten."

Mit vollem Rechte hebt Heine in diesen, zum Theil schon aus dem Oktober 1832, zum Theil aus späterer Zeit stammenden Erklärungen die kosmopolitisch-demokratische Tendenz seiner Berichte für die „Allgemeine Zeitung" als den einheitlichen Grundgedanken hervor, welcher ihm bei Abfassung derselben vor Augen stand. Seit dem ersten Tage, wo er den Fuß auf französischen Boden gesetzt, betrachtete er sich als auserwählten Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich, dem die besondere Mission zugefallen sei, das große Werk der Völkerverbrüderung zu befördern, indem er die Franzosen über das Wesen des deutschen Geistes, seine deutschen Landsleute über die französischen Zustände aufkläre. Eine wie ernsthafte Bedeutung er dieser internationalen Mission beimaß, Das bezeugen, außer den während seines Pariser Aufenthaltes entstandenen Schriften, auch die feierlichen Worte, mit denen er am Schlusse seines letzten, am 13. November 1851 diktierten Testamentes die Versicherung ertheilt: „Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten, und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das werthvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann."

Die Beurtheilung der Rolle, welche H. Heine als politischer Schriftsteller gespielt, würde in der That sehr ungerecht ausfallen, wenn wir uns nicht vor Allem die Zeitumstände vergegenwärtigten, unter denen er seine Korrespondenzen schrieb. Die Julirevolution, welche in Frankreich das System des pseudokonstitutionellen Absolutismus zu Falle gebracht, hatte zwar Anfangs der dreißiger Jahre auch bei den deutschen Liberalen die Hoffnung wachgerufen,

dass es ihnen gelingen werde, die Regierungen auf die Bahn freiheitlichen Fortschritts zu drängen; aber Metternich wusste die konstitutionelle Bewegung in den Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands mit geschickter Hand zu paralysieren, indem er die Bundesgesetzgebung zur schleunigen Unterdrückung der hie und da bewilligten Reformen in Anspruch nahm. Den agitatorischen Bestrebungen der süddeutschen Presse, die im Hambacher Feste gipfelten, fehlte jeder thatkräftige Wiederhall im Volke, wie das verunglückte Frankfurter April-Attentat bewies, und die beiden deutschen Großstaaten wurden von den schwachen revolutionären Zuckungen in den Nachbarlanden kaum ernstlich berührt. Nach dem Hambacher Feste häuften sich in rascher Folge die reaktionären Oppressivmaßregeln des deutschen Bundes. Das verrufene Dekret vom 28. Juli 1832 eröffnete, unter Bezugnahme auf die Wiener Schlussakte, einen chikanösen Krieg gegen die ständischen Verfassungen, durch fernere Beschlüsse wurden Pressfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht in allen Bundesstaaten annulliert, und das geheime Wiener Schlussprotokoll vom 12. Juni 1834 krönte das Werk der Finsternis, welches durch Befestigung der absoluten Fürstengewalt jede demokratische Regung lange Zeit hindurch erfolgreich niederhielt.

Aber auch in Frankreich erfreute sich das ständische Repräsentativsystem, trotz der bekannten Verheißung Ludwig Philipp's, dass die Charte fortan eine Wahrheit sein werde, keineswegs einer ungetrübten Entwicklung. Der „Bürgerkönig“ verscherzte durch die demüthige Selbsterniedrigung, mit welcher er um die Gunst der legitimen Kronenträger Europas buhlte, durch die intrigante Zweideutigkeit seiner auswärtigen Politik und durch die schlecht verhohlenen absolutistischen Gelüste, welche er bei sich erhebenden Konflikten mit Kammer und Ministerium durchblicken ließ, schnell genug jene Popularität, die er sich in der ersten Zeit seiner Regierung nicht eben durch die rühmlichsten Mittel erworben. Wenn Heine überhaupt jemals erwartet hatte, sein Ideal politischer Freiheit durch das Julikönigthum in Frankreich verwirklicht zu sehn, so mussten wenige Wochen seines Aufenthaltes in Paris hinreichen, ihn vollständig zu enttäuschen. Es ist aber nicht anzunehmen, dass er sich ernstlich in derlei illusorischen

Hoffnungen gewiegt hat — er würde sonst, bei seiner vorwiegend subjektiven Betrachtungsart aller Verhältnisse, schwerlich ein so enthusiastischer Lobredner der Franzosen geblieben sein.

Der erste, vom 30. November 1831 datierte politische Bericht Heine's wurde in der „Allgemeinen Zeitung" vom 13. und 14. December abgedruckt. Trüge derselbe nicht das gleiche Korrespondenzzeichen (𝔒) wie der nächstfolgende Aufsatz des Dichters, und wäre die Einsendung nicht durch einen noch erhaltenen Begleitbrief an Cotta vom 7. December verbürgt, so fiele es gewiss Niemand ein, die Autorschaft dieser mephistofelisch kalten zeitgeschichtlichen Studie, welche sich fast wie das für einen auswärtigen Hof bestimmte Memoire eines diplomatischen Kundschafters ausnimmt, dem muthwilligen Verfasser der „Reisebilder" zuzuschreiben. Es muss Heine recht schwer geworden sein, in dieser bogenlangen Korrespondenz sich aller charakteristischen Eigenthümlichkeiten seines Stils zu entschlagen, auf alle witzigen Einfälle und glänzenden Antithesen zu verzichten, um sich das Air eines völlig gleichgültigen Beobachters zu geben, und wir begreifen, dass er eine Arbeit, die sichtlich unter einem selbstauferlegten peinlichen Zwange geschrieben war, des spätern Wiederabdrucks nicht würdigte [11]), so richtig auch im Ganzen die politische Situation geschildert ist. Der Verfasser betrachtet die Julirevolution als die letzte charakteristische Schöpfung jenes thatkräftigen, ruhm- und eroberungslustigen Geistes, der sich in der bisherigen Geschichte Frankreichs dokumentiert habe, jetzt aber im Erlöschen begriffen sei, um einer neuen Aera ernsten Insichgehens und friedfertiger Entsagung Platz zu machen. Das Kabinett Ludwig Philipp's beging jedoch den großen Fehler, in seiner auswärtigen Politik sofort ins Extrem zu verfallen; es erniedrigte durch feige Unterwürfigkeit Frankreich vor den Augen Europas, statt durch Einnehmen einer heroischen Stellung den Frieden zu gebieten. „Da es der Fluch der Revolutionen ist," lautet Heine's Anschuldigung, „dass sie in der Hast des Zerstörens wie des Bildens schon mit ihrem ersten Schritte über das eigene Ziel hinaus gehn, so ist es hier geschehen, dass man im System der Mäßigung auch sogleich unmäßig geworden ist. Statt den alten Geist mit dem neuen zu versöhnen, worin die ganze Schwierigkeit, aber

auch die ganze Aufgabe französischer Politik lag, haben die dermaligen Führer der öffentlichen Angelegenheiten jenes hochherzige Gefühl der Ehre, des Ruhmes, nicht beachtet, sie haben es beleidigt, gekränkt . . . Indem Frankreich sein Schwert verbarg, geschah das ihm Verderbliche, daſs die übrigen europäischen Mächte, befreit von ihrer im Julius erregten Furcht, das Princip ihres Daseins mit Entschiedenheit behaupteten, während Frankreich das seinige ohne Unterstützung ließ. Diese fast demüthige Haltung hat eine tiefe Erbitterung hervorgerufen. Die Versicherungen der Minister, Frankreich sei im Auslande geachtet, hinderten nicht, daſs mit Italien, Belgien, Polen verfahren worden, als sei kein Frankreich vorhanden. Das von der öffentlichen Stimme als schlaff verurtheilte, mit der Schmach der Feigheit belastete Kabinett hat so durch eigene Schuld die ihm gefährliche Reaktion erzeugt, die, so lange sie noch Nahrung im Volke selbst findet, vom Kampfe nicht ablassen kann. Die neuen geschichtlichen Gestalten lösen sich nicht mild von den alten ab, sondern werden krampfhaft von ihnen zurückgehalten, und erscheinen zuletzt mit dem Blute derselben behaftet. — Das eben bezeichnete, in der auswärtigen Politik hervortretende Verhältnis beider Hauptparteien kehrt sich, den innern Angelegenheiten gegenüber, völlig um, und während hier die Opposition der Bewegung der Zeit voran eilt, streben die Ministeriellen, den halb erstorbenen Geist einer schwindenden Periode zu bannen. Sie wollen vor Allem den Julius vergessen machen, und haben ihre dermalige politische Laufbahn mit der Erklärung eröffnet, daſs jenes große Ereignis — wobei eine vorhandene Legislation und repräsentative Gewalt sich aus eigener Macht zu einer exekutiven und konstituierenden umgewandelt, wobei den Kammern die Initiative gegeben, die Staatsreligion abgeschafft, die Charte verändert, die Volkssouveränetät proklamiert, die Bildung einer der drei Staatsgewalten suspendiert, und ein Herrscherhaus abgesetzt worden — keine Revolution, sondern nur ein gesetzlicher Widerstand gewesen sei; sie wollen ferner die jetzige Dynastie nicht durch ihre Entstehung aus dem Volke, sondern durch eine Art von Legitimität gerechtfertigt wissen; sie umgeben den Bürgerkönig, der sich durch öffentliches Vertrauen sicher nennt, mit Pracht und mehr als herkömm-

lichem Schutze; sie wollen unter dem Volke, das zum lebendigen Gefühle socialer Gleichstellung durchgedrungen, die Erblichkeit des Ranges erhalten sehn; sie streben da, wo Volkssouveränetät als Princip ausgerufen worden, dem Volke das Instrument seines Willens zu entreißen, und das Wahlprincip sorgfältig aus Municipal-, Nationalgarden- und Pairsgesetz zu entfernen, und da, wo es legal geworden, durch einen hohen Census zu erschweren; sie verfolgen in einer Zeit, wo die Oeffentlichkeit sich mit unermesslicher Gewalt entwickelt, Presse und Bühne mit der Empfindlichkeit der Schwäche; sie haben, wo es galt, die Julius-revolution und die neue Dynastie beide durch einander stark zu machen, jene in der öffentlichen Meinung herabzuziehen gesucht, indem sie den Helden der drei Tage nach so langem Zögern und mit so unmuthigem Willen die vorher beschlossenen Ehren zuerkannt, dass ein Aergernis daraus entstanden; sie gebrauchen, sobald ihr Widerspruch für die Bedürfnisse der Gegenwart ihnen selber allzu drohend erscheint, verborgene Kunstgriffe, und suchen, wo es im Ganzen und Großen nicht gelingen mag, im Einzelnen der Verwaltung, durch Anstellungen, Absetzungen, Annullierung von Wahlen, persönliche Einflüsse, wie in der Zeit der Missbräuche, ihre hemmenden Wirkungen auszuüben, und das Alles jetzt, wo Offenheit ein so wesentliches Attribut einer französischen Regierung ist, dass sie desselben, wenigstens um sich damit zu brüsten, nicht entbehren kann. Auch wollen sie nur dafür gelten, der Ausdruck der Majorität zu sein, umgehen aber dieselbe durch Benutzung der äußersten konstitutionellen Hilfsmittel; und mit welcher Freimüthigkeit sie sich zu dem Volksakte bekennen, der das bisherige Verhältnis der Regierten zu den Regierenden völlig umgekehrt hat, beweisen sie durch die sorgfältige Erklärung, dass die fremden geschlagenen Flüchtlinge nicht aus Gründen der Politik, sondern nur der Gastfreiheit, Schutz in Frankreich finden können. Durch die Gesammtheit dieses Verfahrens ist denn ein tiefes Misstrauen unter einem ungeheuern Theile, namentlich des niedern Volkes, erregt worden."

Die nachfolgenden Beiträge Heine's, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1832 der Augsburger Zeitung zugesandt wurden, boten die detaillierte Ausmalung des hier nur in groben

Umrissen skizzierten Bildes, das mit jedem neuen Pinselstriche an Leben und Farbe gewann. Zum Vortheil seines Stils und der freieren Entwicklung seiner Gedanken gab Heine das ängstliche Versteckspiel mit seiner Autorschaft auf; er theilte seine ferneren Aufsätze als fortlaufende Korrespondenzen unter dem Gesammttitel „Französische Zustände“ mit; seit Anfang März wurden ihnen sogar — im Widerspruche mit der sonstigen Usanz der „Allgemeinen Zeitung“ — die Anfangsbuchstaben seines Namens beigefügt. Wie nicht anders zu erwarten stand, wies die Redaktion jenes Blattes, das nach der Ehre geizte, ein von Diplomaten geschriebenes Journal für Könige und Fürsten zu sein, manchen Artikel zurück, welcher aus den Vorgängen in Frankreich allzu kühne Nutzanwendungen für Deutschland zog — so wurden z. B. die raisonnierenden Abhandlungen Heine's über den Beginn der französischen Revolution von 1789, über den deutschen Adel, und über den Republikaner-Aufstand von St. Méry (Bd. VIII., S. 237—299) niemals in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt — um so ehrlicher jedoch enthielt man dem Publikum nichts Thatsächliches vor, und die mildernde Abänderung einzelner Ausdrücke, über welche der Einsender jener Berichte gelegentlich bei dem alten Cotta Klage erhob [12]), berührte höchstens die Form, niemals den Sinn seiner Worte. Freilich ist nicht zu vergessen, dass die ätzende Lauge einer schonungslosen Kritik, welche Heine in seinen Korrespondenzen über das Justemilieu ergoss, den Gegnern jeder konstitutionellen Regierungsform um so willkommener sein musste, als ein gefürchteter Wortführer des Liberalismus sich hier mit ihnen zur Diskreditierung des Bürgerkönigthums zu verbinden schien. Heine mochte vielleicht gar gehofft haben, dass solches Missverstehen der Tendenz seiner Berichte ihm ein freieres Aussprechen seiner Meinung gestatten werde, als die vorsichtige Redaktion jener Zeitung es sonst geduldet hätte, und eine Zeitlang wurden in der That seine Schilderungen der Julimonarchie und der politischen Parteien in Frankreich, fast gänzlich unverstümmelt abgedruckt. Dadurch kühner gemacht, kehrte der Verfasser allmählich immer deutlicher den demokratischen Standpunkt hervor, von welchem aus er das un-[illegible]ig ränkevolle Regierungssystem Ludwig Philipp's befehdete.

Schon in seinem Korrespondenzartikel vom 28. December 1831 finden wir die charakteristische Bemerkung (Bd. VIII., S. 53): „Ich glaube, Ludwig Philipp ist kein unedler Mann, der auch gewiss nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, den angebornen Neigungen seiner Geburtsgenossen nachzugeben und sein eigenstes Lebensprincip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Sallust tiefsinnig ausspricht, die Regierungen können sich nur durch Dasjenige erhalten, wodurch sie entstanden sind, so z. B. dass eine Regierung, die durch Gewalt gestiftet worden, sich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch List, und so umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergessen, dass seine Regierung durch das Princip der Volkssouveränetät entstanden ist, und in trübseligster Verblendung möchte er sie jetzt durch eine Quasilegitimität, durch Verbindung mit absoluten Fürsten und durch Fortsetzung der Restaurationsperiode zu erhalten suchen. Dadurch geschieht es, dass jetzt die Geister der Revolution ihm grollen, ihn fast noch mehr verachten als sie ihn hassen, und unter allen Gestalten ihn befehden. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflastersteinen des Julius seine Krone verdankte, ist ein Undankbarer, dessen Abfall um so verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einsicht gewinnt, dass man sich gröblich täuschen lassen. Ja, täglich geschehen offenbare Rückschritte, und wie man die Pflastersteine, die man in den Julitagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch seitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einsetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe, so wird auch jetzt das Volk wieder an seine vorige Stelle, wie Pflastersteine, in die Erde zurückgestampft und nach wie vor mit Füßen getreten." Mit derselben Bitterkeit rückt Heine dem Könige wiederholt die zweideutige Komödie vor, durch welche er das Volk hintergangen. „Es ist schon lange her," heißt es in einem der ersten Briefe (Ebd., S. 49), „seit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenschirm durch die Straßen von Paris wanderte und mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, schlichten Hausvaters spielte, ein wahrer Jesuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjesuit. Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie man sagt, einen besondern

schmutzigen Handschuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandschuh vertauschte, wenn er in seine höhere Region, zu seinen alten Edelleuten, Bankierministern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinauf stieg." Auf das ergötzlichste erzählt Heine bei einer andern Gelegenheit (Bd. IX., S. 199), wie man den König in den ersten Monaten nach der Julirevolution zu jeder Zeit auf der Terrasse des Palais-royal habe sehen können, und zwar für fünf Franks. „Für fünf Franks! — rief ich mit Verwunderung; — zeigt er sich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandtnis: Es giebt eine Societät von Klaqueurs, Marchands de Contremarques und sonstigem Lumpengesindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Franks den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franks, so werde man ihn sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franks, so solle er auch die Marseillaise singen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs, und Höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franks gegeben, so schrieen sie noch viel lauter und gebärdeten sich wie besessen, während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Franks kosten, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marseillaise mitsang." — „Was Ludwig Philipp betrifft," heißt es in einem Berichte vom 25. März 1832 (Bd. VIII., S. 140), „so spielt er noch immer seinen Roi-citoyen, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkostüm; unter seinem bescheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuschnitte, und in seinem Regenschirme verbirgt er das absoluteste Scepter." Mit argwöhnischen Blicken verfolgt Heine unausgesetzt

die geheimen Absichten und die offenbaren Handlungen Ludwig Philipp's [13]): Dessen Uebersiedelung aus dem Palais-royal in die Tuilerien, — die kompromittierenden Enthüllungen in dem berüchtigten Rohan'schen Erbschaftsprocesse, den man die Halsbandgeschichte der jüngeren Linie nennen könne, — die Abscheidung eines umgitterten Privat-Familiengärtchens von dem öffentlichen Tuileriengarten, und die unruhige Bausucht des Königs, — seine eigenmächtige Uebernahme der Konseil-Präsidentur, — die kleinliche Befehdung der liberalen Presse und der republikanischen Opposition, — die Unterdrückung der Société des Amis du peuple auf Grund der durch polizeiliche Machinationen instigierten Verschwörung vom 2. Februar, und was der thörichten Missgriffe mehr waren, welche von einer völligen Verkennung der demokratischen Aufgabe zeugten, die das Geschick dem Sohne der Revolution, dem Erwählten des Volkes zugetheilt. „Wie herrlich," sagt Heine bei einem Rückblick auf die große Woche (Bd. VIII., S. 147 ff.), — „wie herrlich leuchtete dieser Mann im Glanze der Juliussonne, die sein Haupt wie mit einer Glorie umstrahlte, und selbst auf seine Fehler so viel heiteres Licht streute, dass sie noch mehr als seine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotische Refrain aller seiner Reden; er streichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er stand auf dem Balkon des Palais-royal und schlug mit der Hand den Takt zu der Marseillaise, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Égalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er sich von Delavigne in der Parisienne besingen und wie er sich von Horace Vernet malen lassen . . . Jetzt hütet sich Ludwig Philipp, die Worte Valmy und Jemappes so wiederholentlich wie sonst vorzubringen. Er fühlt wohl, in diesen Worten lag immer ein Versprechen, und wer sie im Munde führte, durfte keine Quasilegitimität nachsuchen, durfte keine aristokratischen Institutionen beibehalten, durfte nicht auf diese Weise den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungestraft beleidigen lassen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp musste vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron stützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er

musste ihn mit republikanischen Institutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugnis des unbescholtensten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mussten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mussten eine Wahrheit werden, Ludwig Philipp musste erfüllen, was sein ganzes Leben symbolisch versprochen hatte. Wie einst in der Schweiz, wusste er wieder als Schulmeister vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: Seht diese hübschen Länder, die Menschen darin sind Alle frei, sind Alle gleich, und wenn ihr Kleinen Das nicht im Gedächtnisse behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp musste an die Spitze der europäischen Freiheit treten, die Interessen derselben mit seinen eigenen verschmelzen, sich selbst und die Freiheit identificieren, und wie einer seiner Vorgänger ein kühnes L'état c'est moi! aussprach, so musste er mit noch größerem Selbstbewusstsein ausrufen: La liberté c'est moi!"

Dass der Julikönig Dies nicht gethan, dass er in kraftlosem Schwanken zwischen liberalen und absolutistischen Ideen sich jenem Schaukelsysteme des Justemilieu in die Arme warf, das nur durch den gleichmäßigen Anprall der verschiedenen feindseligen Parteien eine Zeitlang aufrecht erhalten werden konnte, macht ihm Heine zum beständigen Vorwurf. „Wir wollen nun die Folgen abwarten," ruft er prophetisch aus (Ebd., S. 143 u. 151). „Sie sind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit lässt sich nichts Bestimmtes voraussagen . . . Wie Nourrit als Robert-le-Diable bei der ersten Vorstellung dieser Oper durch einen Zufall in die Versenkung hinab fiel, wo eben der Vater Teufel zur Hölle fuhr, so sollte auch Ludwig Philipp sich vorsehen, dass er nicht einmal unversehens auf das versinkende Brett geräth. Er steht auf einem sehr unsichern Boden. Er hat durch eigene Schuld seine beste Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Missgriff zagender Menschen, die mit ihren Feinden gut stehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolierte die Aristokratie, die ihn hasst, und beleidigte das Volk, das seine beste Stütze war." Deutlich genug lässt Heine auch an zahlreichen anderen Stellen seiner Korrespondenzberichte durchblicken, dass er die Julimonarchie keineswegs für den Abschluss der revolutionären Bewegung, sondern höchstens für einen

momentanen Ruhepunkt halte, und daſs „nicht bloß die französische Specialrevolution noch nicht vollendet sei, sondern daſs erst die weit umfassendere Universalrevolution ihren Anfang genommen habe" (Ebd., S. 164 ff.). In einer besonderen Beilage zu seinem Artikel vom 19. April 1832 (Ebd., S. 280 ff.) verbreitet er sich ausführlich über die Usurpationen des Adels und der Kirche als die veranlassenden Ursachen der Revolution von 1789, und die Zwischennote zu dem Aufsatze über die Emeute der Republikaner beim Leichenbegängnisse des Generals Lamarque (Ebd., S. 268 ff.) ist im Grunde nur ein Kommentar jener Erörterungen und ein Fingerzeig, daſs auch in Deutschland, trotz aller noch so feierlich beschworenen Konstitutionen, keine Sicherung der Volksrechte zu erlangen sei, so lange nicht die Macht des Adels vollständig annulliert worden. Heine kommt hier ganz konsequent auf seine in den „Nachträgen zu den Reisebildern" aufgestellte Forderung einer „Emancipation der Könige", einer Befreiung Derselben aus den Etiketten des Adels, zurück, und seine Werthschätzung der Personen oder Parteien in Frankreich richtet sich ziemlich einseitig nach dem Maße, in welchem sie die Idee einer Demokratisierung des Königthums befördern oder bekämpfen. Deſshalb urtheilt er Anfangs sehr ungünstig über Ludwig Philipp, so lange er ihn für einen verkappten Aristokraten hält, der sich der Maske der Bürgerlichkeit nur in trugvoller Absicht bediene, — ein Urtheil, das sehr bald eine bedeutende Umwandlung erfuhr, als gerade die bürgerliche Gesinnung des Königs von allen Seiten zur Zielscheibe aristokratischen Hohnes gemacht wurde. Deſshalb trifft Heine's ingrimmigster Haſs die Karlistenpartei, weil diese das mittelalterliche Bündnis von Adel und Kirche zur Unterdrückung jeglicher Volksfreiheit erneuern möchte. Deſshalb sympathisiert er insgeheim weit eher mit den Bonapartisten, obschon er den späteren Abfall Napoleon's von den Principien der Demokratie bei jeder Gelegenheit scharf hervorhebt und sich seines Todes freut — „denn lebte er noch, so müſste ich ihn ja bekämpfen helfen . . . Jeder hat seine Sendung auf dieser Erde, unbewuſst erfüllt er sie und hinterläſst ein Symbol dieser Erfüllung. So sollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten; aber unein-

gedenk dieser Sendung, wollte er durch den Sieg sich selbst verherrlichen, und egoistisch erhaben stellt er sein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zusammengegossenen Kanonen der Vendomesäule. Da hatten die Deutschen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herab zu reißen von der usurpierten Höhe, von der Höhe der Vendomesäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt dieser Platz, und seit den Juliustagen flattert sie dort siegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufsetzt auf die Vendomesäule, so steht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäsar, sondern als ein durch Unglück gesühnter und durch Tod gereinigter Repräsentant der Revolution, als ein Sinnbild der siegenden Volksgewalt" (Ebd., S. 72 u. 155). Hiemit stimmen genau die Betrachtungen überein, welche Heine bei der Nachricht von dem Tode des Herzogs von Reichstadt anstellt. „Freilich," schrieb er am 20. August 1832 aus der Normandie (Ebd., S. 359 ff.), „für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten, ist jetzt Alles zu Ende. Napoleon ist ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, dessen Leibeserben in gleicher Weise früh verblichen. Aber für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für Diese nicht eine Ueberlieferung der Macht durch Zeugung und Erstgeburt; nein, ihr Bonapartismus ist jetzt gleichsam von aller thierischen Beimischung gereinigt, er ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, Den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrschergewalt seinen Namen gab, so giebt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsarthume, wozu nur Derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt. — In gewisser Hinsicht war Napoleon ein saintsimonistischer Kaiser; wie er selbst vermöge seiner geistigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, so beförderte er nur die Herrschaft der Kapacitäten, und erzielte die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klassen. Er herrschte weniger zum Besten des dritten Standes, des Mittelstandes, des

Justemilieu, als vielmehr zum Besten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand besteht; und gar seine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenstufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erstiegen wurden. Der geringste Bauernsohn konnte dort, eben so gut wie der Junker aus dem ältesten Hause, die höchsten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaisers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derselben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn Dieser nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avanciert, oder gar zum Herzog oder zum König, wie so mancher arme Bursche, der durch Muth und Talent sich so hoch emporschwingen konnte — als der Kaiser noch regierte. In dem Bilde Desselben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung seiner eigenen Herrlichkeit. Am öftesten fand ich in den Bauernhäusern das Bild des Kaisers, wie er zu Jaffa das Lazareth besucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darstellungen tragen auffallende Aehnlichkeit mit den Heiligenbildern jener christlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloschen ist. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von dessen Berührung die Pestkranken zu genesen scheinen; auf dem andern Bilde stirbt er gleichsam den Tod der Sühne. — Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen sind, wir sehen in Napoleon's Martyrtod auf St. Helena keine Versöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiser büßte dort für den schlimmsten seiner Irrthümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen. Die Geschichte hatte längst gezeigt, wie die Vermählung zwischen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt sehen wir auch, wie die einzige Frucht solcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinstarb."

Geringere Konsequenz, als in den Aeußerungen Heine's über den Bonapartismus, wird man in den Ansichten finden, die er Betreffs der republikanischen Bestrebungen zur Schau trägt. Wir sagen absichtlich: zur Schau trägt; denn es leuchtet ein, daß jede halbwegs günstige Beurtheilung republikanischer Tendenzen in einem Journale, das, wie die Augsburger

„Allgemeine Zeitung", unter „allerhöchsten Privilegien" deutscher Bundesfürsten gedruckt wurde, sich von selbst verbot. Man wird sich in diesem Falle also mehr an den Geist, als an den Wortlaut der anscheinend oft sich widersprechenden Bemerkungen halten müssen, wenn man die wahre Herzensmeinung des „journalistischen Schleichhändlers" enträthseln will, der manchmal unter dem Schutz einer sehr zweifelhaften Flagge „die gute Ladung, die er an Bord hat, in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen sucht", und sich um des nützlichen Zweckes willen nicht scheut, auch hin und wieder einmal, wie Börne ihm vorwirft [14]), den „Jesuiten der Freiheit" zu spielen. Die mit ungewohntem Pathos wiederholten Betheuerungen Heine's [15]), daß er „kein Republikaner", daß er „dem Republikwesen sehr abhold" sei, daß er „immer monarchisch gesinnt gewesen und es auch wohl immer bleibe", daß er, „Royalist aus angeborner Neigung, es in Frankreich auch aus Ueberzeugung werde", sind zuvörderst nur captationes benevolentiae, durch welche er sich die Möglichkeit der Besprechung eines so häklichen Stoffes in der Augsburger Zeitung zu verschaffen weiß. Ja, nach solchen Kautelen erscheint das Lob noch bedeutsamer, welches von einem ostensiblen Bekenner royalistischer Gesinnungen den Republikanern bei jedem sich darbietenden Anlasse gespendet wird. Die republikanische Partei in Frankreich war in Heine's Augen die einzige, welche mit Kraft und Muth für die Principien der Demokratie eintrat, er bewunderte die männliche Kühnheit ihrer Sprache, er verherrlichte in seinen Korrespondenzen mit edelster Begeisterung den Heldentod der Kämpfer von St. Méry, er würde, wenn er den Nachlaß des jungen Napoleon zu vertheilen hätte, den Republikanern das Schwert des Kaisers überliefern, „dieweil sie noch die Einzigen sind, die es zu gebrauchen verständen". — „Eine Handvoll Patrioten, oder, wie sie heute heißen: Rebellen," schrieb er in seinem Berichte vom 7. Juni 1832 (Bd. VIII, S. 311 u. 363), „schlug sich gestern in der Rue St. Martin gegen 60,000 Mann. Einstimmig wird der Heldenmuth dieser Tollkühnen gerühmt, sie sollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beständig: Vive la République! und sie fanden kein Echo in der Brust des Volks. Hätten sie statt

Dessen: Vive Napoléon! gerufen, so würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie schwerlich auf sie geschossen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hülfe gekommen. Aber sie verschmähten die Lüge. Es waren die reinsten, jedoch keineswegs die klügsten Freunde der Freiheit. Und doch ist man heute albern genug, sie des Einverständnisses mit den Karlisten zu beschuldigen! Wahrlich, wer so todesmuthig für den heiligen Irrthum seines Herzens stirbt, für den schönen Wahn einer idealischen Zukunft, Der verbindet sich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit unter dem Namen ‚Karlisten' hinterlassen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch Alles bewundere, was sie bewundern; — aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet sind. Es wäre mir lieber gewesen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären statt jener Republikaner gestorben." — In seiner Vorrede zur französischen Ausgabe der „Lutetia" (Bd. IX, S. 13) betont Heine ebenfalls den Eifer, mit welchem er zwanzig Jahre hindurch in all' seinen Korrespondenzen die Republikaner „nöthigen Falls ernstlich genug vertheidigt habe und ihre moralische Ueberlegenheit hinlänglich merken ließ", indem er „beständig den unedeln und lächerlichen Uebermuth und die völlige Nichtigkeit der herrschenden Bourgeoisie bloßstellte". Es wäre jedoch irrig, aus Alledieſem den Schluſs zu ziehen, daſs der Verfaſſer jener Berichte im Grunde seines Herzens republikanischen Staatsformen zugethan gewesen sei. Nichts lag ihm ferner, seinem lebenslustigen, schönheitsdurstigen Sinne war im Gegentheil das sittenstrenge, kunstfeindliche, auf Nivellierung aller emporragenden Sommitäten gerichtete Puritanerthum zuwider, das er seit den Tagen von Griechenland und Rom bis auf die neueste Zeit herab als den Geist des Republikanismus erkannt zu haben glaubte [16]). Indem er enthusiastisch von „jenen edlen Republikanern" sprach, „die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit", fügte er mit spöttisch frivoler Ehrlichkeit hinzu (Bd. VIII, S. 288): „Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieser

Partei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daſs ich sie jemals bekämpfen würde." Cynischer noch klingt die Erzählung Heine's in den „Geständnissen" (Bd. XIV, S. 274), daſs er, der einst in Münster mit inbrünstigen Lippen die Reliquien Jan's von Leyden geküſst, nebst den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt hatte, bei der Begegnung mit dem kommunistischen Schneider Weitling, welcher doch für dieselben Ideen gelitten und in Ketten im Gefängnis gesessen, eine unüberwindliche Abneigung gegen Diesen empfand und Nichts mit ihm gemein haben wollte. Wir begegnen hier wieder dem romantischen, jedes Vernunft- und Moralgesetz miſsachtenden Hange des Poeten, der seine Einbildungskraft mit souveräner Willkür umher schwärmen läſst, und sich für geschichtliche Thatsachen oder Personen nur dann zu begeistern vermag, wenn sie vom Glorienscheine des Erfolgs oder des tragischen Unterganges umflossen sind. Es liegt der herben Anklage Börne's [17]), daſs Heine, dem die Form das Höchste sei, sich oftmals verliere, weil er noch etwas Anderes als Künstler sein wolle, ein ganz richtiges Gefühl zu Grunde. Er liebt wirklich an der Wahrheit nur das Schöne, an der Freiheit nur die glänzende Blüthe, welche voll entwickelt im Sonnenscheine prangt: „Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber." Der Konstitutionalismus, wie er ihn in Frankreich vor Augen sah, die unwürdige Herrschaft einer nüchternen, gesinnungslosen, ängstlich für die Ruhe ihres Erwerbs zitternden Bourgeoisie, konnte dem Dichter zu Zeiten das ganze repräsentative Verfassungswesen verleiden (Bd. XI, S. 177 ff.), und ihn fast zum Lobredner des absoluten Königthums machen, das wenigstens nicht mit dem Fluche kraftloser Schwäche und willensbeschränkter Halbheit behaftet sei (Bd. VIII, S. 197 ff.). Solche Anwandlungen waren jedoch vorübergehender Art, und wenn Heine auch gelegentlich in romantischer Laune als advocatus diaboli die „heilige Würde des Absolutismus" pries, so war er doch jederzeit von der Ueberzeugung

durchdrungen, daß diese Staatsform ein von der Geschichte verurtheiltes, vom Bewusstsein der modernen Völker überwundenes System sei. Häufig genug war er sogar in Zweifel, ob nicht durch den Starrsinn der Könige, die sich jedem gemäßigten Fortschritt widersetzten, die Idee des Königthums überhaupt so gründlich diskreditiert worden, daß selbst eine konstitutionelle Monarchie auf die Dauer nicht dem Andrang republikanischer Forderungen zu widerstehen vermöge. „Aber es geschieht den Königen ganz Recht," schrieb er in einem Briefe an Cotta vom 1. März 1832 [18]); „sie haben die Liberalen, die nur gegen Adel und Pfaffenherrschaft eiferten, nicht hören wollen, und jetzt bekommen sie den blutigsten Jakobinismus auf den Hals. Es bleibt ihnen am Ende Nichts übrig, als sich in ihre Purpermäntel zu hüllen und wenigstens mit Anstand unterzugehen. Wir Gemäßigten gehen mit zu Grunde, und damit büßen wir vielleicht ab, was in unserem Oppositionsstreben zuweilen nicht aus den reinsten Absichten entsproß. Ueber kurz oder lang wird in Deutschland die Revolution beginnen, sie ist da in der Idee, und die Deutschen haben nie eine Idee aufgegeben, nicht einmal eine Lesart; in diesem Lande der Gründlichkeit wird Alles, und daure es noch so lange, zu Ende geführt." Diese Aeußerungen bezeichnen in der That ziemlich aufrichtig die Stellung, welche Heine als politischer Schriftsteller von jeher eingenommen hatte und auch ferner zu behaupten gedachte. Eine demokratische Monarchie, wo der aus den Banden der Adels- und Pfaffenherrschaft befreite König dem Volke gehöre und als Inkarnation des Volkswillens an die Spitze des Staates gestellt sei, war und blieb das politische Ideal, über welches Heine sich auch später ungern hinausdrängen ließ. Allein die Betrachtung der Weltereignisse weckte in ihm mehr und mehr den historischen, auf geschichtlichen Thatsachen beruhenden Glauben, daß sich das Königthum für die Dauer mit Palliativmitteln nicht retten lasse, und daß schließlich doch wohl der republikanischen Idee die Zukunft gehöre. Sehr treffend bemerkt er (Bd. VIII, S. 252): „Der Royalismus eines Volkes besteht dem Wesen nach darin, daß es Autoritäten achtet, daß es an die Personen glaubt, die jene Autoritäten repräsentieren, daß es in dieser Zuversicht auch der Person

selbst anhängt. Der Republikanismus eines Volks besteht dem Wesen nach darin, daſs der Republikaner an keine Autorität glaubt, daſs er nur die Gesetze hochachtet, daſs er von den Vertretern derselben beständig Rechenschaft verlangt, sie mit Miſstrauen beobachtet, sie kontroliert, daſs er also nie den Personen anhängt, und Diese vielmehr, je höher sie aus dem Volke hervorragen, desto emsiger mit Widerspruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten sucht." Solchen Maßstab an die Erscheinungen der Gegenwart legend, gelangte Heine sehr bald zu dem Resultate, daſs in Frankreich Alles schon für die nächste Zeit zu einer Republik aboutiere, während in Deutschland die Agitation der republikanischen Heißsporne vor der Hand ein thörichter Traum ohne Aussicht auf Verwirklichung sei. Er entwarf bei dieser Gelegenheit in einem, von der Redaktion der Augsburger Zeitung zurückgewiesenen Artikel ein ziemlich grelles Bild der französischen Zustände. „Von den allerhöchsten Personen bis zu den allerniedrigsten," sagte er (Ebd., S. 254 ff.), „giebt es hier keine Autorität mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Auguste, chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vidocq, von Gaspar Debüreau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters, bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbischof von Paris, von Monsieur Staub, maître tailleur, bis zu de Lamartine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis auf Paul de Kock, von Cherubini bis Biffi, von Rossini bis zum kleinsten Maulaffi — Keiner, von welchem Gewerbe er auch sei, hat ein unbestrittenes Ansehen. Aber nicht bloß der Glaube an Personen ist hier vernichtet, sondern auch der Glaube an Alles, was existiert. Ja, in den meisten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel selbst setzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheisten; man hat für den lieben Gott nicht einmal so viel Achtung übrig, daſs man sich die Mühe gäbe, ihn zu leugnen. Die alte Religion ist gründlich todt, sie ist bereits in Verwesung übergegangen, die Mehrheit der Franzosen will von diesem Leichnam Nichts mehr wissen und hält das Schnupftuch vor die Nase, wenn vom Katholicismus die Rede ist. Die alte Moral ist ebenfalls todt, oder vielmehr sie ist nur noch ein Gespenst, das nicht einmal des Nachts erscheint. Wahrlich, wenn

ich dieses Volk betrachte, wie es zuweilen hervor stürmt, und auf dem Tische, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerschlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brot und neue Spiele verlangt, und seine Lust daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut sprudeln zu sehen, dann will es mich bedünken, dieses Volk glaube nicht einmal an den Tod. Bei solchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfnissen der Eitelkeit; eine größere Gewalt aber treibt sie wider ihren Willen zur Republik. Diese Menschen, deren Bedürfnissen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchische Regierungsform entspricht, sind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Wesens mit den Bedingnissen des Royalismus zur Republik verdammt. Die Deutschen aber sind noch nicht in diesem Falle, der Glaube an Autoritäten ist noch nicht bei ihnen erloschen, und nichts Wesentliches drängt sie zur republikanischen Regierungsform. Sie sind dem Royalismus nicht entwachsen, die Ehrfurcht vor den Fürsten ist bei ihnen nicht gewaltsam gestört, sie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, sie glauben noch an Personen, sie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die Halle'sche Literaturzeitung, an Löschpapier und Packpapier, am meisten aber an Pergament. Armer Wirth! du hast die Rechnung ohne die Gäste gemacht!" — Wie sehr aber Heine die Aussichtslosigkeit des deutschen Republikanismus für die Gegenwart zu beweisen suchte, sprach er es doch andererseits mit den bestimmtesten Worten aus, dass die Idee einer Republik, wie sie bereits viele deutsche Geister erfasst habe, keineswegs eine vorübergehende Grille sei (Ebd., S. 248): „Den Doktor Wirth und den Siebenpfeiffer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunschweig und Grosse und Schüler und Savoye, man kann sie festsetzen, und man wird sie festsetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und schweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel nisten sie in den Wipfeln deutscher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang sieht man und hört man Nichts von ihnen, bis sie eines schönen Sommermorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorschein kommen, großgewachsen gleich dem Adler des

obersten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was ist denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, sie sind ewig; nur die Könige sind sterblich. Ich glaube nicht so bald an eine deutsche Revolution, und noch viel weniger an eine deutsche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längst in unseren Gräbern vermodert sind, kämpft man in Deutschland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik ist eine Idee, und noch nie haben die Deutschen eine Idee aufgegeben, ohne sie bis in allen ihren Konsequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutschen, die wir in unserer Kunstzeit die kleinste ästhetische Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichst ausgestritten, wir sollten jetzt, wo unsere politische Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert lassen?" —

Heine's Korrespondenzen über die politischen Zustände Frankreichs in einem der angesehensten Journale damaliger Zeit konnten nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der verschiedenen Parteien in ungewöhnlichem Maße zn erregen. Mehrere seiner Aufsätze wurden sofort in der „Tribüne", dem Hauptorgan der französischen Republikaner, auszugsweise mitgetheilt, während der „Temps", ein orleanistisches Blatt, sich schon am 19. Januar 1832 bitter beschwerte, dass die „Allgemeine Zeitung" jetzt Artikel liefere, die feindselig gegen die königliche Familie gerichtet seien, und dass die deutsche Censur, die nicht die geringste Aeußerung gegen absolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeste Schonung ausübe (Bd. VIII, S. 61). Was Heine, der jede direkte Betheiligung an demagogischen Umtrieben verabscheute, durchaus zu vermeiden wünschte, geschah: — die ultrarevolutionäre Partei suchte ihn zu entschiedenem Bruche mit dem gemäßigten Liberalismus zu drängen, und brachte ihn durch die nicht eben lauteren Mittel, die sie zu solchem Zweck anwandte, vollends gegen sich auf. In den Briefen an Cotta und Varnhagen klagt er wiederholt [19]) über die „jakobinischen Ränke", die man gegen ihn anzettele, um ihn zu Erklärungen zu zwingen, die ihn nach der einen Seite hin kompromittieren und seinen Korrespondenzen für die Augsburger Zeitung ein jähes Ende bereiten, oder ihn mit den Republikanern, die er in seinen Berichten so achtungsvoll

behandelte, in offene Feindschaft setzen müssten. Das eine Mal wurde der Umstand, dass Heine der von politischen Flüchtlingen geleiteten deutschen Handwerker-Association in Paris bei einer Kollekte für die Unterstützung der freien Presse einige Franks gegeben hatte, dazu ausgebeutet, ihm eine enge Verbindung mit den exaltierten Tendenzen jenes Vereins anzudichten; ein anderes Mal verdachte man es ihm, dass er seinen Namen nicht unter einen Protest setzen wollte, der von Börne und 48 deutschen Handwerkern wegen irgend einer Angelegenheit wider den Papst gerichtet ward. Man verlangte von ihm, er solle mit allen Handwerksburschen, denen der „revolutionäre Geist" und die „schlechte Gesinnung" ins Wanderbuch gesetzt war, Brüderschaft trinken, oder man wollte ihn nöthigen, als Tribun abzudanken, indem man die schnöde Verdächtigung aussprengte, seine Korrespondenzen würden unter dem unmittelbaren Einflusse der österreichischen Regierung geschrieben. Ein deutscher Buchhändler, der unter Zurücklassung beträchtlicher Schulden seinen Gläubigern in Oesterreich entlaufen war und sich in Paris als Märtyrer der Freiheit gebärdete, hatte sogar die Unverschämtheit, den Dichter selbst nach der Wahrheit jenes ehrenrührigen Geredes zu fragen. „Ich werde eben so wenig von den Oesterreichern bezahlt, wie die Oesterreicher von Ihnen bezahlt werden," gab Heine mit verächtlichem Spotte zurück (Bd. XXI, S. 247). Unter solchen Anfeindungen der Jakobiner mochte er wohl Recht haben, wenn er gegen den alten Baron Cotta äußerte, dass die Vertretung seiner Aufsätze „nach unten weit schwieriger als nach oben" sei, und deßhalb eine ungewöhnlich gnädige Censur derselben stattfinden müsse. In der That war es ihm überraschend, so heftig von einer Partei angegriffen zu werden, die eher alle Ursache hatte, ihm zu danken, dass er ihr so gute Reklamen in einem Blatte schrieb, dessen Spalten bisher der republikanischen Bestrebungen höchstens in gelegentlichen Schmähartikeln gedacht hatten.

Aengstlicher besorgt war Heine über die Aufnahme seiner Artikel abseiten der deutschen Regierungen und der französischen Behörden. Er wähnte sich von Spionen umringt, und schwebte jahrelang in der beständigen Furcht, wie so viele politische Flücht-

linge arretiert oder auf Requisition der preußischen Gesandtschaft aus Frankreich verwiesen zu werden[20]). Die mit Inschriften versehenen Dolche, die ein bekannter, seitdem in einem deutschen Irrenhause verstorbener Flüchtling am 1. Januar 1832 als étrennes unter seine Freunde vertheilte, und von denen auch Heine einen erhielt, jagten ihm einen unbeschreiblichen Schreck ein. Harangierte Börne die deutschen Arbeiter, so mischte er sich verstohlen in den Haufen, um über Börne und Dessen „ungewaschenes" Publikum tabakrauchender Schuster- und Schneidergesellen seine Witze machen zu können; allein er entfernte sich sogleich, wenn er vernahm, daß man die gefürchteten Sergeans de ville in der Versammlung erwarte. Eben so besuchte er mehrfach die Zusammenkünfte der Amis du peuple, und lauschte mit Interesse den republikanischen Reden eines Blanqui und Cavaignac; auch an dem denkwürdigen 2. Februar befand er sich dort, aber er verließ eiligst den Saal, als sein Nachbar ihm zuflüsterte, dass wahrscheinlich die Nationalgarde und die Linie das Haus cernieren würden, und ihn frug, ob er für diesen Fall seine Pistolen bei sich habe. „Ich will sie holen," sagte Heine, und fuhr zu einer Soirée im Faubourg St. Germain (Bd. VIII., S. 92). — Seine Wohnung in Paris war meist nur seinen vertrautesten Freunden bekannt, und mit Absicht so gewählt, dass sie schwer zu finden war. Während er Anfangs in einem hauptsächlich von Deutschen bewohnten Hôtel der Rue Richelieu logiert hatte, bezog er im März oder April 1832 die Zimmer eines zweiten Stockwerks in der Rue de l'Echiquier, welche er von einer alten Dame gemiethet; sie lagen in einem nach der Straße verdeckten Hinterhofe, in welchem Gras wuchs und Todtenstille herrschte. Ein häßlicher Mohr war seine ganze Bedienung; er brachte ihm das Theewasser und besorgte seinen kleinen Haushalt. Auch später blieb Heine bis zu seinen letzten Lebensjahren fast beständig in dem wenig fashionablen Quartier der Faubourgs Poissonnière und Montmartre wohnen[21]).

Besser, als die misstrauischen Stimmführer der republikanischen Partei, verstanden die unerbittlichen Gegner jedes politischen und gesellschaftlichen Fortschritts, den revolutionären Inhalt der Heine'schen Korrespondenzen an die „Allgemeine Zeitung" zu

würdigen. Metternich und Gentz, welche dem Talente des Dichters insgeheim die höchste Anerkennung zollten und sich Stunden lang in den „melancholischen süßen Gewässern" seiner Lyrik wie in einem Quell der Verjüngung badeten[22]), merkten nur zu gut, daſs die scheinbar gemäßigte Sprache seiner Berichte aus der Seinestadt eine Maske sei, welche den Zweck habe, die Censurbehörden über den aufregenden Charakter der vorgebrachten Erörterungen zu täuschen. Das ganze Trachten jener Staatsmänner war und blieb darauf gerichtet, das alte Bevormundungssystem nicht in Oesterreich allein, sondern in allen deutschen Staaten aufrecht zu erhalten, und den „französischen Umsturzideen" jeden Eingang in das heilige römische Reich zu versperren. Heine dagegen brachte diese verhaſsten Ideen fortwährend zur öffentlichen Debatte; seine Korrespondenzen aus Frankreich entrollten dem deutschen Volke das anschaulichste Bild jener politischen Kämpfe, die jenseit des Rheines mit aller Leidenschaftlichkeit einer ernsten Ueberzeugung, eines stürmischen Freiheitsdranges geführt wurden; und immer waren es die Principien der Revolution von 1789, welche den Maßstab lieferten, nach welchem das endgültige Urtheil über Personen und Zustände gefällt ward. Der Napoleonkultus Heine's feierte den Mann, welcher diese Grundsätze zu verwirklichen gesucht und nur deſshalb untergehen muſste, weil er, ihnen untreu geworden, sich in die Reihe autokratischer Despoten gestellt hatte; Ludwig Philipp wurde beständig an den revolutionären Ursprung seiner Regierung erinnert und vor der Verleugnung desselben gewarnt, wenn er nicht Thron und Leben leichtsinnig gefährden wolle; gegen die deutschen Despoten aber hatte Heine vollends keinen wirksameren Trumpf auszuspielen, als daſs er ihnen bei jedem Schlag, den sie wider die Freiheit führten, das drohende Gespenst der Guillotine und den Moniteur von 1793 vor Augen hielt. „Das ist ein Höllenzwang," rief er ihnen am Schlusse seiner Vorrede zu den „Französischen Zuständen" (Bd. VIII, S. 38) gellend ins Ohr, „den ihr nicht an die Kette legen könnt, und es sind Beschwörungsworte darin, die viel mächtiger sind als Gold und Flinten, Worte, womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod schickt, Worte, womit man die Zwerge zu Riesen

macht und die Riesen zerschmettert, Worte, die eure ganze Macht zerschneiden, wie das Fallbeil einen Königshals." — Wenn nun auch die deutschen Kabinette sich scheuten, durch eine officielle Reklamation gegen die Aufsätze Heine's in der „Allgemeinen Zeitung", offen vor aller Welt einzugestehen, wie großes Gewicht sie denselben beilegten und wie fatal ihnen die unter scheinbarem Indifferentismus verhüllte Diskussion der wichtigsten politischen Fragen sei, so war doch Metternich keineswegs gesonnen, einem so unbequemen Gegner ungehindert das öffentliche Wort zu lassen. Der pfiffige Staatsmann, welcher die geheime Intrige von jeher der brutalen Gewalt vorzog, fand denn auch bald das geeignete Mittel, seinen Zweck unter der Hand zu erreichen. Er ließ Gentz einen Privatbrief an den alten Baron Cotta schreiben, worin Letzterer freundschaftlich auf die Pariser Korrespondenz-Artikel aufmerksam gemacht ward, die in der „Allgemeinen Zeitung" Aufnahme gefunden, und die meistens in feindseligen oder, was noch schlimmer, in herabwürdigenden Ausdrücken von dem Ministerium Casimir Perier's und von der französischen Regierung sprächen. Die in jenen Korrespondenzen vertretene Ansicht sei nach und nach immer schärfer entwickelt, die Sprache Derer, welche sie geltend machen wollten, immer bitterer und heftiger geworden. Unleugbar habe die Augsburger Zeitung aber in den letzten sechs Monaten durch die Tendenz ihrer meisten politischen Artikel der Kriegspartei mächtigen Beistand geleistet; die fast täglichen Verunglimpfungen Perier's hätten der Sache des Friedens und der konstitutionellen Monarchie mehr geschadet, als die ärgsten karlistischen und republikanischen Diatriben der „Gazette de France" und der „Quotidienne", des „National" und der „Tribüne", da die Existenz jenes Ministeriums eine der letzten Bürgschaften der Fortdauer des europäischen Friedens sei. Von dem Verleger der Zeitung, hieß es weiter, könne man doch füglich nicht annehmen, daß es zu der Partei Derjenigen übergegangen sein sollte, die das Heil der Welt — sei es im Sinne einer gewaltsamen Kontrerevolution oder eines völligen Umsturzes der alten gesellschaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarten. „Endlich aber," fährt Gentz wörtlich fort, „ist das Maß — verzeihen Sie mir das starke Wort — dieser falschen und, wie

ich glaube, höchst verderblichen Richtung voll geworden durch die Aufnahme der schmählichen Artikel, die Heine seit einiger Zeit unter dem Titel ‚Französische Zustände‘ wie einen Feuerbrand in Ihre, solchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein sehr großer Theil des Publikums ergötzt sich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine, und Perier — und Ludwig Philipp mit ihm — sind bloß und allein weil sie Ordnung und Frieden als ihren Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutschland, so sehr in Misskredit gefallen, dass man heute schon lieber die Kosacken als das verschrieene Justemilieu in Paris regieren sehn möchte. Dies Alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange zugesehen, um nicht auf das Unglaublichste und Unsinnigste in den Revolutionen der Meinung stets gefasst zu sein. Dass Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe. Was ein verruchter Abenteurer wie Heine, den ich als Dichter gelten lasse, ja sogar liebe, und gegen den also kein persönlicher Hass mich bewegt, eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht errathen lässt. Mich dünkt aber, die grenzenlose Verachtung, womit diese Unholde unter Anderm, und jetzt vorzugsweise, von den achtbarsten Klassen des Mittelstandes sprechen, sollte selbst diese Klasse gegen sie aufbringen. Ein Artikel in der Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: ‚noch nie, selbst nicht in den Zeiten der Pompadour und Dubarry, habe Frankreich in den Augen des Auslandes so tief gestanden, und es zeige sich jetzt, dass in einer Maitressenherrschaft immer noch mehr Seele zu finden sei, als in dem Komptoir eines Bankiers.‘ Wie muss einem aufgeklärten Kaufmann hierbei zu Muthe sein? Die Geistlichkeit und den Adel mag man längst nicht mehr; sie sind abgethan: requiescant in pace! Wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angestellte, Bankiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers, noch mehr perhorresciert werden, als die ehemaligen

Fürsten, Grafen und Barone, Wer soll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwischen den Redakteurs des ‚Freisinnigen‘ (Rotteck und Welcker), als der — Gott stehe uns bei! — gemäßigteren Revolutions-Koterie, und Volksvertretern wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer rc.“

Der Baron Cotta konnte über die Bedeutung solch eines freundschaftlichen Privatbriefes aus der kaiserlich-königlichen Staatskanzlei nicht einen Augenblick in Zweifel sein. Der Process gegen die hervorragenden Redner des Hambacher Festes, das Verbot des „Freisinnigen“, der „Deutschen Tribüne“, des „Westboten“, der „Zeitschwingen“, des „Wächters am Rhein“ und anderer süddeutschen Oppositions-Journale durch Bundesbeschluss lieferten gleichzeitig einen beredten Kommentar zu dem Gentz’schen Schreiben und ließen es nicht räthlich erscheinen, eine Warnung in den Wind zu schlagen, die von so hoher Stelle kam, und die offenbar den Zweck hatte, der „Allgemeinen Zeitung“ ein ähnliches Geschick zu ersparen. Heine musste seine Korrespondenzberichte einstellen — er beeilte sich aber, den uneingeschüchterten Muth seiner freien Gesinnung zu beweisen, indem er die „Französischen Zustände“ mit allen von der Redaktion jener Zeitung zurückgewiesenen Aufsätzen, mit allen von der bairischen Censurbehörde gestrichenen Invektiven und mit einer Vorrede in Druck gab, deren unerhört kühne Sprache die heimischen Machthaber aufs äußerste reizen und dem Dichter die Rückkehr ins deutsche Vaterland auf immer abschneiden musste. Was die „jakobinischen Ränke“ nicht hatten erwirken können, Das bewirkte jetzt die Brutalität der Reaktion — Heine ließ die besonnene Ruhe und Mäßigung fahren, und er, der noch kurz zuvor in den Tagen revolutionärer Hoffnungen jede Verbindung mit den demagogischen Wortführern des Radikalismus unmuthig zurückgewiesen, übernahm jetzt, wo der politische Horizont sich drohend verfinsterte, eine freiwillige Solidarität, wenn nicht für die extremen Grundsätze, zu denen sie sich bekannten, so doch für das Martyrium, in welches ihr patriotischer Eifer sie gestürzt hatte. Nicht unpassend verglich er die republikanischen Enragés, welche durch ungeschickte Nachahmung seiner eigenen scharfen Polemik sich die schlimmsten Bedrängnisse auf den Hals gezogen, mit

jenem Affen, der zugesehen hatte, wie ein Mensch sich rasierte, und der bei dem Versuch, die Manipulation an sich selbst zu wiederholen, sich die Kehle abschnitt (Bd. VIII., S. 12): „Ich weiß nicht, in wie weit jene deutschen Jakobiner sich die Kehle abgeschnitten; aber ich sehe, dass sie stark bluten. Auf mich schelten sie jetzt. Seht, rufen sie, wir haben uns ehrlich eingeseift und bluten für die gute Sache, der Heine meint es aber nicht ehrlich beim Barbieren, ihm fehlt der wahre Ernst beim Gebrauche des Messers, er schneidet sich nie, er wischt sich ruhig die Seife ab, und pfeift sorglos dabei, und lacht über die blutigen Wunden der Kehlabschneider, die es ehrlich meinen. — Gebt euch zufrieden; ich habe mich diesmal geschnitten." — „Jetzt freilich," sagt er an einer andern Stelle seiner Vorrede (Ebd., S. 16), „in dieser Zeit, werden sie mich weniger verkennen, als damals, wo sie am Ziel ihrer Wünsche zu stehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken schwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, so lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeisterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muss. Ich würde lieber bei dem ärmsten Franzosen um eine Kruste Brot betteln, als dass ich Dienst nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutschen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludierenden Uebergang zum Servilismus." Auch die vertraulichen Aeußerungen Heine's in den Briefen an seine Freunde bestätigen, dass er durch Veröffentlichung jener Vorrede hauptsächlich den Verleumdungen ein Ende machen wollte, die ihn wegen seiner Korrespondenzen für die Augsburger Zeitung der illiberalsten Tendenzen, wohl gar des interessierten Abfalls von der Sache der Freiheit, bezichtigten. „Durch die Vorrede zu den ‚Zuständen‘," schrieb er an Immermann (Bd. XX., S. 7), „habe ich nur zeigen wollen, dass ich kein bezahlter Schuft bin." Und in einem Briefe an Varnhagen heißt es [23]: „Diese Vorrede, das leidenschaftliche Produkt meines Unmuths über die bundestäglichen Beschlüsse, versperrt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland; aber

sie rettet mich vielleicht vor dem Laternentod bei der nächsten Insurrektion, indem jetzt meine holden Landsleute mich nicht mehr des Einverständnisses mit Preußen beschuldigen können." Mit den Bundestagsbeschlüssen, auf welche der Dichter hier anspielt, ist das vorhin erwähnte schmachvolle Dekret vom 28. Juni 1832 gemeint, welches den officiellen Vernichtungskrieg der deutschen Regierungen gegen die ständischen Repräsentativ-Verfassungen eröffnete, und dem schnöden Rechtsbruche den Schein eines gesetzlichen Aktes verlieh. Gegen diese arglistige Hintergehung des Volksvertrauens trat Heine mit geharnischten Worten als öffentlicher Ankläger in die Schranken. Er wies darauf hin, daſs die Urkunde, auf welche jene Bundestagsbeschlüsse sich beriefen, nämlich die Wiener Bundesakte, ein aus Lug und Trug gewobenes und deſshalb juristisch wie moralisch ungültiges Dokument sei. „Bis jetzt," sagte er (Bd. VIII., S. 29), „hat man von jenem Meisterwerk der edlen Junkerschaft wenig Gebrauch gemacht, und sein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig sein. Nun es aber ins rechte Tageslicht gestellt wird, dieses Meisterstück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befestigt werden kann, die Fußangeln, die versteckten Halseisen, Daumenschrauben, kurz, nun die ganze künstliche, durchtriebene Arbeit sichtbar wird: jetzt sieht Jeder, daſs das deutsche Volk, als es für seine Fürsten Gut und Blut geopfert und den versprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen sollte, aufs heilloseste getäuscht worden, daſs man ein freches Gaukelspiel mit uns getrieben, daſs man, statt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtschaft ausgefertigt hat. Kraft meiner akademischen Befugnis als Doktor beider Rechte erkläre ich feierlichst, daſs eine solche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde null und nichtig ist; kraft meiner Pflicht als Bürger protestiere ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni aus dieser nichtigen Urkunde geschöpft haben; kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieser Urkunde meine Anklage, und klage sie an des gemiſsbrauchten Volksvertrauens, ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät, ich klage sie an des Hochverraths am

deutschen Volke — ich klage sie an!" — Nicht die ohnmächtigen konstitutionellen Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten macht Heine für die freiheitsmeuchlerischen Beschlüsse des Bundestages verantwortlich, sondern die beiden absoluten Großmächte, Oestreich und Preußen, welche auf Jene offen wie insgeheim aller Art Zwang ausgeübt, und es bedünkt ihn, als habe das schlaue Oestreich wieder das Hauptodium des neuen Attentats gegen die Volksrechte auf die Schulter seines nördlichen Bundesgenossen zu wälzen gewusst. Wir finden stets, dass Heine von dem offenen, konsequenten Gegner mit weit größerer Achtung, als von dem zweideutigen Gesellen spricht, der unter der Maske halben Entgegenkommens seine feindliche Stellung verbirgt. Vor dem rigorosen Rabbinenthum hat er im Grunde seines Herzens mehr Respekt, als vor der neumodischen Tempelreform, die mittwegs zwischen Judenthum und Christenthum stecken bleibt; für den Katholicismus vermag er sich unter Umständen als Poet zu begeistern, der rationalistisch verwässerten Aufklärung wendet er mit Ekel den Rücken zu; die „heilige Würde" des Absolutismus konnte ihm, wie wir sahen, zum mindesten in der Theorie einen Augenblick imponieren, aber das phrasenhafte Prunken mit liberalen Zeitideen im Munde von Staatsmännern, deren geheime Absicht auf Unterdrückung jeder freien Regung des Volksgeistes gerichtet war, reizte ihn zu Hohn und Verachtung. Hierin liegt die Erklärung, wesshalb Heine mit ungleich maßloserer Bitterkeit von Preußen, als von Oestreich sprach. „Oestreich," sagte er (Ebd., S. 19), „war immer ein offner, ehrlicher Feind, der nie seinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet oder auf eine kurze Zeit eingestellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angst des Herzens den Demagogen gespielt, er hat nie Arndt's Lieder gesungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Hasenhaide geturnt, er hat nie pietistisch gefrömmelt, er hat nie mit den Festungsarrestanten geweint, während er sie an der Kette festhielt; man wusste immer, wie man mit ihm dran war, man wusste, dass man sich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete sich vor ihm." — Anders Preußen, für dessen angestrebte Hegemonie und Schirmherrlichkeit über Deutschland Heine sich um so weniger zu be-

geistern vermochte, da Friedrich Wilhelm III. nicht nur die Erfüllung des seinem Volke in verhängnisvollster Zeit gegebenen Versprechens einer freien Konstitution unterließ, sondern obendrein seine Macht und seinen Einfluss missbrauchte, um Metternich bei der Vernichtung der kaum emporgeblühten Konstitutionen in den deutschen Nachbarstaaten behilflich zu sein. „Und Friedrich Wilhelm hatte doch so viel Grund zur Dankbarkeit gegen sein Volk; denn nie befand sich ein Fürst in einer kläglicheren Lage als die, worin der König von Preußen nach der Schlacht von Jena gerathen war, und woraus ihn sein Volk gerettet!" Die persönlichen Tugenden des preußischen Monarchen zählt Heine mit rühmender Anerkennung auf, er findet es sehr hübsch und löblich, dass Derselbe noch jüngst eine namhafte Summe aus seiner Privatkasse geopfert, um die berühmte Windmühle von Sanssouci, welche der jetzige Eigenthümer aus Geldnoth verkaufen wollte, als ein Denkmal preußischer Gerechtigkeitsliebe in dem alten Zustande zu erhalten — „aber," frägt Heine mit eindringlicher Mahnung (Ebd., S. 33), „wo bleibt die versprochene Konstitution, worauf das preußische Volk nach göttlichem und weltlichem Rechte die eigenthümlichsten Ansprüche machen kann? So lange der König von Preußen diese heiligste ‚Obligatio' nicht erfüllt, so lange er die wohlverdiente freie Verfassung seinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und sehe ich die Windmühle von Sanssouci, so denke ich nicht an preußische Gerechtigkeitsliebe, sondern an preußischen Wind." — „Es ist wahr," bemerkt er an einer früheren Stelle (Ebd., S. 21 ff.), „noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünscht und in seinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutschlands zu sehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu födern gewusst, und es gab einen preußischen Liberalismus, und die Freunde der Freiheit blickten schon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu solchem Vertrauen verstehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Besorgnis diesen preußischen Adler, und während Andere rühmten, wie kühn er in die Sonne schaue, war ich desto aufmerksamer auf seine Krallen. Ich traute nicht diesem Preußen, diesem langen frömmelnden Kamaschenheld mit

dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er damit zuschlägt. Mir missfiel dieses philosophisch christliche Soldatenthum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieses Preußen, dieses steife, heuchlerische, scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten. Endlich, als Warschau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin Preußen sich so schön zu drapieren gewusst, und selbst der Blödsichtigste erblickte die eiserne Rüstung des Despotismus, die darunter verborgen war." Im weiteren Verfolg dieses Gedankens spricht Heine seine Entrüstung darüber aus, wie diese preußischen Staats-Tartüffe, diese „Jesuiten des Nordens", die Sache der Freiheit selbst zu diskreditieren gewusst, indem sie dieselbe von den liberalsten Schriftstellern, die sie arglistig in ihren Dienst gelockt, auf obrigkeitlichen Wink schmählich begeifern ließen. Er weist darauf hin, wie Friedrich von Raumer, der noch vor wenigen Monaten als Mitglied der Obercensurbehörde gegen deren allzu unterdrückungssüchtige Strenge sich aufgelehnt, jetzt den Auftrag erhalten habe, das unverantwortliche Verfahren der preußischen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen; wie Leopold Ranke in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeschlüsse drucken lassen, wie Hegel die Knechtschaft des Bestehenden als vernünftig justificieren, wie Schleiermacher gegen die Freiheit predigen und christliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen musste. „Empörend und verrucht" nennt er (Ebd., S. 26) diese Benutzung von Philosophen und Theologen, durch deren Einfluss man auf das gemeine Volk wirken wolle, und die man zwinge, durch Verrath an Vernunft und Gott sich öffentlich zu entehren. Er warnt die heimischen Machthaber vor den servilen Gestalten, die mit so knechtischer Demuth ihren Thron umwedeln, oder gar in Harlekinstracht vermummt durch alberne Schnurren ihnen das Zwerchfell erschüttern. Mehr aber noch, als vor diesen kleinen Narren und Schelmen, warnt er sie vor dem großen Narren, dem deutschen Volke, dessen buntscheckige Jacke aus sechsunddreißig Flicken besteht: „An seiner Kappe hängen, statt der Schellen, lauter centnerschwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er

eine ungeheure Pritsche von Eisen. Seine Brust aber ist voll Schmerzen. Nur will er an diese Schmerzen nicht denken, und er reißt deßhalb um so lustigere Possen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm seine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann schüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt sich selber mit dem christlich frommen Glockengeläute seiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über seine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth, dann wird er rein wüthend und schlägt nach ihm mit der eisernen Pritsche. Er ist überhaupt wüthend gegen Jeden, der es gut mit ihm meint. Er ist der schlimmste Feind seiner Freunde, und der beste Freund seiner Feinde. O! der große Narr wird euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit seinen Riesenspäßen wird er immer eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen seine alten Kunststücke machen und unzählige Lasten auf der Nase balancieren und viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche herumtrampeln lassen. Aber habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all' die Lasten zu schwer werden, und daß er eure Soldaten von sich abschüttelt, und euch selber, aus Ueberspaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so daß euer Hirn bis an die Sterne spritzt? — Fürchtet euch nicht, ich scherze nur. Der große Narr bleibt euch unterthänigst gehorsam, und wollen euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große schlägt sie todt."

Je rückhaltloser Heine in der Vorrede zu den „Französischen Zuständen" die revolutionären Sympathien ausgesprochen, welche er in seinen Aufsätzen für die „Allgemeine Zeitung" nur schüchtern und vorsichtig hatte andeuten können, desto mißmuthiger verstimmte ihn die Nachricht, daß von der Censur mehr als die Hälfte seines geharnischten Manifestes unterdrückt worden sei. Was aber noch widerwärtiger: durch diese Unterdrückungen war der Sinn seiner muthvollen Worte nicht bloß entstellt, sondern häufig gar in das direkte Gegentheil, in ein serviles Lob derselben Personen und Zustände verkehrt worden, denen er ein unauslöschliches Brandmal auf die Stirn prägen wollte. Gegen diese heillose Fälschung seiner Gedanken legte Heine sofort in der „Allgemeinen Zeitung" vom 11. Januar 1833 öffentliche

Verwahrung ein (Bd. XX., S. 10). Gleichzeitig verlangte er von seinem Verleger Julius Campe, der das mehr als zwanzig Bogen starke Buch aus Besorgnis vor einer Konfiskation der ganzen Auflage zur Censur gegeben und dadurch die Verstümmelung des Manuskriptes verschuldet hatte, daſs Derselbe nunmehr auf jede Gefahr, wenn auch allenfalls unter einer fingierten Firma, die Vorrede in unverkürzter Gestalt, und mit einer „Vorrede zur Vorrede“ begleitet, als besondere Broschüre herausgebe. Er schrieb ihm u. A. (Bd. XX., S. 7 ff.): „Eben erhalte ich die Vorrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutschland als ein trübseliger Schmeichler des Königs von Preußen erscheine — stände nicht auch darin, daſs Professor Raumer der beste unter den Schriftstellern sei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuskript stand: ‚er ist von allen schlechten Schriftstellern noch der beste.‘) — Ich bin betäubt vor Kummer, und erst mit nächster Post erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Post geht ab. — Eben weil es jetzt so schlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muſs jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daſs ich mir Deutschland auf Lebenszeit versperre, wenn die Vorrede erscheint, aber sie soll ganz so erscheinen, wie das Manuskript ist, und nebst der Vorrede zur Vorrede, die Sie schon vor mehreren Wochen erhalten. Der Titel der Broschüre ist ‚Vorrede‘. Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit erscheinen müssen. — Das ist ein großer Kummer. Sie darf auch Wenig kosten. Nur schnell! Ich kann nicht eher honett schlafen, bis die ‚Vorrede‘ in der Welt ist. Merken Sie sich Das . . . Merckel ist schadenfroh; sagen Sie ihm, ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daſs er den Sieg Dessen, wofür er sich in alle möglichen Misèren hineinschreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt dreißig Jahr' still bleiben. Aber meine ‚Vorrede‘ muſs doch schnell, schnell gedruckt werden. Schreiben Sie mir nur gleich — ich bin wüthend auf Sie. — Ich kann gewiſs nicht schlafen, ehe die Vorrede gedruckt ist. Es wär' besser gewesen, es wäre noch mehr davon unterdrückt worden. Wie viel Schererei um diese Bagatell, wofür ich nur Noth und Verfolgung einernte! — Der Teufel hole Sie!“ — Einem so bestimmt ausgesprochenen Verlangen nachgebend, schickte Campe das Manu-

skript der Vorrede nach Altenburg in die Pierer'sche Druckerei. Schon sollte die Ausgabe der Broschüre in den nächsten Tagen erfolgen, als Heine, geängstigt durch das muthmaßliche Resultat einer so dreisten Veröffentlichung, plötzlich Befehl zur Vernichtung der ganzen Auflage gab. Sämmtliche Exemplare wurden in der Druckerei eingestampft; nur ein Korrekturabzug blieb in den Händen Campe's, und konnte später bei Herausgabe von H. Heine's sämmtlichen Werken benutzt werden. Sonderbar genug, erschien die Vorrede (jedoch ohne die „Vorrede zur Vorrede") bald darauf — im Juli 1833 — bei Heideloff und Campe in Paris, unverkürzt, und fast wörtlich übereinstimmend mit der vom Verfasser besorgten französischen Version. Heine giebt freilich in einem Schreiben an Varnhagen vom 16. Juli 1833 und in einem Briefe an Heinrich Laube vom 23. November 1835 zu verstehen, als sei diese Veröffentlichung ohne sein Zuthun und sehr gegen seinen Willen erfolgt: Campe habe unbefugterweise einige Exemplare des Abdrucks an durchreisende Polen geschenkt, und nach solch einem Exemplar und der französischen Ausgabe habe ein in Paris lebender Deutscher, ein Spion der preußischen Regierung, um dem Dichter zu schaden, die Vorrede willkürlich ergänzt und auf eigene Hand herausgegeben. „Ich erzähle Ihnen Das," schreibt er an Varnhagen, „damit Sie mich nicht der größten Thorheiten beschuldigen. Ich habe wahrlich nicht die Absicht, demagogisch auf den Moment zu wirken, glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutschen." In ähnlicher Weise sprach sich Heine damals gegen den preußischen Gesandten Baron von Werther aus, den er besuchte, um ihn zu versichern, daß er keineswegs so feindliche Dinge gegen Preußen im Schilde führe, wie das Gerücht ihm zuschreibe. Jedenfalls hat sich Heine durch diesen Versuch, die Verantwortlichkeit für den Druck seiner Vorrede auf fremde Schultern zu wälzen, in ein sehr zweideutiges Licht gestellt; denn sechs Tage vor dem Briefe an Varnhagen rühmt er sich gegen Laube der Veröffentlichung jener politischen Flugschrift in deutscher wie in französischer Sprache als einer couragösen, folglich doch gewiß von ihm selbst ausgehenden That [24]: „Die Herausgabe der Vorrede eben jetzt, in der allgemeinen Angst,

wird wohl das Publikum belehren, daſs es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas zu gelinde flöte."

Heine hatte sich übrigens in der Erwartung geirrt, daſs die Veröffentlichung seiner vervollständigten Zeitungskorrespondenzen über die politischen Zustände Frankreichs und seiner leidenschaftlichen Vorrede großes Aufsehn in Deutschland erregen werde. Börne's „Briefe aus Paris", die Redner des Hambacher Festes und die aufreizenden Flugblätter der süddeutschen Revolutionspropaganda hatten das Publikum allmählich an eine noch derbere Sprache gewöhnt. Heine's „Französische Zustände" wurden zudem in fast sämmtlichen deutschen Staaten sofort bei ihrem Erscheinen auf den Index verbotener Bücher gesetzt, und die mit verschärfter Strenge gehandhabte Preſspolizei sorgte dafür, daſs in den Tagesblättern keine halbwegs günstige Besprechung die Aufmerksamkeit auf das verpönte Buch hinlenken durfte. Während der Hamburger Professor Wurm dasselbe in einer giftigen Recension der von ihm redigierten „Kritischen Blätter der Börsenhalle" (Nr. 136, vom 4. Februar 1833) als das einseitig frivole Machwerk eines jakobinischen Fanfarons darstellte, griff Börne im letzten Bande seiner Pariser Briefe [25]) den Verfasser wegen seiner schwankend unentschiedenen Haltung an, die es weder mit den Fürsten und Aristokraten, noch mit der republikanischen Umsturzpartei gänzlich verderben wolle. Die Pariser Ausgabe der Vorrede aber gelangte überhaupt nur in vereinzelten Exemplaren nach Deutschland; denn ein Bundestagsbeschluſs vom 5. Juli 1832 hatte verfügt, daſs keine im Ausland in deutscher Sprache erschienene, weniger als zwanzig Bogen betragende Druckschrift politischen Inhalts in einem deutschen Bundesstaate ohne vorgängige Erlaubnis der Regierung zugelassen und verkauft werden dürfe. So von allen Seiten gehemmt, geschmäht und befehdet, kostete es Heine geringe Ueberwindung, einstweilen der politischen Tagesschriftstellerei zu entsagen und sich auf ein ersprießlicheres Feld literarischer Wirksamkeit zu begeben, das seinem Talent höhere Aufgaben und seinem Dichterruhm neidlosere Lorbern in Aussicht stellte.

Drittes Kapitel.

Der Saint-Simonismus.

Die politisch unfreien Zustände in Deutschland und die Hoffnung, in Frankreich Zeuge einer, wenn nicht ungehinderten, so doch kräftig fortschreitenden Entwicklung des öffentlichen Lebens zu sein, waren der Hauptgrund gewesen, der Heine zur Uebersiedelung nach Paris bestimmt hatte. Es verstand sich daher von selbst, daſs es sein angelegentlichstes Bemühen war, sich so rasch wie möglich einen klaren Einblick in die politischen Verhältnisse des Landes zu verschaffen, das er aus Sympathie mit den Freiheits- und Gleichheitsideen der Revolution von 1789 zu seiner neuen Heimat erkoren. Diese Ideen, welche unter der Restaurationsherrschaft Karl's X. gewaltsam erstickt worden, schienen durch den Donner der Julitage plötzlich wieder aus dem Grabe erweckt zu sein. Der Bürgerkönig mit rundem Filzhut und Regenschirm, mit seinen poignées de main und seinem Bankierminister war auf den ersten Blick ein bedeutsamer Gegensatz zu dem aristokratischen Hofstaate des ancien régime, und als schnell genug unter der volksfreundlichen Vermummung das absolutistische Scepter zum Vorschein kam, zeigte die opfermuthige Opposition der Republikaner, daſs es in Frankreich noch Männer gab, die entschlossen waren, sich die Früchte des glorreichen Kampfes nicht abermals durch brutale Gewalt oder durch schlauen Betrug entwinden zu lassen. — Wir haben indeſs gesehen, daſs Heine bald zu der Erkenntnis gelangte, sich keiner von allen

politischen Parteien in Frankreich rückhaltlos und mit aufrichtiger Begeisterung anschließen zu können. Die Karlisten, welche die Feudalhierarchie der Vergangenheit wieder herstellen wollten, verabscheute er. Die Bonapartisten schob der Tod des Herzogs von Reichstadt einstweilen ganz in den Hintergrund der geschichtlichen Bühne. Gegen das mit Ludwig Philipp zur Herrschaft gelangte System des Justemilieu, das sich auf die Furcht der besitzenden Klassen vor jeder revolutionären Umwälzung stützte und an Stelle des Geburtsadels das Aufkommen einer geistlosen Geldaristokratie begünstigte, empfand Heine nicht allein die natürliche Abneigung des Poeten, sondern ihn ergriff auch die geheime Besorgnis, dass schließlich nur Form und Name der alten Knechtschaft verändert worden, und dass bei einem Regimente der Bourgeoisie die ideellen Güter der Menschheit noch weniger Schutz finden möchten, als bei der Willkürherrschaft unumschränkter Monarchen. Mit der Partei der entschiedenen Republikaner endlich vermochte er wohl in so weit zu sympathisieren, als er ihre heldenmüthige Hingabe an die von ihnen vertretene Sache bewunderte; aber er theilte weder ihren Glauben, dass durch den bloßen Wechsel der Staatsform eine menschheitbeglückende Wiedergeburt der Gesellschaft zu erreichen sei, noch ihr kriegerisches Gelüste, die Annahme ihrer Principien mit Waffengewalt der eigenen Nation und den benachbarten Völkern aufzuzwingen. Er hatte, wie schon erwähnt wurde, in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthalts die Versammlungen der Amis du peuple und die Zusammenkünfte deutscher Handwerker mehrfach besucht; aber die einseitig negative Art, in welcher hier wie dort die großen Zeitfragen unter Anwendung hochtönender Konventsphrasen aus der Terminologie von 1793 diskutiert wurden, musste ihm auf die Dauer um so mehr missfallen, je engherziger sich das Ziel dieser revolutionären Bestrebungen auf den Umsturz der monarchischen Regierungsform beschränkte. Er vermisste in denselben jeden Kern eines positiven Verlangens, jeden weltreformatorischen Gedanken, der eine sichere Grundlage für den Neubau der staatlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnisse hätte abgeben können. Ja, im Grunde genommen, wurden die socialen Institutionen von jenen politischen Jakobinern kaum ernstlich angetastet — eine demokratische

Staatsverfassung war das Hausmittel, durch welches sie alle Schäden der Gesellschaft in kürzester Zeit zu heilen gedachten.

Heine theilte nicht entfernt diesen Irrthum der französischen Republikaner und der deutschen Liberalen, der so verhängnisschwere Folgen nach sich zog, als Beide im Jahre 1848 zu kurzer Herrschaft gelangten, aber von ihrem Siege keinen nachhaltigen Gebrauch zu machen wussten, weil sie sich über das zu schaffende Neue nicht verständigt und doch thörichterweise das Volk gelehrt hatten, alles Heil von den Dekreten gesetzgebender Versammlungen zu erwarten. Er legte geringes — vielleicht zu geringes — Gewicht auf den mehr oder minder konstitutionellen Charakter der Regierungsform, welcher ihm nur das Aeußerliche der Revolution, nicht aber die tieferen und wichtigeren Fragen derselben, zu berühren schien. „Diese Fragen," schrieb er im Sommer 1833 an Heinrich Laube (Bd. XX, S. 17), „betreffen weder Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und nothwendig, so lange der größte Theil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten musste. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Oekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende heraus zu ziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daſs sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffel essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel." Bei solcher vorwiegenden Betonung der socialen Frage musste Heine sich mehr und mehr von dem oberflächlichen Konspirationstreiben der bloß politischen Revolutionäre abwenden. Andererseits aber musste er wie mit magischer Gewalt angelockt werden von den volkswirthschaftlichen Spekulationen einer Schule, welche in der Fortbildung des saint-simonistischen Gedankens die positive Formel zu einer weltumgestaltenden friedlichen Reform aller menschlichen Verhältnisse gefunden zu haben wähnte.

Der Graf Claude Henri de Saint-Simon hatte als Spröss-

ling eines reichen und angesehenen Hauses — er war ein Enkel des als Memoirenschriftsteller bekannten Herzogs von Saint-Simon — eine treffliche Erziehung genossen, und war durch d'Alembert's Unterricht hauptsächlich zu philosophischen Studien hingelenkt worden. Seine persönliche Theilnahme am amerikanischen Unabhängigkeitskriege hatte ihn in Verkehr mit Benjamin Franklin gebracht; als neunzehnjähriger Jüngling kehrte er in sein Vaterland zurück, von der glühenden Sehnsucht erfüllt, den Entwicklungsproceß des menschlichen Geistes zu begreifen, um nach Erkenntnis ihrer geheimen Bewegungsgesetze für die Vervollkommnung der Civilisation wirken zu können. Nachdem die Revolution ihm den Herzogstitel und ein Jahreseinkommen von einer halben Million Franks geraubt, verwendete er den Rest seines Vermögens auf finanzielle Spekulationen, welche ihm die Mittel zur Begründung großartiger industrieller Etablissements und zur Fortsetzung seiner kostspieligen Studien liefern sollten, ihn aber bei seiner unbegrenzten Freigebigkeit zuletzt in die bitterste Armuth stürzten. Im Jahre 1803 erschienen seine „Briefe eines Einwohners von Genf an seine Zeitgenossen", in welchen er zuerst den Gedanken aussprach, mittels einer allgemeinen physiko-politischen Wissenschaft alle Verhältnisse und Gegensätze der menschlichen Gesellschaft nach festen Grundsätzen zu ordnen. Wiewohl seine Ideen Anfangs geringe Beachtung fanden, arbeitete er dieselben doch in seinen späteren Schriften zu einem einheitlichen, in den Grundlinien ziemlich klar angedeuteten, Systeme aus, das nach seinem am 19. Mai 1825 erfolgten Tode von seinen Schülern nach allen Richtungen tiefer begründet und zu den extremsten Konsequenzen entwickelt ward. Saint-Simon ging von der Ansicht aus, die christliche Lehre, welche im Mittelalter der Schwerpunkt der Gesellschaft gewesen, habe der letzteren nur eine sehr unvollkommene Einrichtung verliehen, und zudem seit drei Jahrhunderten die Einheit der Wirksamkeit verloren. Das Christenthum sei in seiner jetzigen Form eine ausgelebte Institution, von welcher nur noch das Princip der allgemeinen Bruderliebe als göttliches Fundament aller Moral dienen könne, da auch der Protestantismus bei der bloßen Kritik stehen geblieben und mit den Erfordernissen der heutigen fort-

geschrittenen Bildung nicht mehr in Einklang zu setzen sei. Indem Saint-Simon ein neues Princip der Einheit für die moderne Epoche der Menschheitsentwicklung erstrebte, wollte er gleichsam einen weltlichen Katholicismus schaffen, der sich zuletzt als ein Katholicismus der Industrie erwies, mittels dessen die Menschheit eine Neugestaltung aller ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen organisieren sollte. Diese Reorganisation der socialen Verhältnisse Europas durch einen neuen Gesellschaftsvertrag, welcher mit der höchsten individuellen Freiheit die Befriedigung des Gesammtinteresses der Menschheit verbände, ward zugleich als Ausgangspunkt eines allgemeinen Völkerbundes hingestellt, einer organischen Vereinigung der ganzen europäischen Völkerfamilie, ohne jedoch der Selbständigkeit und Freiheit jeder einzelnen Völkerindividualität wesentlich Abbruch zu thun. Der gesammte wissenschaftliche, politische und gesellschaftliche Thatbestand der gegenwärtigen Menschheit ward zunächst einer kritischen Revision unterworfen, wobei eine gewisse Feindseligkeit gegen den Liberalismus und Konstitutionalismus zu Tage trat. Die Industrie, so lehrte nämlich Saint-Simon, werde einerseits durch das Kapital und das Zinswesen, andererseits aber durch die sogenannten Liberalen, die Advokaten und Beamten, niedergehalten, welche sich dieselbe unterthan zu machen suchten, während in der reorganisierten Weltordnung die Industrie sich selbst beherrschen müsse. Das Repräsentativsystem sei eine bloße Uebergangsform und schlecht geeignet, die Gesellschaft von der feudalen Herrschaft zur industriellen hinüber zu führen, weil erstere die herrschende Ungleichheit erhalten wolle, letztere aber auf dem Princip der Gleichheit beruhe. Die Industrialisierung der Welt werde ein neues Rechtsverhältnis zwischen Arbeit, Fähigkeit und Lohn hervorbringen, worin Jeder nur Das sei, was er leisten könne, und nur Das besitze, was er durch Arbeit erwerbe. In diesem neuen Arbeitsstaate war die Arbeit, so zu sagen, heilig gesprochen und wurde für einen himmlischen Segen erklärt, durch welchen der Mensch als Schöpfer Gott ähnlich werde, während sie nach der biblischen Lehre als ein von Gott gesprochener Fluch über die Menschheit erschien.

Die Schüler Saint-Simon's, welche nach dem Tode des Meisters die weitere systematische Ausführung seiner Ideen unter-

nahmen, wussten denselben bald eine große Zahl eifriger und geistvoller Anhänger zu gewinnen, unter welchen freilich manche, wie Jean Louis Eugène Lerminier, Michel Chevalier, Pierre Leroux, Hippolyte Carnot, Jean Reynaud und Emile Péreire, später in andere Richtungen übergingen. Die eigentlichen Häupter der saint-simonistischen Schule in ihrer Blüthezeit kurz nach der Julirevolution waren Saint-Amand Bazard und Barthélemy Prosper Enfantin, von welchen Ersterer vorherrschend die social-politische, Letzterer mehr die ethisch-religiöse Seite der neuen Doktrin zu entwickeln suchten. Während Bazard den Wahlspruch Saint-Simon's: „Fortwährende Verbesserung des moralischen, intellektuellen und physischen Daseins der zahlreichsten und ärmsten Klasse" immer schärfer betonte, und die Verbesserung ihres Looses für das höchste Gebot der Religion erklärte, bezeichnete er die ungleiche Vertheilung des Besitzes als ein Hauptübel der alten Gesellschaft, und verlangte die Aufhebung des seitherigen Privaterbrechtes, damit der Staat, zum Erben eingesetzt, nach und nach Herr aller Mittel werde, um die neue Weltordnung des Industrialismus zu begründen. Er erfand die berühmt gewordene Phrase der „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen", welche der Charakter unserer Zeit sei und den Arbeiter noch immer zum Sklaven eines industriellen Antagonismus mache, der von keinem gemeinsamen Plan und Gedanken geleitet werde, sondern ein ewiger Kampf des Reichen mit dem Armen sei. — Enfantin dagegen kann als Vater jener berüchtigten Formel von der „Rehabilitation des Fleisches" betrachtet werden, welche bald nachher ein so beliebtes Stichwort der Schriftsteller des „jungen Deutschlands" ward. Schon Saint-Simon hatte der christlichen Religion den Vorwurf gemacht, daß sie der Einheit des Princips entbehre, da Gott, ihr zufolge, bloßer Geist sei, neben dem noch ein anderes oberstes Wesen, der Teufel, existiere; — ein Dualismus, den sie der orientalischen Philosophie und dem Judenthume entlehnt habe. Das Dogma von der Erbsündhaftigkeit des Menschen und die Androhung ewiger Höllenstrafen stehe in direktem Widerspruche mit der Liebe Gottes. Die neue saint-simonistische Religion stellte daher die pantheistische Lehre auf: „Gott ist nicht bloßer Geist, sondern Geist und

Materie zugleich; Alles, was liebt, denkt und sich bewegt, ist Gott, Gott ist das lebende All. Die Benennungen Geist und Materie entsprechen nicht zwei verschiedenen, für sich bestehenden Substanzen, das Eine kann ohne das Andere nicht gedacht werden, sie lösen sich auf in der Liebe." Enfantin wandte diese Theorien insbesondere auch auf die geschlechtlichen Beziehungen an. Er sah einen Hauptgrund der Zerrüttung der christlichen Religionen in dem Umstande, daß sie nicht das ganze Leben des Menschen umfassen, sondern den allgewaltigen Trieb des Genusses unbeachtet lassen, und dadurch den dualistischen Widerstreit zwischen Geist und Fleisch in alle Verhältnisse des Lebens hinüber tragen. Obgleich beide von Gott geschaffen worden, die Harmonie beider mithin das höchste göttliche Gesetz sei, verlange das Christenthum dennoch die Ueberwindung des Fleisches, und rufe so einen Kampf zwischen zwei göttlichen, also gleichen Kräften hervor. An die Stelle des Grundgedankens der christlichen Religion: „Kreuzigt das Fleisch und seid enthaltsam!" setzte die neue Religion die Losung: „Heiligt euch durch Arbeit und Vergnügen!"

Aus dieser flüchtigen Skizze der saint-simonistischen Lehren erhellt schon ziemlich deutlich, daß letztere, neben einer destruktiven Kritik der bestehenden gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Institutionen, zugleich einen bedeutenden positiven Kern in sich bargen, der, von begeisterten Männern in populärer Sprache ans Licht gestellt, wohl geeignet war, schwärmerische Gemüther anzuziehen und in ihnen für eine Zeitlang den Glauben an die Ausführbarkeit jener glänzenden Utopie von einem Weltreich des Friedens und der Liebe zu erwecken. Der Gedanke, ein Paradies des Glückes zu erschaffen, wo einem Jeden schon hier auf Erden nach seinen Werken sollte vergolten werden, wo es kein Geburtsprivilegium, keine Armuth und Unwissenheit mehr geben, wo Nichts mehr vom blinden Zufall abhängig sein, und alle gesellschaftlichen Einrichtungen die schnellste Verbesserung des sittlichen, intellektuellen und physischen Zustandes der Menschheit zum Zweck haben würden, war ein so erhabener Traum, daß gerade die Edelsten und Besten sich angespornt fühlen mussten, seine Verwirklichung zu versuchen. Schon im Jahre 1829 war es den Schülern Saint-Simon's gelungen, ein eigenes Organ zur Ver-

breitung ihrer Doktrin, den „Organisateur“, zu gründen; im November 1830 übernahmen sie den „Globe“ aus den Händen der französischen Romantiker, und gewannen jetzt noch größeren Einfluss. Bazard und Enfantin hatten gleich nach der Julirevolution das Volk zur Einrichtung einer großen industriellen und theokratischen Gütergemeinschaft aufgefordert. Als sie deshalb in der Deputiertenkammer revolutionärer Tendenzen beschuldigt wurden, reichten sie eine Adresse an die Kammer ein, welche eine ausführliche Darlegung und Vertheidigung der saint-simonistischen Grundsätze enthielt. Die ungeschickte Anklage hatte nur zur Verbreitung der neuen Lehre beigetragen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselbe hingelenkt. Geld- und Geisteskräfte strömten jetzt den Saint-Simonisten von allen Seiten zu und ermuthigten sie, im Kleinen einen Versuch der praktischen Ausführung ihrer Theorie zu beginnen. In der Rue Monsigny Nr. 6 wurde als Bild der großen theokratisch-industriellen Familie ein Haushalt auf gemeinschaftliche Kosten gegründet; es fanden daselbst an den Donnerstagen für die intimen Freunde und Gönner der Sache auserlesene Abendgesellschaften statt, zu welchen auch Heine regelmäßig eingeladen ward; in den zwölf Vierteln der Stadt bildeten sich saint-simonistische Schulen; die Vereine in Toulouse, Montpellier, Lyon, Metz und Dijon setzten sich mit der Hauptstadt in Verbindung, wo Carnot und Dugied neue Hörsäle einrichteten, und in der Salle Taitbout allsonntäglich Predigten gehalten wurden, die ein immer zahlreicheres Publikum versammelten. Stephan Money und Emile Péreire wandten die Ideen Bazard's auf die politische Oekonomie an; Michel Chevalier begeisterte durch seine glänzenden volkswirthschaftlichen Vorträge, und Pierre Leroux, Lerminier, Jean Reynaud und Charles Duveyrier suchten mit der neuen Lehre die alte Philosophie zu verdrängen. Indeß sollte diese Einmüthigkeit nicht lange dauern. Der Hauptgrund des Zwiespalts wurde die Lehre von der Emancipation der Frauen, welche Enfantin Anfangs nur im Collége, im engeren Kreise der Eingeweihten, vortrug, und welcher Bazard höchstens bis zu dem Satze beipflichtete, daß der Frau im socialen Leben eine gleiche Stellung neben dem Manne angewiesen werden müsse. Nach dem Aus-

tritte Bazard's stellte Enfantin in der Hauptversammlung vom 19. November 1831 den Satz auf, dass das Weib mit gleichem Rechte wie der Mann zum Priesterthume berufen sei, und dass die Neugestaltung der Gesellschaft eine unvollkommene bleiben werde, so lange nicht das befreite, freie und zukunfterfüllte Weib die Offenbarungen des männlichen Oberhauptes der saint-simonistischen Hierarchie bestätige. Zugleich gab er dunkle Andeutungen seiner Ansicht über eine freiere Neugestaltung des ehelichen Lebens, welche von Carnot und Dugied mit derbem Ausdrucke als eine „Reglementation des Ehebruches" bezeichnet ward [26]). In dieser und der folgenden Sitzung am 21. November erklärten zahlreiche der begabtesten Mitglieder — unter ihnen Leroux, Reynaud, Cazeaux, Péreire, Jules Lechevalier, Dugied, Carnot, Fournel und Abel Transon — ihren Austritt aus der Gemeinde. Dagegen proklamierte Olinde Rodrigues, der Lieblingsschüler Saint-Simon's, sich selbst zum Vater der Industrie und Haupte des saint-simonistischen Kultus, den Vater Enfantin aber, als den sittlichsten Menschen seiner Zeit und den wahren Nachfolger des Meisters, zum obersten Haupte der saint-simonistischen Religion [27]). Zwischen diesen Beiden trat jedoch bald eine neue Spaltung ein, als Enfantin im Februar 1832, im weiteren Verfolg seiner Emancipationstheorien, sich mit einer Empfehlung der Männer- und Weibergemeinschaft hervor wagte, und mit E. Barrault im „Globe" mehr und mehr einen schlüpfrigen Mysticismus predigte. Er zog sich bei dem Sturme, der wider ihn losbrach, mit zwei und vierzig ergebenen Anhängern auf sein väterliches Erbgut bei Ménilmontant zurück, wo er einen neuen barocken, diesmal fast mönchischen Haushalt organisierte. Am 27. August des Jahres wurde er, nebst drei anderen Hauptführern der saint-simonistischen Bewegung, Michel Chevalier, Duveyrier und Barrault, wegen unerlaubter Verbindung, Aufreizung der Arbeiter und Verbreitung sittlich-anstößiger Lehren, von den Assisen des Seinegerichtshofes zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurtheilt. Nach einigen Monaten aus der Haft entlassen, ging Enfantin mit mehren seiner treu gebliebenen Anhänger nach Aegypten, wo er als Ingenieur des Paschas an den Nildämmen beschäftigt ward, es aber nicht aufgab, gleichzeitig

nach dem freien Weibe zu suchen, das den leerstehenden Sessel Bazard's als Hohepriesterin einnehmen nnd die Offenbarungen des männlichen Oberhauptes bestätigen sollte. 1837 nach Frankreich zurückgekehrt, wandte er sich mit Eifer der algierischen Kolonisationsfrage zu, und wurde 1850 bei der Verwaltung der Nordbahn angestellt. Er starb am 31. August 1864, nachdem er im Jahre 1848 noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, durch Herausgabe einer Zeitung das mittlerweile fast erstorbene Interesse für die saint-simonistischen Ideen wieder zu beleben. Michel Chevalier, welcher diesen Ideen die energische Richtung auf staatswirthschaftliche Fragen verdankte, bereiste zunächst im Auftrage der Regierung Nordamerika, um das dortige Kanal- und Straßenbauwesen zu studieren. Um die Hebung des Eisenbahnwesens in Frankreich und um die Beförderung freihändlerischer Ideen erwarb er sich namhafte Verdienste; ebenso um die internationale Ausstellung von 1867, deren Resultate er später einer geistvoll auf alle Details eingehenden Analyse unterwarf. Charles Duveyrier, welcher in der Salle Taitbout als einer der vornehmsten Dignitare der saint-simonistischen Gemeinde zur Seite des Vaters Enfantin auf der Bischofsbank saß, und sich durch einen gotterleuchteten Prophetenton auszeichnete, wandte sich, statt der geistlichen, nachmals als Lustspieldichter der weltlichen Bühne zu. Im Jahre 1843 trat er plötzlich als politischer Schriftsteller auf, und kämpfte in seinen „Lettres politiques" mit der alten schwärmerischen Begeisterung für die Aufrechthaltung des Weltfriedens und für das goldene Zeitalter der Industrie.

Wie schnell auch der Saint-Simonismus nach seinem ersten glänzenden Debut sich ins Dunkel zurückzog, und wie wenig er die hochfliegenden Erwartungen seiner Anhänger erfüllte, so ist doch nicht zu vergessen, daſs er mit nachhaltigem Erfolge die Aufmerksamkeit der Welt auf die große national-ökonomische Frage einer besseren Organisation der Arbeit, der Produktions- und Kreditverhältnisse hinlenkte. Durch die Anregung, welche er gab, sind viele heilsame Reformen in Staat und Gesellschaft veranlaſst worden, und viele seiner Ideen, welche damals überraschend und neu waren, sind im Laufe der Zeit in unser öffentliches Leben und politisches Denken übergegangen.

Als Heine nach Paris kam, war der Saint-Simonismus gerade auf den Kulminationspunkt seiner Entwicklung gelangt. Die Sonntags-Vorträge in der reichgeschmückten Salle Taitbout wurden von dem auserlesensten Publikum besucht, auch schöne und talentvolle Frauen, wie die Malibran, horchten auf den Galerien den begeisterten Reden, und die formgewandten Aufsätze des „Globe" trugen das neue Gesellschafts-Evangelium über Frankreich hinaus in verwandte Herzen. Es ist bekannt, mit welchem Enthusiasmus Rahel in ihrem letzten Lebensjahre die saint-simonistische Lehre begrüßte, wenn sie dieselbe auch nicht als eine neue Religion gelten ließ und sich keineswegs mit all' ihren Entwicklungen einverstanden erklärte. „Eine Religion kann nicht deduciert werden," sagte sie[28]; „sie muss offenbart als Gebot werden, oder bewiesen durch Wunder; sonst ist sie eine Lehre, der vorhandenen Vernunft angereiht. Das aber ist das Schöne unseres jetzigen Zustandes, dass das Gute und Heilsame bewiesen werden kann, und also bewiesen werden muss, — und dass das für Recht Anerkannte uns zum Höchsten in uns führt, und so von uns geehrt wird wie die unerwartetste Offenbarung, von Chören von Engeln aus den Wolken gereicht! Diese unumstößliche Anerkennung des Rechten, diese heilig gewordene Verehrung dafür, ist jetzt religiös, aber nicht mehr Religion." Und in einem ungedruckten Briefe vom 5. Juli 1832 schrieb sie an Heine: „Schade! dass uns nicht eine halbe Stunde mündlichen Gesprächs über den Saint-Simonismus geschenkt ist. Mich dünkt, wir sind über Manches darin nicht einer Meinung. Er ist das neue, großerfundene Instrument, welches die große alte Wunde, die Geschichte der Menschen auf der Erde, endlich berührt. Er operiert und säet, und unumstößliche Wahrheit hat er ans Licht gefördert, die wahren Fragen in Reihe und Glied gestellt, viele, wichtige beantwortet; die Religionsfrage mir nicht zur Genüge, und hierüber müssten wir streiten, sprechen. Den ganzen Winter waren diese Schriften, besonders der ‚Globe', meine Nahrung, Unterhaltung, Beschäftigung, sein Ankommen meine ganze Erwartung. Die Erde verschönern: mein altes Thema. Freiheit zu jeder menschlichen Entwicklung: ebenso. Wenn wir lügen, muss Der gehasst werden, dem wir vorlügen müssen. Und Das

thun wir auch. Hieraus kann jedes Verhältnis deduciert werden, also auch Ehe. Welch schöne, noch ungesagte Sachen hätte ich Ihnen noch zu sagen. Aber adieu!"

Dieser Brief beantwortete zum Theil die Auslassungen Heine's über den Saint-Simonismus in einem Schreiben an Varnhagen vom Maimonat desselben Jahres. Nach allerlei Klagen über die Angriffe und Unbilden, welche er von den politischen Radikalen habe erdulden müssen, hieß es dort weiter[29]): „Ich beschäftige mich jetzt viel mit der französischen Revolutionsgeschichte und dem Saint-Simonismus. Ueber beide werde ich Bücher schreiben. Ich muss aber noch viel studieren. Habe jedoch im letzten Jahre durch die Anschauung des Parteitreibens und der saint-simonistischen Erscheinungen sehr Vieles verstehen gelernt: z. B. den Moniteur von 1793 und die Bibel . . . . Michel Chevalier ist mein sehr lieber Freund, einer der edelsten Menschen, die ich kenne. Dass sich die Saint-Simonisten zurückgezogen, ist vielleicht der Doktrin sehr nützlich; sie kommt in klügere Hände. Besonders der politische Theil, die Eigenthumslehre, wird besser verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich interessiere mich eigentlich nur für die religiösen Ideen, die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten. Deutschland wird am kräftigsten für seinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous." Außer Chevalier, mit welchem er noch im folgenden Sommer oft stundenlange Religionsgespräche pflog[30]), kannte Heine auch die meisten anderen hervorragenden Führer der saint-simonistischen Schule und blieb mit einigen derselben in dauerndem Verkehre. Olinde Rodrigues wurde von ihm besonders hochgeschätzt; Duveyrier's spätere Laufbahn verfolgte er mit lebhaftem Interesse (Bd. X, S. 111); Carnot, der seinen Vater in die Verbannung nach Magdeburg begleitet und sich dort eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur angeeignet hatte, erhielt von dem Dichter im Jahre 1840 bei Gelegenheit einer Reise nach Berlin die herzlichsten Empfehlungszeilen an Varnhagen[31]); und Enfantin, den er in einem Briefe an Heinrich Laube (Bd. XXI, S. 59) „den bedeutendsten Geist der Gegenwart" nennt, fand in Heine einen warmen Freund und Vertheidiger zu einer Zeit,

wo ihn fast all' seine Anhänger verlassen hatten, und wo die Schmähungen der „guten Gesellschaft" ihn bis an den Saum der Wüste verfolgten. Es war fast misslich geworden, nach der gerichtlichen Verurtheilung Enfantin's Dessen Namen ohne Hinzufügung eines starken Ausdrucks moralischer Entrüstung zu nennen. „Er war uns hier im Wege," sagte mit naiver Aufrichtigkeit ein aufgeklärter Franzose, bei dem sich O. L. B. Wolff im Frühling 1835 nach dem ehemaligen Oberhaupte der Saint-Simonisten erkundigte[32]), „desshalb haben wir ihn nach Aegypten spediert; vielleicht passiert ihm dort irgend ein interessantes Unglück und er kommt darin um — dann ist er nachher bei der Masse als Märtyrer vortrefflich zu brauchen." Heine dagegen besaß den Muth, seine Sympathien mit dem Saint-Simonismus und dessen Vertretern offen zu bekennen, auch nachdem der Beifall, den ihre Theorien zeitweilig in einem großen Kreise gefunden, sich in Spott und Missachtung verwandelt hatte. Ja, er schien in seinen Schriften eine Zeitlang ihr Werk mit kühner Begeisterung fortsetzen zu wollen. In der vom 2. April 1833 datierten Vorrede des ersten Bändchens seiner Abhandlungen „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" erklärte er sich völlig einverstanden mit der pantheistischen Lehre des Saint-Simonismus von dem Wesen Gottes, deren Ausdrücke ganz nackt und bestimmt seine eigene Meinung aussprächen. „Junker und Pfaffen," sagte er (Bd. VI, S. 7), „die in der letzten Zeit mehr als je die Macht meines Wortes gefürchtet, und mich desshalb zu depopularisieren gesucht, mögen immerhin jene Ausdrücke missbrauchen, um mich mit einigem Schein des Materialismus oder gar des Atheismus zu beschuldigen; sie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simonisten; sie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rücksichten sollen mich jedoch verleiten, meine Ansicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen zweideutigen Worten zu verschleiern. Auch die Freunde mögen mir immerhin darob zürnen, dass ich meine Gedanken nicht gehörig verstecke, dass ich die delikatesten Gegenstände schonungslos enthülle, dass ich ein Aergernis gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde, noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde soll mich davon abhalten,

über die wichtigste Frage der Menschheit, über das Wesen Gottes, unumwunden und offen mein Bekenntnis auszusprechen. Ich gehöre nicht zu den Materialisten, die den Geist verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geist zurück, ich durchgeistige sie wieder, ich heilige sie. Ich gehöre nicht zu den Atheisten, die da verneinen; ich bejahe. Die Indifferentisten und sogenannten klugen Leute, die sich über Gott nicht aussprechen wollen, sind die eigentlichen Gottesleugner. Solche schweigende Verleugnung wird jetzt sogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Missgriffen gefröhnt wird, die bis jetzt noch immer dem Despotismus als Stütze dienen. Anfang und Ende aller Dinge ist in Gott." — Die Charakteristik, welche Heine auf den ersten Seiten seines Buches von der christkatholischen Weltansicht gab, liest sich in der That wie die geschickte Umschreibung eines fulminanten „Globe"-Artikels wider das Christenthum. „Ich spreche," heißt es daselbst (S. 19 ff.), „von jener Religion, in deren ersten Dogmen eine Verdammnis alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht bloß eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses abtödten will, um den Geist zu verherrlichen; ich spreche von jener Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, indem eben durch die Verdammnis des Fleisches die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit, ganz Geist zu sein, die Hypokrisie sich ausbilden musste; ich spreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdischen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden. Die Menschen haben jetzt das Wesen dieser Religion erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, dass auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindicieren jetzt die Genüsse der Erde, dieses schönen Gottesgartens, unseres ursprünglichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konsequenzen jenes absoluten Spiritualismus jetzt so ganz begriffen, dürfen wir auch glauben, dass die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht. Denn jede Zeit ist eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, sobald man ihr Räthsel gelöst hat." — In der Wollust

des Schmerzes besteht nach Heine der schauerlichste Reiz des Christenthums; die romantische Poesie des Mittelalters ist ihm eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen; auch in ihrer Baukunst erblickt er dieselbe parabolische Tendenz (Ebd., S. 18 u. 33): „Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Domes selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unseren Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt. Wenn man sie von außen erblickt, diese gothischen Dome, diese ungeheuren Bauwerke, die so luftig, so fein, so zierlich, so durchsichtig gearbeitet sind, dass man sie für ausgeschnitzelt, dass man sie für Brabanter Spitzen von Marmor halten sollte, dann fühlt man erst recht die Gewalt jener Zeit, die selbst den Stein so zu bewältigen wusste, dass er fast gespenstisch durchgeistet erscheint, dass sogar diese härteste Materie den christlichen Spiritualismus ausspricht.“ Diesem christlichen Spiritualismus stellt nun Heine die, Geist und Materie harmonisierende, pantheistische Weltansicht, dem Dieu-pur-esprit stellt er den Dieu-progrès der Saint-Simonisten entgegen. Er giebt zu, dass der Pantheismus in früherer, irrthümlicher Auffassung die Menschen nicht selten zu Indifferentisten gemacht habe (Ebd., S. 79): „Wenn Alles Gott ist, dachten sie, so mag es gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt. Aber da ist eben der Irrthum: Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist Alles; Gott manifestiert sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestiert sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen, und Jedes trägt in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und Das ist das große Gesetz des Fortschrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieses Gesetzes, das am tiefsinnigsten von den Saint-Simonisten

offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, sondern zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben. Nein, Gott manifestiert sich nicht gleichmäßig in allen Dingen; er manifestiert sich in ihnen mehr oder minder, er lebt in dieser beständigen Manifestation, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes."

Eine weitere Huldigung brachte Heine dem Saint-Simonismus in der Vorrede zur französischen Ausgabe der „Reisebilder" dar. Er erklärt sich dort über die Ursachen, weſshalb er in seiner Polemik wider die Gegner des Fortschrittes in Deutschland Dieselben mit Vorliebe die Partei des „Pfaffenthums" und der „Aristokratie" genannt habe, und fährt dann fort (Bd. I., S. XLVI): „Die Wahrheit ist, daſs ich heut zu Tage unter dem Wort Aristokratie nicht bloß den Geburtsadel verstehe, sondern alle Diejenigen — heißen sie, wie sie wollen, — welche auf Kosten des Volkes leben. Die schöne Formel: ‚Ausbeutung des Menschen durch den Menschen', die wir, wie so vieles Treffliche, den Saint-Simonisten verdanken, überhebt uns aller Deklamationen in Betreff der Geburtsprivilegien. Unser altes Feldgeschrei gegen den Priesterstand ist gleichfalls durch eine bessere Parole ersetzt worden. Es handelt sich nicht mehr darum, gewaltsam die alte Kirche zu zertrümmern, sondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Priesterthum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage selbst danach, Priester zu sein. Für Deutschland ist ohne Zweifel die Zeit der Negationen noch nicht vorüber; sie hat erst eben begonnen. In Frankreich scheint sie im Gegentheil zu Ende zu gehen; wenigstens däucht es mir, als müſste man sich hier vielmehr positiven Bestrebungen widmen und Alles wieder aufbauen, was uns die Vergangenheit Gutes und Schönes als Erbtheil hinterlassen hat."

Am deutlichsten aber tritt der Einfluſs saint-simonistischer Lehren in den Aufsätzen zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland hervor, welche Heine zum großen Theil auf Anregung Enfantin's schrieb, dem auch die erste Auflage des Buches „De l'Allemagne" gewidmet ward. „Zu jener Zeit,"

bemerkt Heine (Bd. V., S. 6), „war der Name, dem ich diese Huldigungen darbrachte, so zu sagen ein Schiboleth, und bezeichnete die fortgeschrittenste Partei im Befreiungskampfe der Menschheit, welche so eben von den Gendarmen und Höflingen der alten Gesellschaft niedergeschmettert worden war. Durch Begünstigung der Besiegten schleuderte ich ihren Gegnern eine stolze Herausforderung zu, und ich bekannte offen meine Sympathien für die Märtyrer, welche man damals beschimpfte, und in den Journalen wie in der Gesellschaft erbarmungslos schmähte. Ich fürchtete mich nicht, mich der Lächerlichkeit auszusetzen, mit welcher ihre gute Sache, wie sich nicht leugnen lässt, ein wenig behaftet war." Die Widmung an Prosper Enfantin, welche in den späteren Auflagen fehlt, lautete, wie folgt: „Sie haben gewünscht, den Fortschritt der Ideen in Deutschland während der jüngsten Zeit und die Beziehungen kennen zu lernen, in welchen die geistige Bewegung dieses Landes zu der Synthese der Doktrin steht. Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie mich ersuchten, Ihnen über dies Thema Auskunft zu geben, und es freut mich, dass ich diese Gelegenheit finde, über den Raum weg mit Ihnen zu verkehren. Gestatten Sie mir, Ihnen dies Buch darzubieten; ich möchte glauben, dass es dem Bedürfnis Ihres Denkens zu entsprechen vermag. Wie Dem auch sei, bitte ich Sie, es als ein Zeugnis achtungsvoller Sympathie annehmen zu wollen."

Wir brauchen wohl kaum besonders hervorzuheben, dass Heine, trotz solcher allgemeinen Sympathie, doch so wenig, wie Rahel, mit allen philosophischen Träumereien der Saint-Simonisten im Einverständnisse war. Die mitgetheilte Stelle seines Briefes an Varnhagen deutet schon an, dass er die politische Seite ihres Systems, die Eigenthumslehre, einer bessern Verarbeitung bedürftig fand, und dass ihn vorherrschend ihre religiös-humanistischen Ideen interessierten, welche mit seinen eigenen Ansichten so auffallend überein stimmten. Ohne sich um das schematisierende Verstandesspiel mit der mystischen Dreizahl zu kümmern, wonach Gott eine Trinität von Liebe, Weisheit und Macht sei, denen Religion, Wissenschaft und Gewerbfleiß entsprächen, hielt er sich auch hier mehr an den Geist, als an den

Buchstaben der saint-simonistischen Doktrin. Was er von letzterer annahm und in seinem Buche „De l'Allemagne" beredsam entwickelte, war vor Allem die schon erwähnte pantheistische Lehre, nach welcher die Welt nicht bloß vom göttlichen Geiste getränkt, sondern mit Gott identisch ist. Diese pantheistische Weltanschauung, die er im Wesentlichen auf Spinoza zurückführt, erklärt er zugleich für die verborgene Religion Deutschlands, welche durch das Christenthum wohl für eine Zeitlang zurückgedrängt, aber nie gänzlich besiegt worden sei. Die Art und Weise, wie er die spiritualistische Idee des Christenthums aus der indisch-gnostischen und jüdisch-deistischen Weltansicht herleitet, unterscheidet sich nur durch größere Klarheit von den Entwicklungen Saint-Simon's in Dessen „Neuem Christenthum", und der stürmische Aufruf zur „Wiedereinsetzung der Materie in ihre Rechte" erinnert bis auf den Ausdruck herab in jeder Zeile unmittelbar an die von Enfantin gepredigte „Rehabilitation des Fleisches" — nur daß Heine die Solidarität der politischen mit der philosophischen und socialen Revolution weit stärker, als die Saint-Simonisten, betont. „Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen," sagt er (Ebd., S. 133 ff.), „ist, wie wir endlich sehen, aufs kläglichste verunglückt, und dieser unglückliche Versuch hat der Menschheit Opfer gekostet, die unberechenbar sind, und trübselige Folge derselben ist unser jetziges sociales Unwohlsein in ganz Europa . . . Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsar's und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, Ersterem die Suprematie abzusprechen und Letztere in der öffentlichen Meinung zu fletrieren — aber siehe! das gehasste Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt, und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständnis ist sogar eine solidarische Alliance geworden. Nicht bloß die römischen, sondern auch die englischen, die preußischen, kurz alle privilegierten Priester haben sich verbündet mit Cäsar und Konsorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde . . . Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach

echtem Brot und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Da ist wahrlich nicht mehr die Rede davon, das Schwert in den Händen Cäsar's und gar den Säckel in den Händen seiner Knechte zu lassen. Dem Fürstendienst wird die privilegierte Ehre entrissen, und die Industrie wird der alten Schmach entlastet. Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletriert, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mussten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Purusa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltsame Trennung, wie in der indischen Mythe so sinnreich dargestellt wird, entstand die große Weltzerrissenheit, das Uebel. — Wisst ihr nun, was in der Welt das Uebel ist? Die Spiritualisten haben uns immer vorgeworfen, dass bei der pantheistischen Ansicht der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen aufhöre. Das Böse ist aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eigenen Weltanschauung, anderen Theils ist es ein reelles Ergebnis ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanschauung ist die Materie an und für sich böse, was doch wahrlich eine Verleumdung ist, eine entsetzliche Gotteslästerung.

Die Materie wird nur alsdann böse, wenn sie heimlich konspirieren muß gegen die Usurpationen des Geistes, wenn der Geist sie fletriert hat und sie sich aus Selbstverachtung prostituiert, oder wenn sie gar mit Verzweiflungshaß sich an dem Geiste rächt; und somit wird das Uebel nur ein Resultat der spiritualistischen Welteinrichtung. — Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestiert sich in den Pflanzen, die ohne Bewußtsein ein kosmisch-magnetisches Leben führen. Er manifestirt sich in den Thieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestiert er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von der objektiven Natur, und schon in seiner Vernunft die Ideen trägt, die sich ihm in der Erscheinungswelt kundgeben. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtsein, und solches Selbstbewußtsein offenbart sie wieder durch den Menschen. Aber Dieses geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Gesammtheit der Menschen, so daß jeder Mensch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darstellt, alle Menschen zusammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine That, und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen: sie ist eine Inkarnation Gottes!" — Und hier ist Heine bei seinem obigen Thema angelangt: wie irrig die Meinung sei, daß diese pantheistische Religion die Menschen zum Indifferentismus führen müsse: „Im Gegentheil, das Bewußtsein seiner Göttlichkeit wird den Menschen auch zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums diese Erde verherrlichen. Die politische Revolution, die sich auf die Principien des französischen Materialismus stützt, wird in den Pantheisten keine

Gegner finden, sondern Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Ueberzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiösen Synthese, geschöpft haben. Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist missachten, sondern weil wir wissen, dass die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder aviliert, und der Geist dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Just ausgesprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volkes, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Hierin und in noch manchen andern Dingen unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien." — Aehnlich heißt es an einer anderen Stelle (Ebd., S. 41): „Einst, wenn die Menschheit ihre volle Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude empor blühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind! Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein, als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, sie habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die

Segnungen freier politischer und industrieller Institutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erst am jüngsten Tage im Himmel stattfinden soll."

Die Saint-Simonisten mögen nicht wenig überrascht und erfreut gewesen sein, in dem deutschen Dichter, der seit Kurzem auch in Frankreich zu steigender Anerkennung gelangt war, einen so enthusiastischen Bundesgenossen ihrer damals fast aufgegebenen Sache zu erhalten. Prosper Enfantin beeilte sich, den Widmungsbrief Heine's durch ein ausführliches Dankschreiben zu erwidern, das — vom Nildamme, den 11. Oktober 1835, datiert — bald nachher als Manuskript für Freunde in wenigen Exemplaren gedruckt ward, und heut zu Tage schon eine literarische Seltenheit geworden ist. Ton und Inhalt desselben werden es rechtfertigen, wenn wir hier eine unverkürzte Uebersetzung des kuriosen Aktenstücks folgen lassen, das zugleich einen Begriff von dem propagandistischen Eifer giebt, mit welchem die Saint-Simonisten jede geistesverwandte Kraft mit dem Netz einer schillernden Phraseologie zu umgarnen und zum Eingehn auf alle abenteuerlichen Konsequenzen des „Systems" zu verlocken suchten:

„Lieber Herr Heine!

„Als ich den Wunsch äußerte, durch Sie von dem gegenwärtigen Zustande der Geister in Deutschland Kunde zu erhalten, hoffte ich — Das bekenne ich — nicht auf eine so rasche und ausführliche Antwort; vor Allem konnte ich sie nicht in so liebenswürdiger Form erwarten. Besten Dank! Sie haben geglaubt, mir, der ich fast von Allen, die ich liebe, fern bin, und oft noch bis hieher von dem Wiederhall der Schmähungen verfolgt werde, mit denen die europäische Welt mich so reichlich bedacht hat, — Sie haben geglaubt, mir würde ein öffentliches Zeugnis der Sympathie wohlthuend sein. Sie haben sich nicht geirrt; nochmals, meinen Dank!

„Erst bei meiner Rückkehr nach Kairo empfing ich vor einigen Tagen Ihr Werk. Ich las es sofort, und trotz aller Freude, die es mir gemacht, hinterlässt es mir eine Lücke, die nur Sie auszufüllen vermögen. Ich will mich näher darüber erklären.

„Ich habe mit Ihnen alle großen philosophischen Namen Deutschlands Revue passiren lassen; aber all' diese Namen ge-

hören für mich der Vergangenheit, der Geschichte an. All' diese Männer haben ihre Aufgabe erfüllt, während heut zu Tag Andere existieren, die erst die ihrige beginnen, und die ein Auge wie Ihres unter dem großen Haufen erkennen muß. Es giebt junge Männer in Deutschland, denen das Publikum nur noch in untergeordnetem Maße Schmähungen oder Ruhm zuerkannt hat, die es nicht einmal kennt, und die doch in sich die Zukunft tragen. In Deutschland leben die Brüder der jungen Leute, mit denen Sie in Frankreich gern kommunicieren, und diese Brüder sind einander gegenseitig unbekannt. Es ist an Ihnen, ihre Hände zusammen zu fügen und ihnen ein Zeichen auf die Stirn zu pflanzen, woran sie einander erkennen mögen. Dann werden Sie nicht mehr Geschichte, sondern lebendige Politik und Religion treiben. Und hier wird Ihre Aufgabe weit erfreulicher sein, denn Sie werden viel mehr auf die Elemente des Fortschritts, als auf die Werkzeuge der Behinderung, zu verweisen haben; Sie werden viel mehr das Werk beschreibender Dichtung, als das Werk philosophischer Kritik üben; Sie werden sich minder gefürchtet, aber desto mehr geliebt machen.

„Scheuen Sie sich vor Allem nicht, Prophezeiungen über die Zukunft einiger jungen Seelen zu wagen, welche die Welt noch nicht kennt, und welche sich selber nicht kennen. Bei dem tiefen Gefühl für den Fortschritt, das Ihnen innewohnt, dürfen Sie sich ruhig Ihren Sympathien überlassen. Die, welche Ihr Herz bezeichnen wird, harren vielleicht nur Ihres Wortes, um Glauben an sich selbst zu gewinnen, und die Irrthümer, welche Sie bei solchen antecipierten Kanonisationen begehen könnten, hätten nicht die Nachtheile, die sie in Frankreich haben würden: die gewissenhafte Bescheidenheit der Deutschen bedarf dieser Ermuthigung, die für das französische Selbstvertrauen unnütz und oftmals gefährlich ist.

„Sie sehen, lieber Herr, welchen Folgen Sie sich ausgesetzt, indem Sie mir Ihr Werk über Deutschland widmeten; Sie haben mir einen Wunsch erweckt, und ich trete verlangend auf. Noch eine Bitte!

„Nach diesen beiden Bänden, die insbesondere der dogmatischen, der Literar- und Religions-Philosophie gewidmet sind, werden Sie, wie ich mir denke, sich die Aufgabe stellen, andere

über die politische, moralische, künstlerische und industrielle Lage Deutschlands zu schreiben. Hier werden Sie vielleicht kein Muster wie Spinoza haben, auf das Sie jeglichen Fortschritt zurück beziehen können; nicht mehr ein Mensch, ein Heros, sondern die Massen, das **Volk** werden Ihnen als Maßstab, als Prüfstein dienen, und Sie werden sich auch an dieses wenden; Sie werden in seiner Sprache reden, wie Sie jetzt zu den Philosophen, und in ihrer Sprache, geredet haben. Mit anderen Worten: ist der Pantheismus, dessen Uebersetzung in die politische Sprache lautet: **die Association der Völker unter einander und der Menschheit mit dem Erdballe** — ist der Pantheismus in die Massen eingedrungen? und, wenn Solches der Fall ist, bedarf er nicht durchaus einer mächtigen Anspornung, um sich dort zu entwickeln? Tragen die Werke der Kunst und der Industrie, die Moral und die Politik mehr und mehr sein Gepräge, wie die Philosophie? Ich glaube es, aber es wäre gut, Beweise dafür zu liefern. Nun kann ich mir zwei Arten von Beweisen für solchen Zweck denken: den historischen Beweis, welchen ich den juristischen, und den Kunstbeweis, welchen ich den faktischen nennen möchte; den ersten sich gründend auf die Traditionen, den zweiten auf die Hoffnungen des Volkes; den einen das Hinschreiten des Volkes zum politischen und industriellen Pantheismus erzählend, den andern dasselbe sich vorstellend; alle beide den Uebergang von der Vaterlandsliebe zur allgemeinen Menschenliebe, und von der Ausbeutung des Erdballs zur Association mit dem Erdballe ausdrückend, alle beide verschmelzend zu einem lebendigen, bewegten, gegenwärtigen Drama, das von allen Beweisen der beste sein würde.

„Ich glaube, daſs man bis jetzt das große napoleonische Drama für Deutschland nicht ernstlich genug nutzbar gemacht hat, und besonders von diesem Punkte aus wäre es gut, Madame de Staël zu berichtigen, umzumodeln, ihr Nachfolger zu werden.

„Sie sind von Luther ausgegangen, und Sie schließen ungefähr mit Herrn Cousin; Sie, der Freund des Fortschritts, müssten mit Napoleon schließen, oder Sie müssen zum wenigsten mit ihm, mit seiner Epoche, mit seinem Volke wieder beginnen.

Ich sage: mit seinem **Volke**, weil es nicht mehr schwierig ist, den Deutschen einen Fremden, z. B. Descartes oder Spinoza, ja selbst Napoleon, als Initiator annehmbar zu machen, obschon man sich einen Kaiser minder gern, als einen Philosophen, gefallen lässt; aber ein **Volk** als begeisterndes Vorbild anzuerkennen, Das ist sehr schwierig, wenn ich nach Ihrer Prophezeiung über die deutsche Revolution und Ihren Rathschlägen an Frankreich für diesen Fall schließen darf, welche ich indess nicht buchstäblich nehme. Jetzt schreiten wir der Verbündung der **Völker** entgegen, und es gilt für diese zu wirken, wie Sie an der Verbündung der französischen und deutschen Philosophen gearbeitet haben.

„Blicken Sie auf Ihre schöne Zersetzung der cartesianischen oder französischen Philosophie in englische und deutsche Philosophie, die beide sodann zusammengefasst wurden durch den **großen Juden.** Ein Jude Initiator der Christen! Das wäre im Mittelalter eine Blasphemie gewesen, für die man Sie verbrannt hätte; heut zu Tage verbrennt man Sie vielleicht in effigie auf einigen deutschen Universitäten, wenn Sie sagen, dass die Franzosen Europa mit dem Pantheismus in der Politik und Industrie bekannt gemacht haben; aber unter allen Wahrheiten sind die, welche ihren Aposteln ein bischen Martyrium eintragen, nicht zu verachten.

„Ich komme zu dem Drama zurück, welches ich das napoleonische nannte, um die aristokratische Form beizubehalten, welche Sie gewählt haben, indem Sie Menschen zu Kapitel-Ueberschriften nahmen. Heutigen Tages, sage ich, sind es **Völker**, die man zu einer Familie vereinigen muss, wie Sie es mit Descartes, Locke, Leibnitz und Spinoza, die sämmtlich verschiedenen Nationen angehören, und mit allen andern Philosophen gemacht haben, die Sie von dem dreigespaltenen cartesianischen Stammbaum sich abzweigen ließen. Es sind Völker; daher würde das napoleonische Drama besser französische Revolution, europäische, universelle, pantheistische Revolution genannt. Nun ist die französische Revolution für Politik und Industrie dasselbe, was Luther für Religion und Philosophie; und Sie sehen, es ist hier nicht mehr ein Mensch, sondern ein Volk, das man

zu fassen hat. Wie ward durch die französische Revolution der politische und industrielle Pantheismus geboren, und wie breitet er sich in Deutschland aus? Welche Rollen spielen Oesterreich, Preußen und die sogenannten Rheinbundstaaten bei der Assimilation dieses neuen Lebens? Wo und wie bemächtigen die Politik, die Sitten, die Industrie und die Kunst sich der pantheistischen Gefühle, die in Frankreich zum Ausbruch kamen?

„In der That, die französische Revolution ist wirklich der menschliche, volksthümliche, lebendige Ausdruck des pantheistischen Glaubens Spinoza's, nicht in ihrem praktischen und destruktiven, sondern in ihrem theoretischen Theile. Allgemeine Menschenliebe, Verbündung der Völker, Verkehrsfreiheit, religiöse Duldung ist Das, wovon alle Welt träumt inmitten der Schafotte, des Krieges, der gesetzlich bestimmten höchsten Verkaufspreise, des Verbrennens der Klöster und Kirchen.

„Dieser Widerspruch zwischen dem Traum und der Wirklichkeit, zwischen Theorie und Praxis ist sogar (sei es beiläufig bemerkt, damit die Art, in der ich vom Spinozismus gesprochen, nicht zum Irrthum verleite) — dieser Widerspruch ist ein Beweis für die Unvollkommenheit des wesentlich theoretischen, wesentlich philosophischen und nicht religiösen Pantheismus Spinoza's, eine Unvollkommenheit, welche darin besteht, daß das Gefühl der H i e r a r c h i e, die Würdigung der U n t e r s c h i e d e, die scharfe Unterscheidung zwischen g u t und b ö s e dort so geringen Raum einnimmt, wenn sie sich überhaupt vorfindet; eine Unvollkommenheit, welche ihn ungeeignet für die Praxis, für die Politik macht, weil er nicht eben so wohl die Idee der Ordnung wie die der Freiheit in sich begreift, weil er geradeswegs nur die Gleichheit erzeugt, und bei der außerordentlichen Geringfügigkeit der Unterschiede zur Vernachlässigung derselben verlockt.

„Doch wir wollen hier nicht über den Spinozismus streiten; zwischen dem u n g e o r d n e t e n Pantheismus und dem g e o r d n e t e n Pantheismus liegt die ganze Entfernung, welche die Worte Philosophie und Religion trennt, und ich räume ein, daß man sich heut zu Tage sehr nützlich machen kann, indem man sich innerhalb der Grenzen, oder mindestens auf der Grenzscheide der Philosophie hält.

„Kehren wir nochmals zu unserer französischen Revolution zurück.

„Sie entsinnen sich vielleicht, daß wir im ‚Globe' das Verwandtschaftsverhältnis der drei großen europäischen Völker, unter Bezugnahme auf unsre Dreieinigkeit, folgendermaßen charakterisiert hatten: **Religion, Wissenschaft, Industrie,** nämlich **Frankreich, Deutschland** und **England**; und wir hatten daraus eine Theilung der Arbeit beim großen Werke des menschheitlichen Fortschrittes hergeleitet. Eine ähnliche Zersetzung der deutschen Familie scheint mir gemacht werden zu müssen, wenn man Deutschland nicht tödten will, indem man es in die ungeordnete Einheit einzuzwängen sucht, zu welcher der alte germanistische Schulpatriotismus führen würde. Und indem man die Form würdigte, unter welcher der Pantheismus der französischen Revolution in jedem Theile Deutschlands eingeführt worden ist und sich fortpflanzt, ließe sich diese dreitheilige Klassifikation vollbringen.

„Vielleicht verletze ich Ihre Sympathien, indem ich Ihnen hierüber meine Ansicht mittheile; aber Sie kennen Deutschland besser, als ich, Sie werden berichtigen, was Ihnen irrig erscheint.

„Luther hatte die Reformation in Deutschland begonnen, darauf machte England die seinige, dann kam Frankreich; und doch scheint **Frankreich** mir dem Worte **Religion, Deutschland** der **Wissenschaft,** und **England** der **Industrie** zu entsprechen; Luther vollführte eine mehr theoretische als praktische Reformation, England that das Gegentheil; aber Frankreich machte eine wahre Revolution, eine moralische, politische, religiöse.

„Und doch schien Frankreich wahrlich sehr hinter den Deutschen zurück zu sein, als es die Hugenotten massakrierte und verjagte, oder selbst als es sich in den zerlöcherten Mantel Bossuet's hüllte um seinen schüchternen Protestantismus zu verbergen. Es musste gleichfalls den Engländern sehr servil erscheinen, als es sich noch vor einem Despoten beugte, während in London der Kopf eines Königs unter dem Henkerbeile fiel. Aber siehe da! trotz Alledem zertrümmerte Frankreich eines schönen Tages alle Throne, und machte Ställe, Heumagazine und Kasernen aus seinen Kirchen.

„So theile ich denn auch Oesterreich die priesterliche Rolle zu, weil es Deutschland während und seit der französischen Revolution thatsächlich regiert hat; ich theile sie ihm eben deßwegen zu, weil es dem Eindringen der revolutionären Ideen widerstanden hat, in denen sich die übrigen deutschen Staaten sonst berauscht hätten. Fürwahr, es sind Herr von Metternich und der österreichische Bundestag in Frankfurt, welche im Aeußern und im Innern die Geschicke der Bruderstaaten gelenkt haben, wie Frankreich durch Bossuet und durch Ludwig XIV. die christlichen und monarchischen Geschicke Europas gegenüber Luther und der englischen Revolution leitete: durch Bossuet, den ersten und größten Justemilieu-Menschen der Welt; durch Ludwig XIV., den ungeheuren Revolutionär, welcher die Feudalherrschaft des Adels weit radikaler vernichtet hat, als England und Deutschland es vermochten.

„Blicken wir daher Oesterreich von einem etwas höheren Standpunkte an, schauen wir hinüber in seine Zukunft, und beurtheilen wir es nicht allzu sehr nach dem äußeren Schein. Vor Allem aber nehmen Sie nicht die Analogien, welche ich aufstellte, für die Sache selbst; denn für die Zukunft handelt es sich weder um das Beil des Henkers, noch um die Brandfackel des Sanskulotten.

„Oesterreich wird aus seinem scheinbaren Schlummer erwachen; in ihm ruht in Wahrheit die deutsche Sittlichkeit, das Leben des ‚heiligen Reiches'. Erst wenn es einen Glauben, einen Willen haben wird, erst dann wird das ganze Deutschland einmüthig insgesammt fortschreiten können; bis dahin werden alle, sonst noch so löblichen Anstrengungen anderer Glieder der Bruderfamilie ordnungslos und ohne großen Erfolg sein; es sind Zuckungen der Arme und Schwankungen der Kniee, aber es ist nicht der Sprung, den der germanische Körper machen soll.

„Oesterreich ist der Bewahrer der Ordnung, der Hierarchie, des Pflichtgefühls, und vor Allem der friedlichen Stimmung; es braucht dieselben nur umzumodeln, während sie in Preußen und am Rheine der Wiedergeburt bedürfen; sie sind dort todt; und es freut mich, wahrzunehmen, daß Baiern, Dank der katho-

lischen Bewegung, welche sich dort kund giebt, Oesterreich, wenn es Zeit dazu sein wird, zuerst die Hand reichen kann.

„Und wenn ich zur Bestätigung dieser Ideen, für welche ich mich nur auf unser Europa stützen will, wie es zur Zeit des westfälischen Friedensschlusses war, die Bühne erweitere; wenn ich den Vorhang aufhebe, der uns vom Norden trennt und uns die Sonne des Ostens verbirgt; wenn ich in die Politik des großen europäischen, asiatischen, afrikanischen Kontinents eintrete, sagen Sie, ist es nicht Oesterreich, das von allen Mächten Deutschlands die große Rolle in dieser ungeheuren Politik wird spielen müssen? Ja, Das ist die pantheistische Politik, auf die wir zusteuern, und in welcher die kleinliche Politik der Nationen ihre armseligen Eifersüchteleien ersticken wird.

„Wenn wir erkennen, daſs das Dogma der Freiheit und Gleichheit unvollständig und unvollkommen ist, die Völker zu lenken, so wollen wir Oesterreich segnen, daſs es dem Eindringen jener ausschließlich revolutionären Ideen so kräftig widerstanden und sie selbst in Gestalt eines Joseph II. zurückgestoßen hat; wir wollen die erhabene Geduld dieses Volkes segnen, das sich unaufhörlich wieder niedersäbeln ließ durch die in Napoleon inkarnierte Revolution, und das nicht ermüdete ob seiner Demüthigung und seiner Niederlagen; wir wollen Oesterreich dafür segnen, daſs es den letzten Vertretern des Feudalrechts, unseren alten Bourbonen, ein edelmüthiges Asyl gewährt; denn Gott hat noch nicht sein letztes Wort über die Form der Transaktion gesprochen, durch welche die Menschheit ein altes Recht annulliert und ein neues an dessen Stelle setzt; wir wollen es endlich dafür segnen, daſs es eine wuchtige Hand über die Alpen hinüber streckt, welche die Völker Italiens im Zaume hält und sie hindert, sich gegenseitig zu erdolchen. Umringt von Nationen, wo die Freiheit gährt, wiederholt seine ruhige und ernste Stimme unablässig die Mahnung: ‚**Kinder, ihr liebt nicht die Ordnung, ihr seid nicht reif für die Freiheit.**‘

„Der Krieg gegen die heilige Alliance, gegen den Frankfurter Bundestag, gegen den Obskurantismus der Kabinette, scheint mir daher eine abgenutzte Sache, zum mindesten für die Männer gediegenen Schlages; unzweifelhaft ist es gut, daſs es noch eine

Menge von Tagespublicisten und Anderen giebt, die aus diesem Tone schreien, wie es gut war, daſs zur Restaurationszeit Einige gegen die Jesuiten und nach den Nationalgütern schrieen; aber es ist ein kleinlicher Krieg und ein trübseliges Lied. **Gott** vertheilt nicht blind die Macht in der Welt, und er wirft uns sie nicht bloß zu, damit wir sie mit Füßen treten; der religiöse Mensch kann sich nicht zu ernstlich damit beschäftigen, nachzuforschen, zu welchem Ende **Gott** sie verleiht, und das Werkzeug, in dessen Hand sie ruht, zu gebrauchen und zu vervollkommnen, nicht aber zu zertrümmern.

„Oesterreich ist daher, meiner Ansicht nach, das Centrum, die Seele des deutschen Lebens, und das gelehrte Preußen seine Intelligenz, während die Arme dieses großen Körpers den Rhein hinab reichen. Für Preußen das Einheitsgefühl, für die Rheinstaaten die Mannigfaltigkeit; auch sind letztere konstitutionell, während Preußen noch monarchisch bleibt, trotz seiner Freiheitstheorien, weil die Einheit seine erste Existenzbedingung ist. Dem Norden die Wissenschaft, und vor Allem die Vervollkommnung der Wissenschaft, dem Westen die Industrie, die Anwendung und besonders auch die Lehre der Wissenschaft; dem Mittelpunkt und dem Süden die Liebe, die Religion, die Musik, der Frieden! Ja, weil es die Erhalterin der geselligen, allgemeinen, religiösen, politischen, friedlichen, harmonischen Gefühle ist, stelle ich Oesterreich zwischen alle deutschen Staaten, wie Frankreich zwischen England und Deutschland; Frankreich, das nicht wie Deutschland hat protestantisch werden können, weil es zu universell ist, Frankreich, das nicht wie England lange Zeit unter konstitutionellem Régime zu leben vermöchte, weil es das Große, das Schöne, den Ruhm liebt, und weil der Parlamentarismus nur ein Justemilieu zwischen dem Großen und Kleinen, dem Schönen und Häſslichen, dem Ruhm und der Schande gewährt. Und eben so hat Oesterreich, mit einem erhabenen Instinkte, voll Klugheit, Verstand und Treuherzigkeit, noch nicht glauben können, daſs die jungen Leute von den Schulbänken, die Advokaten und Aerzte, und einige Bourgeois, die im Salon schöne Phrasen drechseln, die Bedürfnisse des Volkes besser kennen und die europäische, universelle Politik besser verstehen sollten, als Herr von

Metternich und all' seine alten Diplomaten und Verwaltungsbeamten, die in den Staatsangelegenheiten geboren, groß geworden und ergraut sind.

„Ich lasse mich im Geplauder mit Ihnen, lieber Herr, weiter verlocken, als ich gedachte, und doch fürchte ich, bei der großen Tragweite des Gegenstandes, undeutlich gewesen zu sein, wie es mir öfters schon widerfahren sein soll. Ich fühle namentlich, wie unzureichend dies Alles ist, den Gedanken auszusprechen, der mich bewegt, und den Ihnen mitzutheilen mir nützlich erscheint.

„Eine andere Form wird diesen Gedanken vielleicht klarer machen.

„Herr de Talleyrand sah am Ende seiner Laufbahn den Traum seines Lebens, die Union Frankreichs und Englands, sich verwirklichen; es ist ein gemeinsames Interesse, das sie verbindet und sie zum Frieden nöthigt. Die Union Frankreichs und Deutschlands ist ein Ziel, würdig, heutigen Tags den Ehrgeiz politischer Männer lebhaft zu erregen. Auch beschäftigen sich Viele damit; aber nur deßhalb, weil man im Allgemeinen nicht begreift, daß vor Allem Oesterreich mit Frankreich verbündet werden muß, erschöpft man sich in Bemühungen, die oft mehr dazu angethan sind, diese Union zu verzögern, als sie zu beschleunigen. Nach Ihrer Art die Gemeinschaft der Doktrin des nördlichen Deutschlands mit Frankreich aufzeigen, und nach Art mancher Anderen die Gemeinschaft der Interessen der Rheinstaaten und Frankreichs andeuten, Das heißt, mit Rücksicht auf das Ziel, von welchem ich rede, es so machen wie unsre Ultras und unsre französischen Liberalen, die gern eine französische Armee nach Irland geführt hätten, um dessen Katholicismus und dessen Unabhängigkeit zu retten, und die freilich durch das Aussprechen solcher Sympathien Irland momentan nützten, aber indirekt der Union Frankreichs mit Großbritannien schadeten. Ich weiß wohl, daß die praktischen Politiker, die hellsehender als die Theoretiker sind, vollkommen fühlen, daß die Union mit Oesterreich wichtiger, als die mit Preußen und allen kleinen Rheinfürstenthümern ist; ihr Irrthum aber ist der Wahn, daß sie diese Union durch dasselbe Mittel, welches sie zu der Union mit England geführt hat,

nämlich durch das Interesse, erreichen könnten, und dieser Irrthum läßt sie einen wahren Nonsens begehen; sie machen ihm nämlich so viel Angst, wie möglich, vor dem Barbaren des Nordens, aber sie vergessen, dass dieser Barbar gerade in den Augen Oesterreichs der Vertheidiger der großen gesellschaftlichen Grundsätze, der Ordnung, Autorität, Religion ist, und dass nach Oesterreichs Ansicht **Gott** nur deßhalb Rußland einen Platz in der europäischen Politik zugetheilt hat, um die Welt vor dem Eindringen der Anarchie, der Demokratie, des Atheismus zu retten. — Nein, man kann sich nicht durch ein gemeinsames Interesse mit Oesterreich verbünden, sondern durch eine gemeinsame Pflicht; man muss sich an seine überaus kluge und sinnige Seele wenden, nicht an seinen Geldbeutel; denn sein Volk erfreut sich größeren Wohlstands, als das englische Volk, und seine Magnaten sind nicht so habgierig wie englische Lords.

„Sie, der Sie den Beruf empfinden, die Union dieser beiden großen Völker zu fördern, beeilen Sie sich denn, o Dichter, ein Thema zu erfassen, an dem Ihre Begeisterung entbrennen und Ihre Seele sich abspiegeln kann; verlassen Sie die Bänke und Sessel der Philosophie; nicht dort sollten Sie das Werk der Frau von Staël wieder aufnehmen und fortsetzen. Lehren Sie uns das Herz des Deutschen kennen, und nicht die Geheimnisse seines Gedankens; wagen Sie, uns laut die Tugenden dieses sinnigen, fleißigen, sparsamen, biederen, aufgeklärten Volkes zu verkünden, das Napoleon und unsre Liberalen uns so oft als unwissende, durch den Despotismus verthierte Automaten betrachten gelehrt haben. Reden Sie uns von seinem schönen Strome, von seinem reichen Boden, von seinen friedlichen Dörfern, von seinen schlichten, patriarchalischen Sitten vom Kaiser bis zum Bauer hinab; erinnern Sie uns an die Traditionen der Größe und Würde jenes ‚heiligen Reiches‘, die noch fortleben, während sonst überall Größe und Würde verschwinden; sagen Sie allen harmonieliebenden Menschen, was sie hoffen dürfen von einem Volke, das einen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven geboren, von einem Volke, das in seinen deutschen Adern so viel poetisches Blut Italiens und Spaniens mit seinem eigenen Blute vermischt, von einem Volke, das so lange auf

seinem Haupte die eine der beiden Kronen der christlichen Welt getragen hat, und das sie, trotz Luther, trotz Napoleon, annoch behauptet: dann werden Sie das Recht haben, sich Gehör zu verschaffen selbst bei dem Frankfurter Bundestag, wenn Sie für den braven ‚Kaiserlichen‘ etwas mehr Unabhängigkeit und Freiheit begehren.

„Es ist etwas so Schönes um ein Volk, das in dieser Epoche, wo alle Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung erschüttert, untergraben, zertrümmert worden sind, seinen alten Glauben bewahrte, so lange ein neuer Glaube ihm nicht das Herz ergriffen hat; um ein Volk, das Alles weiß, was der Verstand und die Kraft des Menschen gethan haben, den Bau der Vergangenheit zu zerstören, das aber, da es noch nicht gesehen, daſs eine auserwählte Seele **Gottes** den Plan des neuen Gebäudes angegeben und entworfen hat, wohlweislich sein altes gothisches Schloſs und seine alte Kathedrale behält, die es noch unsern Bürgerhäusern und unsern Deputiertensälen vorzieht! Schön ist Das, wie de Maistre, wie Bonald, wie Chateaubriand und Lamartine. Wenn wir mit diesen großen Dichtern träumen, oder wenn wir der Donau folgen, so treffen wir, bis in die kleinste Hütte hinab, eine Familie, eine Religion, eine Autorität, wir armen Waisen, die kein **Oberhaupt**, keinen **Gott**, keinen **Vater** mehr haben.

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelänge, auch in Ihnen das Gefühl zu erwecken, welches mir solche Menschen und ein solches Volk einflößen, denn Sie wissen zur Genüge, daſs ich nicht mehr als Sie den Wunsch hege, in Zukunft die Moral, die Religion und die Politik der Vergangenheit herrschen zu sehn; aber ich glaube nur gerecht und wahr zu sein, wenn ich sie heut zu Tag noch bewundere, und ich glaube sogar, daſs es eine kluge Berechnung ist, wenn man sie lieber zu bekehren, als auszurotten sucht. (Bemerken Sie, wie Chateaubriand sich bekehrt hat, wie Lamartine sich tagtäglich bekehrt. Geschieht es, weil man ihnen Furcht eingejagt hat, oder weil ihr materielles Interesse sie dazu treibt? Nein, es geschieht, weil sie Herz haben und den Ruhm lieben; man hat zu ihrem Herzen geredet, und man giebt ihnen, was sie lieben.) Stärkere Zerstörer,

als wir, haben jenen Bau zu zertrümmern versucht, und es ist ihnen misglückt; bauen wir daher mit Verstand, und verwenden wir dazu die guten Materialien der Vergangenheit, diejenigen, über welche Keule und Beil hinweggefahren sind und Nichts über sie vermocht haben; es wäre Thorheit, sie nicht benutzen und gar seine Zeit daran verschwenden zu wollen, sie in Staub zu zermalmen.

„Ich glaube nur gerecht und wahr zu sein, wiederhole ich, und wenn man nicht gerecht und wahr gegen den Oesterreicher ist, so wird man Nichts über ihn vermögen; Wahrheit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit sind ihm angeborne Tugenden. Beachten Sie wohl, dass ich von dem Oesterreicher im Allgemeinen rede, und nicht Rücksicht nehme auf einige Jesuiten oder Kanzleipolizisten, die beiläufig oft Ausländer sind.

„Da wir eben von Gerechtigkeit reden, so gestatten Sie mir die Frage: wissen Sie ganz bestimmt, dass Herr Schelling sich verkauft hat?

„Ich möchte lieber glauben, dass Herr Schelling, wie einige andre Philosophen, als er sich ein wenig mehr mit der praktischen Anwendung seiner Lehren beschäftigte, zu der Einsicht gelangte, dass seine Philosophie nicht immer genügend Rücksicht nahm auf ein Element, das bei den menschlichen Angelegenheiten sehr wichtig ist, nämlich die Zeit. Sonderbar! man sollte meinen, die Gelehrten, die Theoretiker, die Männer des Geistes, des Gedankens, der Zahl, der Zeit, müssten weniger stürmische Eile haben, als die Politiker, Theorien verwirklicht zu sehen; aber ganz und gar nicht. Ich glaube jedoch, dass es dereinst der Fall sein wird, freilich unter einer Bedingung: sie müssen vor Allem, wie Lessing, an das ewige Leben glauben. Heutigen Tags ist dieser Glaube selten bei den Philosophen; auch flüchten sie sich oft, wenn sie beim Eingehen auf die Dinge praktische Unmöglichkeiten in ihren Systemen bemerken, vom Wege abgelenkt, in die Bahn ihrer Vorgänger, dort in den Tag hinein und selbst im Widerspruch mit ihren alten Theorien fortwandelnd; aber diese ganz natürliche Reaktion zeugt minder von Egoismus, als von Verlegenheit; sie beweist durchaus nicht, dass man wissentlich daran arbeitet, Unheil über die Völker zu bringen.

„Da ich vom ewigen Leben gesprochen habe, so möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht erstaunt sind, dass Sie, der in diesen beiden ersten Bänden von Religion, Philosophie und Moral handelt, Nichts gesagt haben über das ewige Leben, über die Frage: ‚Woher komme ich? und wohin gehe ich?‘, über die Belohnungen und Strafen, mit einem Wort über den Fortschritt des Seins, — Sie, der so schön über den Fortschritt der Menschheit spricht. O, vergessen Sie Dies nicht, wenn Sie zu Oesterreich reden! der wackere Oesterreicher würde sonst Ihre Philosophie, Ihren Gott, Ihre Politik, Ihre Freiheit und Sie selbst zurückstoßen, und er thäte Recht daran.

„Diese Abschweifung auf Herrn Schelling führt mich zu einer allgemeineren Bemerkung.

„Sie lieben Deutschland zu sehr, lieber Herr, und Sie haben mir selbst einen zu offenbaren Beweis Ihrer Zuneigung gegeben, als dass ich fürchten müsste, Sie zu verletzen, wenn ich das Urtheil, welches ich über Ihr Werk abgebe, bis zum Tone des Tadels steigere. Ich gestatte mir daher, es zu thun.

„Nein, für Deutschland thut es nicht noth, dass man durch profanierende Scherze die Macht der Religion neutralisiere (Bd. V., S. 34 u. 35). Durch ernste, würdige Mittel gilt es die Religion der Deutschen, nicht zu neutralisieren, sondern umzugestalten; und nicht mehr durch eine herbe Kritik von Männern, die trotz ihrer Fehler der Menschheit große Dienste erwiesen haben, darf man Meinungen und Handlungen bekämpfen, die man für rückschrittlich hält; denn fast jeder der so kritisierten Männer könnte sich darauf berufen, dass er von seinen Gesinnungsgenossen eine günstige Beurtheilung erfahren hätte; und nicht immer haben sie Unrecht. Zweifelsohne ist es oftmals gut, Strenge mit Gerechtigkeit zu paaren! aber Nichts rechtfertigt den Undank; die bedeutenden Menschen sind noch nicht so zahlreich, dass wir uns beeilen sollten, einen Theil derselben in den Koth zu schleudern.

„Glauben Sie, lieber Herr Heine, einem Manne, der für sein Wirken und für sein Leben Schmähungen und Missachtung von Allen geerntet hat, und der stets mit Ruhe den gerechten Richterspruch der Welt erwartet; glauben Sie mir, der Sie eines

der ersten Werkzeuge dieses gerechten Richterspruches sind, und der Sie eine der unzähligen Wunden meines Herzens geheilt haben; glauben Sie mir: es giebt für den Menschen nichts Heiligeres, als den Menschen selbst. Enthalten wir uns daher der profanen Scherze über heilige Dinge! Derjenige Mensch, der sein Ebenbild an den voltairianischen Pranger stellt, vollzieht das Amt des Henkers, nicht des Lehrers, des Priesters, des Vaters der Menschheit. Lassen wir den Kindern der Vergangenheit jene Waffe, welche schon die Gegenwart missbilligt, und welche die Zukunft zerbrechen wird. Ich gehe noch weiter, ich behaupte, dass es, allgemein genommen, eben so unmoralisch ist, die Fehler und Schwächen eines bedeutenden Mannes, zumal während seines Lebens, öffentlich zu enthüllen, wie es unmoralisch von Rousseau war (der vor einem Priester nicht gebeichtet hätte), das Bekenntnis seiner Schlechtigkeiten der Welt ins Gesicht zu schleudern. Denn durch solches Gebahren ruiniert man oder verbittert vielmehr hervorragende Geister, und auf der andern Seite verbreitet man unter der Menge ein beklagenswerthes Misstrauen, man macht sie argwöhnisch gegen die Wissenschaft und das Genie. Wenn man geflissentlich die Namen aller Kranken veröffentlichte, welche durch einen Dupuytren, einen Dubois, einen Broussais, einen Recamier getödtet oder zu Krüppeln gemacht worden sind, so würden wir gar bald wieder in die Hände der Quacksalber und mit Hausmitteln kurierenden Hexen verfallen, und auf alle Fälle würden wir die Chancen unsres Todes vermehren, denn der Kranke, welcher kein Vertrauen zu seinem Arzte hat, ist zum Voraus halb gestorben.

„Ich, der ich so glücklich bin, Ihre beiden ersten Bände gelesen zu haben, und der ich wohl zu unterscheiden vermochte, was für Koncessionen Sie dem kritischen Geiste Ihrer französischen und deutschen Lehrer schuldig zu sein glaubten, ich tadele Sie! Weil ich hoffe, dass Sie in diesen Vorwürfen einen Beweis des Interesses, das ich an Ihren Arbeiten nehme, und der liebevollen Zuneigung erblicken werden, die Ihre zarte und dankbare Aufmerksamkeit mir erweckt hat; weil ich in Ihrer kühnen Widmung Ihr Herz schlagen fühlte, wende ich mich an Ihr Herz, und behandle Sie, als gehörten Sie zu meiner Familie.

„Indem ich das Geschriebene durchlese, empfinde ich die Nothwendigkeit, noch einige Worte hinzu zu fügen, um meinen ersten Gedanken, meinen juristischen und faktischen, historischen und Kunstbeweis deutlicher zu erklären, und ihn zu Dem in Beziehung zu setzen, was ich über Oesterreich und die französische Revolution gesagt habe.

„Die Geschichte Oesterreichs seit Luther, seine Lage hinsichtlich der Türkei und Rußlands einerseits, und der europäischen Staaten andrerseits, diese Lage des ‚**heiligen** Reiches' zwischen dem deutschen Protestantismus, dem griechischen Protestantismus und dem Mahomedanismus, welche die Ursache und Wirkung seiner Unbeweglichkeit ist, hat bisher keine genügende Würdigung erfahren; denn wäre es der Fall gewesen, so würde es schreiendes Unrecht sein, ihm diese Unbeweglichkeit zum Vorwurfe zu machen, die uns Alle vor der mahomedanischen Autokratie, vor der russischen Autokratie, und selbst vor der römischen Theokratie gerettet hat; und es ist wiederum das beharrende Oesterreich, das am meisten mit seinem Blute dazu beigetragen hat, uns vor der napoleonischen Autokratie zu retten.

„Robertson hat ein treffliches Gemälde von Europa entworfen, um seinen Karl V. zu schreiben; man muß dies Gemälde wieder entrollen und fortsetzen, um das Leben des österreichischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben. Diese Geschichte wird groß wie das Requiem Mozart's sein, denn es handelt sich darum, würdig das Mittelalter einzusargen, das zwei Grabstätten hat, eine zu Wien, die andere in Rom, und das Vorspiel seiner Verklärung zu geben.

„Ich sprach von der Geschichte, und ich nannte Robertson als Beispiel; was die Kunst betrifft, so hat Schiller seinen Don Carlos geschaffen, der ein Analogon des Kunstwerks ist, das ich meine. Aber heut zu Tag wechseln die Formen; es handelt sich nicht mehr für die Erzählung um einen Karl V., für das Drama um einen Posa; es sind Völker, die es zu malen und nach biblischer Weise auf die Bühne zu stellen gilt; es ist die **Leidenschaft** (Frankreich) und die Sinnigkeit (Oesterreich), die man in den Massen, und nicht mehr in einzelnen Menschen, verkörpern soll.

„Was ist seit der Ankunft **Jesu** aus dem **Volke Gottes** geworden?

„Es ist mit St. Paulus gewandert und hat sich des alten römischen Reiches bemächtigt; dann, nach sechs Jahrhunderten unerhörter Arbeiten, um den Barbaren den Frieden aufzunöthigen, ist es nach dem Morgenlande zurückgewandert, wo es im Gefolge Mahomed's viele Fetische zerstört, viele Götzenbilder zertrümmert hat; und nach abermals sechs Jahrhunderten, als seine Scharen sich im Morgenlande wie im Abendlande vermehrt hatten, kam es wieder, um seine Eroberungen im Abendlande zu besuchen. Ein unermüdlicher Wanderer läſſt es aller Orten Leviten zurück, und alle müſſen sich eines Tages, und an demselben Zeichen, erkennen. Es findet seine Leviten im Abendlande wieder, und sie schlafen; es rüttelt sie durch Luther auf, und, immer das verheißene Land suchend, wandert es fort auf spanischen, portugiesischen, englischen, holländischen, französischen Schiffen, um eine neue Welt zu entdecken; dort zerstört es wiederum Fetische und Götzenbilder, und es eilt weiter, um deren auch in Afrika, in Indien zu zerstören, immer Leviten als Schildwachen bei allen Völkern aufstellend, die es besucht, und immer zunehmend an Zahl und an Macht. Endlich kehrt es noch einmal nach Europa zurück, und da es abermals seine Leviten eingeschlafen findet, so läutet es eine furchtbare Sturmglocke in Frankreich, und beauftragt Napoleon, sie mit metallenem Donner über die Erde erschallen zu lassen. Heut zu Tage ruft das Morgenland es wieder zurück.

„Das ist der ewige Jude, aber es ist nicht ein Mensch; er heißt nicht Ahasver, er heißt **Israel.**

„Aber wer sind die Leviten vom Volke **Gottes**? wo sind die Gesalbten des **Herrn**? wo sind die hochgestellten Schildwachen, die mit der Leitung der eroberten Völker betraut worden? wie heißen die Diener des **Höchsten,** die eines Tages, auf dasselbe Zeichen, alle diese Völker werden zur allgemeinen Weltkommunion wandeln lassen? Sie heißen **Propheten,** aber sie heißen auch **Könige**; das Recht und die That, das Wissen und die Macht.

„Sehen Sie nun, wie wenig die Christen in Europa aus-

gerichtet haben, so lange sie keinen Konstantin fanden; sehen Sie, wie Luther gescheitert wäre, wenn er nicht gleich gekrönte Häupter für sich gehabt hätte; denken Sie sich selbst Voltaire ohne Friedrich und Katharina.

„Prophet, Ihre Stimme dringe zum Ohr der Könige, wenn Sie die Völker befreien wollen; seit drei Jahrhunderten wollen die Propheten nur von den Völkern gehört sein! Wahre Christen, vernachlässigen oder mißachten sie die Gewaltigen der Erde! Wie? hatte Jesus Recht bis ans Ende, und muß **Cäsar**, weil er das ruhmvolle Schwert geführt, durchs Schwert umkommen? ward er nicht schon hinlänglich verstümmelt durchs Beil? Nein, seinem edlen Leben werden wir keinen Tod der Schande zuerkennen; kein Schafott mehr für Ludwig XVI., kein St. Helena mehr für Napoleon! Der Tag des Gerichts naht heran; Gott hat nicht alle gekrönten Häupter abschlagen lassen, weil er nicht will, daß bis ans Ende der Jahrhunderte das Gewicht ungeheuren Undanks auf der Menschheit laste.

„Prophet, bedenken Sie, daß die Könige unserer Tage nicht, wie David und Salomon, Könige und Propheten zugleich sein können. Halten wir nicht die Gegenwart für die Zukunft; es giebt noch zwei Mächte in der Welt, die der Propheten und die der Könige. Wohl! diese beiden Mächte werden nicht durch eine Schlacht enden; sonst würden sie beide, und die ganze Menschheit mit ihnen, darin umkommen, denn der Sieger könnte nicht über die Zukunft herrschen, die nur einen friedlichen Herrn und keinen blutbedeckten Henker will.

„Prophet, lesen Sie wiederum Saint-Simon's ‚Neues Christenthum‘.

„Ich glaube, dann werden Sie meinen Gedanken begriffen haben, und mein oft verworrener und ungeordneter Brief wird jenen wunderlichen Vorspielsphantasien gleichen, die ein Komponist vor dem Schaffen ausführt, und in denen nur ein Künstler die Inspiration entdecken und nachfühlen kann, welche den Musiker beseelt.

„Lesen Sie wiederum das ‚Neue Christenthum‘, und wenn Sie Gelegenheit haben, Rodrigues zu sehen und mit ihm zu plaudern, so bitte ich Sie dringend, dieselbe zu benutzen.

„Leben Sie wohl, lieber Herr; nochmals meinen Dank! Bitte, sagen Sie Guéroult, wie sehr ich ihm verbunden bin, dass er sich des Auftrags, welchen ich ihm an Sie gab, so glücklich entledigte. Lassen Sie uns nicht lange auf neue Arbeiten warten, denn sie sind für uns wahre Segnungen **Gottes**.

„Ueber den Raum hinweg drücke ich Ihnen herzlich die Hand.

„Nachschrift. So eben las ich in der ‚Revue des deux mondes‘ Ihre Vorrede zu den ‚Reisebildern‘; sie lässt mich fast meinen langen Brief als unnütz betrachten; denn diese Vorrede zeigt mir, dass Alles, was ich Ihnen schrieb, schon in Ihnen lag, und dass die Bahn, welche ich Ihnen andeutete, eben Ihre eigene Bahn ist; nur warten Sie die gelegene Zeit ab, um weiter zu gehen, und Sie thun wohl daran."

Dieser schwülstige Brief verfehlte seinen Zweck. Was Heine von den saint-simonistischen Lehren mit seinen eigenen Ansichten im Einklange fand, hatte er aus freien Stücken sich bereits angeeignet und in der ihm passend erscheinenden Form sonder Furcht und Zagen der Welt mitgetheilt. Er war aber nicht gesonnen, seine Vernunft und sein selbständiges Urtheil einem Schulsystem gefangen zu geben, dessen raffiniert ausgeklügelter Schematismus ihn halb eine kindische Spielerei, halb eine philiströse Pedanterie dünkte. Als der Vater Enfantin, welcher so heftige Anklagen gegen das Institut der Ehe geschleudert und so feierlich erklärt hatte, sich nur mit der von Gott ihm bestimmten „Offenbarungsfrau" nach einem neuen, von ihr selbst zu enthüllenden Liebesgesetze vermählen zu wollen, bald nach seiner Rückkehr aus Aegypten in Lyon eine gewöhnliche bürgerliche Ehe schloss und, gleich den meisten Saint-Simonisten, eine lukrative Staatsanstellung in der alten Gesellschaft annahm, konnte Heine seinen Spott über diesen raschen Gesinnungswechsel nicht verbeißen, und noch im Jahre 1855 scherzte er in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe seines Buches „De l'Allemagne" (Bd. V, S. 6): „Die Dinge haben sich geändert; die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt, sie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion ist; sie durch-

laufen nicht mehr barfuß die Wüsten Arabiens, um dort das freie Weib zu suchen — diese Befreier vom Gattenjoch, diese Zerbrecher der ehelichen Bande haben sich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheirathet und sind die unerschrockensten Epouseurs von der Welt geworden, und sie tragen Stiefel. Die meisten dieser Märtyrer sitzen jetzt in der Wolle, einige von ihnen sind neugebackene Millionäre, und mehr als einer ist zu der ehrenvollsten und einträglichsten Stellung gelangt — man reist schnell mit den Eisenbahnen. Diese ehemaligen Apostel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menschheit geträumt, haben sich damit begnügt, das silberne Zeitalter, die Herrschaft jenes Dieu-argent fortzupflanzen, welcher der Vater und die Mutter von Allen und Allem ist — es ist vielleicht derselbe Gott, den man mit den Worten gepredigt hat: Alles ist in ihm, Nichts ist außer ihm, ohne ihn ist Nichts." — „Wie Viel," sagt er an einer anderen Stelle (Bd. XXII, S. 198), „hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantin's that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfasst ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern."

Viertes Kapitel.

Heine als Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich.

Wir sind im vorigen Kapitel dem Entwicklungsgange der literarischen Thätigkeit Heine's theilweise vorangeeilt, um seine Beziehungen zum Saint-Simonismus im Zusammenhange zu betrachten. Es wird nöthig sein, jetzt in der Zeit ein wenig zurück zu gehn, um die Ursachen, aus welchen der deutsche Dichter französischer Schriftsteller ward, etwas näher zu beleuchten.

Der Gedanke, als internationaler Vermittler des geistigen Verkehres zwischen Deutschland und Frankreich das Fortschrittswerk der Civilisation nach Kräften fördern zu helfen, war, wie wir sahen, seit der Uebersiedelung nach Paris der Ausgangspunkt all seines Strebens. Bei seinem Bericht über die Gemäldeausstellung von 1831, wie bei seinen politischen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung", hatte ihn vorherrschend dieser Gedanke geleitet, und seine überall durchblickende Sympathie mit den Freiheits- und Gleichheitsideen der französischen Revolution hatte jenen officiösen Beschwerdebrief des östreichischen Kabinettes zur Folge gehabt, welcher den Aufsätzen Heine's vorläufig die Spalten des Augsburger Journales verschloss. Auch in Preußen, dem Staate der Intelligenz, wie er sich trotz seiner systematischen Verfolgung der Geistesfreiheit so gern benennen ließ, nahmen die Bücherverbote und Censurplackereien seit der Julirevolution und der Erhebung Polens einen immer chikanöseren Charakter an; selbst loyale Schriftsteller von ultrapreußischer

Färbung, wie Willibald Alexis, sahen wegen vereinzelter zaghafter Tadelsäußerungen über diese oder jene Staatseinrichtung ihre Schriften in dieselbe Kategorie mit den Umsturz-Pamphleten politischer Ultras gestellt; und Friedrich von Raumer, der gewiss nicht nach dem Rufe revolutionärer Gesinnung begierig war, fühlte sich schon gegen Ende des Jahres 1831 gedrungen, seine Entlassung als Mitglied des Obercensurkollegiums zu nehmen, weil er den willkürlichen Unterdrückungsmaßregeln dieser Behörde nicht länger mit Ehren glaubte beipflichten zu können. „Anstatt nämlich," hieß es in den Motiven seines Entlassungsgesuches [33]), „die schreibende und lesende Welt für größere, echte Freiheit zu erziehen und, ich möchte sagen, der literarischen Großjährigkeit immer näher zu bringen, hat vielmehr die Strenge und Aengstlichkeit der Aufsicht allmählich zugenommen, so dass Preußen, einst in dieser Beziehung der freigesinnteste und der Treue so wie der Vaterlandsliebe seiner Unterthanen am meisten vertrauende Staat, jetzt fast hinter allen andern zurücksteht. Die Zahl der Verbote von Büchern und Zeitschriften wächst, obgleich dieser geistige Kordon das etwaige Böse noch weniger abhalten oder vernichten kann, als der jetzt aufgegebene medicinisch-militärische die Cholera. Hierbei wird der wissenschaftlich gebildete Mann behandelt wie das unerfahrene Kind, das sich in der Lesebibliothek schlechten Zeitvertreib holt; fremde Buchhändler beziehen den Vortheil, welcher dem einheimischen entgeht, und das Ausland druckt Das, was (ich war selbst mehrere Mal in dem Falle) hier das Imprimatur nicht erhält. Preußen, auf welches das übrige Deutschland wie auf seinen Leitstern hinblickt, hat hierdurch unglaublich an Popularität verloren, und zwar durch die Maßregeln, die für sich betrachtet unbedeutend erscheinen, aber mehr auf die wichtige Gesammtstimmung der Deutschen wirken, als Derjenige glaubt, dem es an Verbindungen mit dem Auslande fehlt. Ja, die unwahren und ungezogenen Angriffe der Fremden auf Preußen finden nirgend eine angemessene Stätte der Widerlegung, weil man nicht erlaubt, dass neben der Widerlegung die Anerkenntnis etwaiger Mängel eintrete." Diese Worte passten mit gleicher Wahrheit fast eben so gut auf alle übrigen deutschen Staaten, und selbst das Auskunftsmittel, Manuskripte,

denen die heimischen Censurbehörden das Imprimatur verweigerten, im Auslande drucken zu lassen, war von geringem Nutzen, seit der früher erwähnte Bundestagsbeschluſs vom 5. Juli 1832 den Debit aller dort in deutscher Sprache erschienenen Druckschriften von weniger als zwanzig Bogen ohne vorgängige Regierungserlaubnis untersagte, während zwei Jahre später gar der gesammte Verlag der bekannten deutschen Buchhändlerfirmen in Paris und Straßburg (Heideloff & Campe, G. L. Schuler, Wilhelm Silbermann, und der fingierten, aber wohlaccreditierten Firma L. Brunet) in Bausch und Bogen mit dem Verkaufsinterdikte belegt ward. Es blieb also für Heine nicht die mindeste Hoffnung, seine Geisteswerke in Deutschland unverstümmelt gedruckt oder daselbst ihren Debit gestattet zu sehen, wenn er sie in ausländischem Verlage erscheinen ließ. Selbst die von der Censur so arg beschnittenen „Französischen Zustände“ und die ebenfalls unter Censur gedruckte neue Auflage des dritten und vierten Bandes der „Reisebilder“ wurden in Preußen und Oesterreich eben so rasch auf den Index verbotener Schriften gesetzt, wie der im December 1833 versandte erste Band des „Salon“, bei welchem das Verbot zugleich auf alle etwa noch nachfolgenden Bände des Werkes ausgedehnt wurde.

Hatte der Dichter durch seine wiederholte Weigerung, mit den in Paris konspirierenden deutschen Republikanern gemeinschaftliche Sache zu machen, der politisch-radikalen Partei, durch seine Anpreisung demokratischer Gleichheitsideen den deutschen Regierungen sich verhasst gemacht, so verdarb er es durch die cynische Sprache der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ und der dem ersten „Salon“-Bande eingefügten Lieder fast noch schlimmer, als einst durch die Ausfälle gegen Platen, mit dem besseren Theile des heimischen Publikums. Nicht als ob wir in den komischen Zorn der Anhänger Börne's einstimmten, welche in der Gestalt des kleinen Simson durchaus ein schnödes Zerrbild der deistischen Ansichten des Verfassers der „Briefe aus Paris“ erblicken wollten. Wenn Heine Diesen bei seiner Schilderung im Auge hatte, so hat wahrlich selten ein Künstler die Benutzung des Modells, das ihm zu artistischen Zwecken gesessen, in diskreterer Weise verdeckt und jede frappante Erinnerung an

das Original sorgsamer ausgelöscht. Auch Das mag wahr sein, daß dem lasciven Ton seines Buches eine gewisse Berechnung zu Grunde lag, daß er durch denselben die heimischen Behörden über den gefürchteten Ernst seiner revolutionären Gesinnungen und über deren aufreizende Kraft täuschen wollte. Wenigstens versichert er Das bei verschiedenen Anlässen. Wie er schon früher einmal (Bd. XX., S. 7) Immermann bat, ihn „doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter zu halten," so schrieb er jetzt mit ähnlichen Ausdrücken seinem Bruder Maximilian [34]): „Den Salon habe ich endlich erhalten, es sind sehr ekelhafte Druckfehler darin; viele Zoten, Dieses war politische Absicht. Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem Augenblicke kein rathsam Renommée. Die Demokraten sind wüthend über mich; sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristokrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Ueberhaupt will ich in dieser Reaktionsepoche nur zahme Bücher schreiben. Das Vaterland mag sich einen anderen Narren suchen." Diese briefliche Erklärung steht freilich nicht ganz im Einklange mit den emphatischen Bekenntnissen der fünf Monate zuvor geschriebenen Vorrede seines Buches, worin er seinen Lesern erzählt, wie er sich ruhig in das Land der Poesie habe zurück schleichen und Gedichte, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenspiele, ersinnen wollen, aber durch den Anblick deutscher Auswanderer, die das Elend der heimatlichen Zustände nach Algier getrieben, plötzlich wieder mit heiliger Zwingnis den großen Zeitfragen zugeführt worden sei, so daß sein nächstes Buch wohl ganz und gar ein „rother Löwe" sein werde. „Ich hatte manchmal nicht übel Lust," sagte er (Bd. XIV., S. 35 ff.), „das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das ist nicht so leicht thunlich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathstelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beste öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unser Thun und Schaffen sei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir sprechen und wirken, streiten und leiden wollten, wie etwa sonst ein Philolog sich seinen Klassiker auswählte, mit dessen

Kommentierung er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitscht uns in die Arena hinein, dass wir, wie gezwungene Gladiatoren, für sie kämpfen. So ist es mit jedem echten Tribunat oder Apostolat. Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn Amos sprach zu König Amazia: ‚Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, sondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren abliefet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und sprach zu mir: Gehe hin und weissage!‘ Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiser und Reich zu Worms angeklagt stand ob seiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth seines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten schloss: ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!‘ Wenn ihr diese heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn Maximilian Robespierre sprach: ‚Ich bin der Sklave der Freiheit‘.“ Aber wie schön diese Worte auch klingen, und wie nachdrücklich Heine die Betheuerung hinzufügt, dass „all sein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühe, die, wo nicht besser, doch wenigstens eben so respektabel sei, wie jene triste, moderige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert habe,“ so boten die frechen Weisen, welche er in den Liedern des ersten „Salon“-Bandes vor den Altären der Venus vulgivaga pfiff, doch einen allzu materialistischen Kommentar zu dem „Welterlösungsworte“ des neuen Evangeliums, und die mit schlüpfrigem Behagen ausgemalten Bordellscenen des „Schnabelewopski“ schienen vollends keinen anderen Zweck zu haben, als keuschen Ohren und frommen Gemüthern ein Aergernis zu bereiten. Es war ein trübseliges Schauspiel, dieser Fall Lucifer's von der Höhe des Ideals in den Gassenkoth, diese schamlose Prostitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels! Der Seele des Dichters war in der Ueberwuth des Kampfes der feine Schmetterlingsstaub

von den Flügeln gestreift, die nun schlaff und grau herunter hingen, und ihn nicht mehr so leicht, wie ehemals, aus dem Schlammpfuhle der rohen Wirklichkeit in das freie Luftreich der Poesie empor tragen wollten. Der herbe Spott über die träumerische Langsamkeit der deutschen Hand, über die Ohnmacht unseres Volkes, seiner politischen Misère durch eine entschlossene That ein Ende zu machen, das beständige Hinweisen auf die französische Revolution als auf ein nachahmungswerthes Exempel — alles Dies mochte unter den obwaltenden Verhältnissen völlig berechtigt sein und nur den unerbittlichen Feinden des menschlichen Fortschritts begründeten Anlaß zur Erbitterung geben. Denn jene Verspottung der deutschen Geduld und diese Empfehlung französischer Revolutionsideen hatten den bestimmten Zweck, die schlummernde Thatkraft unserer Nation zu wecken, und Heine war so weit davon entfernt, mit seinen Sticheleien über die „teutonischen Schlafmützen- und Perückenwälder“ eine Herabwürdigung des deutschen Freiheitsgefühls zu verbinden, daß er vielmehr jede unbillige Schmähung desselben mit dem Ausrufe zurückwies (Bd. III., S. 12): „Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken.“ Um so verletzender war der Schlag ins Gesicht, den er mit seinen Schnabelewopski-Memoiren und den vorauf gesandten Salon-Liedern dem deutschen Publikum versetzte. Hier wurde ein Kampf gegen Sitte, Zucht und Ehrbarkeit geführt, aber nicht im Interesse einer höheren Idee, nicht für die Befreiung der Liebe aus unwürdigen Fesseln, wie Enfantin geschwärmt hatte, als er von der Emancipation des Weibes das Heil der Zukunft erwartete — nein, hier wurde in glatten Versen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchlose Lehre gepredigt, daß Freiheit von der Liebe und Wechsel des Gegenstandes den Sinnengenuß steigere, der Geist wurde in den Staub getreten, und das Fleisch, das allein seligmachende Fleisch, wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron gesetzt. Die Verehrer Heine's haben ihm diesen Frevel niemals verziehen, und die volle Liebe seiner Nation hat er seitdem niemals zurück zu erobern vermocht. Seine Gegner in der Heimat mehrten sich fortan von Tag zu Tage, und sein

Ruhm und sein Einfluſs auf die geistige Entwicklung Deutschlands verringerten sich fast in dem Maße, in welchem man dort den Ernst der Ueberzeugung und die zähe Ausdauer im Kampf um politische Freiheit zu würdigen begann. Sein eigener Ausspruch (Bd. XIV., S. 34) bewahrheitete sich: „Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener, ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.“

Unter solchen Umständen — gleich sehr mit den deutschen Regierungen wie mit den politisch Radikalen brouilliert, einerseits durch Censurchikanen, Bücherverbote und Journalüberwachung im freien Aussprechen seiner Ansichten behindert, andrerseits in der Lauterkeit seiner demokratischen Gesinnung verdächtigt und geschmäht, endlich durch eigene Schuld dem größern und besseren Theile des heimischen Publikums entfremdet — muſste sich Heine mehr und mehr zu dem Versuche hingedrängt fühlen, in dem Lande, das er zu seinem dauernden Aufenthalt erkoren, sich einen neuen Leserkreis zu erwerben, seine Muttersprache mit der französischen zu vertauschen, und Dolmetscher des deutschen Geistes in Frankreich zu werden, wie er bisher seinen Landsleuten das Verständnis der französischen Ideen vermittelt hatte. Er brauchte hiebei von seinen Ueberzeugungen Nichts aufzugeben, mit seiner Vergangenheit in keiner Weise zu brechen — was er unternahm, war die Fortsetzung seines vorgezeichneten Lebenswerks auf einem andern Gebiete, wo ihm für den Augenblick eine erfolgreichere Wirksamkeit in Aussicht stand.

Die Ausführung dieses Gedankens konnte nicht leicht in eine günstigere Zeitepoche fallen. In Frankreich hatte kurz vor der Julirevolution eine literarische Bewegung begonnen, die, wenn nicht in ihrem Ausgangspunkte, so doch in ihrem späteren Verlaufe, sich vielfach mit den jüngsten Phasen der deutschen Literatur berührte. Wir meinen die siegreiche Auflehnung der französischen Romantiker gegen den in pedantischem Schulzwange versteinerten Klassicismus der französischen Sprache und Literatur. Die neuromantische Dichterschule in Frankreich verfolgte jedoch ganz andere Zwecke, als die deutschen Romantiker, und hatte mit ihnen höchstens darin eine oberflächliche Aehnlichkeit, daſs sie gleichfalls die Befreiung des dichterischen Individuums von dem

Joche eines von außen her aufgedrungenen Kunstgesetzes erstrebte. Aber der Feind, den es hier zu bekämpfen galt, war ein ganz anderer, als in Deutschland. Der französische Klassicismus war niemals, wie unsere Schiller und Goethe, in den Geist hellenischen Lebens und hellenischer Kunst hinabgetaucht; er hatte sich mit den unwichtigsten Aeußerlichkeiten der Form begnügt, hatte in seinen Bühnenstücken die drei aristotelischen Einheiten mit peinlicher Aengstlichkeit bewahrt, hatte seine Stoffe den Heroensagen und Königsgeschichten des Alterthums entnommen und seine Helden in griechische oder römische Gewänder gesteckt, aber diese Helden waren fleisch- und blutlose Schatten, welche sich mit windigen Theatertugenden blähten, und in klappernden Alexandrinern die konventionelle Hofsprache der Rokokozeit pathetisch abhaspelten. Anfangs richteten sich die Angriffe der französischen Romantiker vor Allem gegen den langweilig monotonen Bau dieses nationalen Zopfverses, der nach herkömmlichem Gesetze nicht nur durch die Mittel-Cäsur in zwei gleiche Hälften zerspalten ward, sondern auch mit einer Satzpause schließen musste, die zum mindesten durch ein Komma von der nächstfolgenden Zeile sich abtrennen ließ. Was früher nur der Fabeldichter Lafontaine und der kühne André Chenier, dessen Haupt unter der Guillotine gefallen, sich als poetische Licenz erlaubt hatten: das Enjambement, das von der alten Schule streng verpönte Hinübergreifen eines unabgeschlossenen Satztheiles in den nächsten Vers, wurde von den Romantikern mit Vorliebe als ein Reizmittel zur Belebung des starren Metrums angewandt. Bald aber nahm der Kampf weitere Ausdehnung an, und der ästhetische Kanon der Vergangenheit ward auf den verschiedensten Punkten befehdet. Man gelangte zu der richtigen Einsicht, daß durch die engherzig prüden Regeln des Klassicismus die Fortentwicklung des Sprachgeistes unnatürlich gehemmt, dem poetischen Schöpfungsdrange der Lebensnerv unterbunden sei. Man verglich die gepriesenen Meisterwerke der eigenen Literatur mit denen des Auslandes, mit Schiller und Goethe, mit Shakspeare und Byron. Was den französischen Romantikern dabei zunächst ins Auge fiel, war die überraschende Thatsache, daß ihre bewunderten Klassiker sich in ihren Dichtungen weit mehr an den Verstand, als an die

Phantasie ihrer Leser gewandt, daſs sie die logische Definition dem farbigen Gleichnisse, den abstrakten Begriff dem konkreten Bilde vorgezogen. Für sie hatte es keinen ciel noir, nur einen ciel mélancolique gegeben, sie hatten niemals — wie Victor Hugo in den schönen Worten seiner Napoleons-Ode: „Soleil, dont je suis le Memnon!“ — die Idee schlankweg durch das Bild oder gar durch eine Reihenfolge malerischer Bilder ausgedrückt. Aber nicht bloß das Geheimnis der poetischen Form war ihnen verschlossen geblieben, nein — auch die Wurzelkräfte des wirklichen Lebens hatte diese gelehrte Kunstdichtung niemals dargestellt. Es war das Hauptverdienst der französischen Romantiker, daſs sie mit der Form auch den Inhalt der Poesie erweiterten, daſs sie, an Stelle der abstrakten Schattengestalten des Klassicismus, Menschen von Fleisch und Blut, mit menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Lastern, vorführten, und die Kunst wieder zum Spiegelbilde lebendiger Wirklichkeit machten. Freilich blieb die Uebertreibung nicht aus; in dem Bestreben, den ganzen Inhalt des menschlichen Lebens zu umfassen, nicht bloß das Licht, sondern auch den Schatten zu geben, neben der Tugend die Sünde, neben dem Schönen das Häſsliche zu malen, büßten die Kunstschöpfungen der neufranzösischen Schule nur zu oft das ästhetische wie das sittliche Gleichmaß ein, und verfielen in einen platten Realismus oder in eine bizarre Phantastik. Der unkluge Schritt ihrer Gegner, zur Unterdrückung der romantischen Tendenzen die Staatsgewalt anzurufen und von Karl X. die Aufrechterhaltung der Klassicität des Théâtre français zu begehren, trug nicht Wenig dazu bei, die junge Partei, welche in politischer Hinsicht Anfangs eher einer katholisierend-illiberalen Richtung gehuldigt hatte, mehr und mehr in die Opposition hinein zu drängen, — eine Wandlung, die ohnehin freilich dem fortschrittslustigen Geiste der französischen Romantik mit innerer Nothwendigkeit vorgezeichnet war.

Bei ihren Versuchen, die Principien der neuen Aesthetik wissenschaftlich zu begründen, wurden diese geistvollen Schriftsteller bald einer ernsteren Beschäftigung mit der deutschen Literatur und Philosophie zugeführt. Außer den Schiller'schen Dramen, wurden zunächst Goethe's „Faust“ von Gérard de

Nerval, Jean Paul's „Titan", mehrere Novellen Ludwig Tieck's und E. T. A. Hoffmann's phantastische Erzählungen von Xaver Marmier und Loeve-Veimars übersetzt. J. J. Ampère, Edgar Quinet, Victor Cousin, Lerminier, Saint-Marc Girardin, Carnot, Guizot und zahlreiche Andere strebten eifrig, sich mit deutscher Geistesbildung vertraut zu machen, und das Resultat ihrer philosophischen Studien übte eine befruchtende Rückwirkung auf die französische Literatur. Schon einige Jahre vor der Julirevolution war es Heine aufgefallen (Bd. III, S. 27), wie die Franzosen plötzlich die Affenhaut ihres leichtfertigen Flattersinns abgestreift, und wie sie täglich nachdenklicher, tiefer und ernster wurden. Er hatte jetzt Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß dieser Ernst seitdem durch das Interesse an deutscher Literatur und Philosophie noch gesteigert worden war, wenn auch die kühnen Entdeckungsreisenden sich auf das hohe Meer der letzteren meist ohne sicheren Kompaß hinausgewagt und für die Beurtheilung der ersteren den ziemlich einseitigen Maßstab bewahrt hatten, welchen ihnen Frau von Staël in ihrem Buche „De l'Allemagne" an die Hand gegeben. Aber die einst von Napoleon so bitter gehasste „Ideologie" war bei den Franzosen im Kourse gestiegen, sie hatten gewaltigen Respekt vor den „hommes profonds du nord," vor der „nation éminemment poétique, naïve, primitive" bekommen, und selbst die Saint-Simonisten wußten die Tugend, Sinnigkeit und gesittete Ordnungsliebe des deutschen Nationalcharakters nicht hoch genug zu rühmen. Hier gab es für einen interpretierenden Vermittler des Geistesverkehrs zwischen den beiden Nachbarvölkern Arbeit in Fülle, um drohenden Mißverständnissen zu wehren, um die Unterschiede und Analogien der literarischen, philosophischen und politischen Entwicklung in Deutschland und Frankreich ins rechte Licht zu stellen, um auf Uebersehenes hinzudeuten, Unverstandenes zu erklären, und die geheimsten Räthsel der eigenen Volksseele dem fremden Forscher zu entschleiern.

Mit dankbarer Freude nahm Heine daher das Anerbieten des von deutsch-jüdischen Eltern am 26. April 1801 zu Paris geborenen Schriftstellers François Adolphe Loeve-Veimars[35]) an, durch Veröffentlichung einiger abgeschlossenen größeren Partien

aus den „Reisebildern“ in der „Revue des deux mondes“ ihn bei dem französischen Publikum einzuführen. Obschon unserem Dichter von Jugend auf die französische Sprache hinlänglich vertraut war, um in derselben mühelos den korrekten Ausdruck für seine Gedanken zu finden, legte er doch zu hohes Gewicht auf die tadellose Reinheit und vollendete Grazie des Stils, als daſs er sich selbst in späteren Jahren hätte entschließen mögen, die Uebersetzung seiner Werke jemals ohne die einsichtsvolle Beihilfe französischer Schriftsteller zu unternehmen. Wie Anfangs Loeve-Veimars, so haben nachmals Gérard de Nerval, Edouard Grenier und St. René Taillandier als seine Mitarbeiter ein für sie nicht immer ergötzliches Lied von der peinlichen Gewissenhaftigkeit zu singen gewußt, mit welcher Heine die poetische Wirkung jeder einzelnen Phrase im fremden Sprachgewande erwog und sich nicht eher zufrieden gab, bis nach vielfachem Aendern und Bessern endlich der möglichst entsprechende Ausdruck für Stimmung, Gefühl und Gedanken ermittelt war. — Am 15. Juni 1832 erschien die abgekürzte „Harzreise“ in der „Revue des deux mondes“; am 1. September und am 15. December desselben Jahres folgten Auszüge aus dem „Buch le Grand“ und den „Bädern von Lucca“. Bei der Lektüre dieser ideenreichen, alle Töne der Liebe und des Hasses, der schwärmerischen Begeisterung und des weltverachtenden Hohnes zugleich anschlagenden Kapriccios erinnerte man sich, daſs derselbe Verfasser unlängst die politischen Zustände Frankreichs in einer Reihe von Aufsätzen für die „Allgemeine Zeitung“ besprochen hatte, die von der republikanischen „Tribüne“ im Auszuge mitgetheilt und von den orleanistischen Blättern mit Leidenschaft bekämpft worden waren. Die Neugier des französischen Publikums wurde rege. Man fragte sich allgemein, Wer dieser deutsche Schriftsteller sei, der mit einer so reichen Phantasie und einer so zauberischen Gestaltungskraft einen so vorurtheilslosen, zersetzend scharfen Geist verbinde. Wie sollte man sich's erklären, daſs ein Dichter von so specifisch deutscher Bildung und Gemüthsart sich fast mit der Spottsucht eines Pariser Schöngeistes lustig machte über die deutsche Gelehrsamkeit und über das schwerfällige deutsche Philisterthum? Auf der einen Seite diese empfindsame

Weichheit, diese zarten Lieder aus Veilchenduft und Mondenschein, auf der andern diese kampfmuthige Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, für die angeborenen Menschenrechte, für die demokratischen Ideen der französischen Revolution! Wer in aller Welt, so erkundigte man sich, ist dieser neue Alliierte Frankreichs, der unaufgefordert, aus eigner Ueberzeugung, zu uns gekommen, um das Gewicht seines Einflusses in die Schale unserer Macht zu werfen? Denn wie ein mächtiger Alliierter erschien er den Franzosen, der freilich weder Geldmittel noch Kanonen zu seiner Verfügung hatte, dafür aber dem deutschen wie dem französischen Volke vielleicht Kanonen und Kriegskosten ersparte, wenn der kosmopolitische Gedanke seiner Schriften in den Herzen beider Nationen ein vernehmliches Echo fand. Dieser Eindruck erhöhte sich noch, als im folgenden Frühjahr bei dem angesehenen Buchhändler Eugène Renduel, dem Verleger der meisten Werke der neuromantischen Schule, eine vollständige Ueberſetzung von Heine's „Französischen Zuständen", nebst der unverstümmelten Vorrede, unter Hinzufügung des Aufsatzes über die Gemäldeausstellung von 1831, erschien. Die Elite der Pariser Kritik begann sich eingehend mit seinen Schriften zu beschäftigen, und als Victor Bohain gegen Ende des Jahres 1832 den Plan zu einem großartigen Journalunternehmen von internationaler Bedeutung faßte, beeilte er sich, der neuen Zeitschrift die hervorragende Mitwirkung Heine's zu sichern.

Die „Europe littéraire" — so nannte sich das Blatt, welches, wie die meisten Pariser Zeitungen nach der Julirevolution, auf Aktien gegründet und auf den enormen Absatz von 130,000 Exemplaren berechnet war — sollte, mit Ausschluß aller Politik, nur der Wissenschaft und den schönen Künsten gewidmet sein, auf diesen Gebieten aber eine möglichst vollständige Uebersicht der Bestrebungen und Leistungen sämmtlicher Völker der Neuzeit geben, und dadurch ein allgemeines Weltinteresse erhalten. Unter den Stiftern figurierten auf dem Einladungsprogramme, neben dem Konseilspräsidenten und den Ministern des Innern, der Finanzen und des öffentlichen Unterrichts, die geachtetsten Namen der verschiedenen politischen Parteien. Die Redakteure knüpften im Voraus nicht allein mit den Akademien und gelehrten Ge-

sellschaften Frankreichs und der Hauptstädte Europas Verbindungen an, sondern sie wandten sich auch in direkten Zuschriften an die Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft in der ganzen gebildeten Welt, um sie, unter Zusicherung eines glänzenden Honorars, als Mitarbeiter zu gewinnen. Victor Bohain trug Sorge dafür, dass die von ihm ins Leben gerufene Schöpfung zugleich vor der Pariser Gesellschaft mit allem imponierenden Pomp eines von Hause aus völlig gesicherten Geschäfts auftrete. Er gab seinen Mitarbeitern Diners von ausgesuchter Feinheit, bei welchen der Champagner in Strömen floss, er lud seine Aktionäre zu heiteren Festen und Ballvergnügungen in den Redaktionssälen der Zeitung ein, und rechnete ihnen für diese kostspielige Art der Reklame später hunderttausend Franks Repräsentationskosten an. Bei so verschwenderischer Verwaltung war der ansehnliche Gründungsfonds schon nach wenigen Monaten erschöpft, und die „Europe littéraire", deren erste Folionummer am 15. Februar 1833 erschien, brachte, trotz einer bedeutenden Abonnentenzahl, nicht einmal ihren ersten Jahrgang zu Ende.

Heine kam der Aufforderung Victor Bohain's, eine Reihe zusammenhängender Artikel über die neuere deutsche Literatur für die „Europe littéraire" zu schreiben, um so bereitwilliger nach, als er dadurch eine erwünschte Gelegenheit erhielt, sich über die hervorragenden Schriftsteller der romantischen Schule in Deutschland auszusprechen, deren Werke von dem französischen Publikum jener Tage ungebührlich überschätzt, meist aber in durchaus falschem Lichte betrachtet wurden. Indem er hiebei auf die Unterschiede zwischen den deutschen und den neufranzösischen Romantikern hinwies, suchte er zugleich Letztere vor den unheilvollen Verirrungen der Ersteren zu warnen. Er zeigte in einem mit brennenden Farben ausgeführten Literaturbilde, wie die ernstlich versuchte Wiedererweckung der mittelalterlichen Poesie die politische und Geistesfreiheit Deutschlands aufs schlimmste gefährdet habe, weil jene Poesie in der spiritualistischen Idee des Christenthums wurzele und mit der heutigen Weltansicht in schroffem Kontrast stehe. Bei den französischen Romantikern entspringe die Vorliebe für mittelalterliche Stoffe und die Hinneigung zu katholischen Tendenzen nur einem artistischen Interesse,

während unsre deutschen Romantiker, wie in der Kunst, so auch im Leben, in Staat und Kirche, die ganze Feudalhierarchie der Vergangenheit wiederherstellen wollten. „Ich zeigte," äußert er in dem Nachlass-Fragmente seiner „Briefe über Deutschland" (Bd. XXII., S. 322), „dass unsere romantische Schule nur aus einem Haufen von Würmern bestand, die der heilige Fischer zu Rom sehr gut zu benutzen weiß, um damit Seelen zu ködern." Das eigentliche Wesen der romantischen Kunst, im Gegensatze zur klassischen oder antiken Kunst, weiß Heine den Franzosen mit vorzüglicher Klarheit zu veranschaulichen. „Der Unterschied", sagt er (Bd. VI, S. 28 ff.), „besteht darin, dass die plastischen Gestalten in der antiken Kunst ganz identisch sind mit dem Darzustellenden, mit der Idee, die der Künstler darstellen wollte, z. B. dass die Irrfahrten des Odysseus gar Nichts anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odysseus hieß; dass ferner der Bacchus, den wir im Louvre sehen, Nichts anders ist, als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wollust in den weich gewölbten Lippen. Anders ist es in der romantischen Kunst; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine esoterische Bedeutung, sie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, ist die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne so tröstlich zuduftet, Das ist die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geist, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuss, Faser und Kern dieselbe Mandel sind. Wenn Homer die Rüstung eines Helden schildert, so ist es eben Nichts anders als eine gute Rüstung, die so und so viel' Ochsen werth ist; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in seinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beschreibt, so kann man sich darauf verlassen, dass er sich unter diesen Röcken eben so viele verschiedene Tugenden denkt, dass ein besonderer Sinn verborgen ist unter diesen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauschaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern ist, ganz vernünftiger Weise als Mandelblüthe besungen wird. Das ist nun der Charakter der mittelalterlichen Poesie, die wir die romantische nennen. Die klassische Kunst hatte nur das Endliche

darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche und lauter spiritualistische Beziehungen darzustellen oder vielmehr anzudeuten, und sie nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Parabolischen, wie schon Christus selbst seine spiritualistischen Ideen durch allerlei schöne Parabeln deutlich zu machen suchte. Daher das Mystische, Räthselhafte, Wunderbare und Ueberschwängliche in den Kunstwerken des Mittelalters; die Phantasie macht ihre entsetzlichsten Anstrengungen, das' Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen, und sie erfindet die kolossalsten Tollheiten, sie stülpt den Pelion auf den Ossa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen." — Nach einem aphoristischen Ueberblick über den Entwicklungsgang der verschiedenen Künste bis zum Reformationszeitalter, und weiter bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, charakterisiert Heine, mit gerechter Würdigung ihrer Verdienste, aber nicht minder mit nachsichtsloser Beleuchtung ihrer Schwächen, die Hauptvertreter der romantischen Schule: die Brüder Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano und Achim von Arnim, deren mit breitem Pinsel gemalten Porträtbildern in späterer Ergänzung noch die Silhouetten von Jean Paul, Zacharias Werner, Fouqué und Uhland hinzugefügt wurden. Ohne Zweifel war Niemand besser geeignet, den Franzosen die phantastische Wunderwelt der deutschen Romantik zu erklären, als Heine, der selbst den Einflüssen der romantischen Poesie einen Theil seiner schönsten Inspirationen verdankte, und zwar später mit Ostentation ihre Fahne verlassen hatte, aber, wie er am Abend seines Lebens (Bd. XIV, S. 213) bekannte, „trotz seiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, doch im Grunde seines Herzens stets ein Romantiker blieb." Auch in dieser literarhistorischen Studie, die zu den frischesten und wärmsten Erzeugnissen seiner Muse gehört, verleugnet sich, bei aller leidenschaftlichen Polemik wider die ultramontanen und reaktionären Auswüchse der romantischen Richtung, nirgends die geheime Sympathie des Dichters mit den abenteuerlich bunten Gaukelspielen der souveränen Phantasie. Solche Widersprüche können uns nicht wundern; entspringen sie doch eben derselben roman-

tischen Laune, die auch in der Literatur und Politik nach subjektiven Eingebungen liebt oder hasst. Am grausamsten wird dem alten A. W. Schlegel mitgespielt — wir wissen, wesshalb sich Heine an Diesem besonders rächen zu müssen glaubte — „Sie verstehen mich: die Literatur, Das sind wir und unsere Feinde," schrieb er an Immermann (Bd. XX, S. 7), als er Denselben gleichfalls zu Beiträgen für die „Europe littéraire" aufforderte.

Natürlich waren Heine's Belehrungen über deutsche Literatur, wenn auch ursprünglich für ein französisches Journal geschrieben, doch nicht minder mit besonderer Rücksichtsnahme auf deutsche Leser abgefasst. Eine deutsche Uebersetzung des ersten Artikels kam schon Ende März 1833 bei Heideloff & Campe in Paris heraus, und ein Brief an Heinrich Laube beweist, wie großen Werth der Verfasser diesem Aufsatze beimaß. „Es war nöthig," sagte er (Ebd., S. 12), „nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum eine literarische Abrechnung zu überschicken. Fängt jetzt eine neue Literatur an, so ist dies Büchlein auch zugleich ein Programm, und ich, mehr als jeder Andere, musste wohl Dergleichen geben." Dem entsprechend heißt es in den Einleitungsworten seines Aufsatzes (Bd. VI., S. 15): „Die Meisten glauben, mit dem Tode Goethe's beginne in Deutschland eine neue literarische Periode, mit ihm sei auch das alte Deutschland zu Grabe gegangen, die aristokratische Zeit der Literatur sei zu Ende, die demokratische beginne, oder, wie sich ein französischer Journalist jüngst ausdrückte, ‚der Geist der Einzelnen habe aufgehört, der Geist Aller habe angefangen.'" Wenn Heine dieser saint-simonistischen Charakteristik der literarischen Entwicklung auch nicht vollständig beipflichtet, so war doch gerade er es gewesen, der seit Jahren die Endschaft jener „Goethe'schen Kunstperiode" verkündet hatte, die, wie er ihr nicht mit Unrecht vorwarf, einen quietisierenden Einfluss auf die deutsche Jugend übte und einer politischen Regeneration unseres Vaterlandes bedenklich entgegen wirkte. Und auf die saint-simonistische Doktrin von der „Rehabilitation des Fleisches", auf eine Fortsetzung der socialen Revolution, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich begonnen war, kommt zuletzt immer sein „Programm der

neuen Literatur" hinaus (Ebd., S. 93): „Das Wissen, die Erkenntnis der Dinge durch die Vernunft, die Wissenschaft, giebt uns endlich die Genüsse, um die uns der Glaube, das katholische Christenthum, so lange geprellt hat; wir erkennen, daß die Menschen nicht bloß zu einer himmlischen, sondern auch zu einer irdischen Gleichheit berufen sind; die politische Brüderschaft, die uns von der Philosophie gepredigt wird, ist uns wohlthätiger als die rein geistige Brüderschaft, wozu uns das Christenthum verholfen; und das Wissen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieser Erde selig werden; — wenn wir dann noch obendrein der himmlischen Seligkeit, die uns das Christenthum so bestimmt verspricht, nach dem Tode theilhaftig werden, so soll uns Das sehr lieb sein."

Eine weitere theoretische Begründung des neuen sensualistischen Evangeliums versuchte Heine in den Beiträgen „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", welche er zuerst in der „Revue des deux mondes" vom 1. März, 15. November und 15. December 1834 veröffentlichte, um sie dann seinem Buche „De l'Allemagne" einzufügen, durch das er dem französischen Publikum eine tiefere Einsicht in das geistige Leben Deutschlands gewähren wollte, als sie aus dem, unter A. W. Schlegel's Einflüssen entstandenen, gleichnamigen Werke der Frau von Staël zu schöpfen war. Mit Recht bezeichnet er letzteres als ein Koteriebuch, das nur mit Vorsicht zu gebrauchen sei. „Wo sie ganz selbst ist," bemerkt er (Ebd., S. 17), „wo die groß fühlende Frau sich unmittelbar ausspricht mit ihrem ganzen strahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten, da ist ihr Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremden Einflüsterungen gehorcht, sobald sie einer Schule huldigt, deren Wesen ihr ganz fremd und unbegreifbar ist, sobald sie durch die Anpreisung dieser Schule gewisse ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer protestantischen Klarheit in direktem Widerspruche sind, da ist ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kommt noch, daß sie, außer den unbewussten, auch noch bewusste Parteilichkeiten ausübt, daß sie durch die Lobpreisung des geistigen Lebens, des Idealismus in Deutschland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzosen, die materielle

Herrlichkeit der Kaiserperiode, frondieren will. Ihr Buch ‚De l'Allemagne‘ gleicht in dieser Hinsicht der ‚Germania‘ des Tacitus, der vielleicht ebenfalls durch seine Apologie der Deutschen eine indirekte Satire gegen seine Landsleute schreiben wollte.“ Derselbe Vorwurf parteilicher Einseitigkeit läßt sich aber in gleichem Maße gegen Heine's Darstellung der philosophischen Entwicklung in Deutschland erheben. Auch ihm war es minder um eine korrekte wissenschaftliche Berichterstattung, als vielmehr darum zu thun, der philosophischen Rüstkammer Waffen zum Kampfe wider die spiritualistische Weltanschauung zu entlehnen, den auf das Christenthum vererbten judäischen Deismus als einen von der Wissenschaft längst überwundenen Standpunkt zu charakterisieren, und für jene pantheistische Religion Propaganda zu machen, die er als den ursprünglichen Nationalglauben Europas, vor Allem der germanischen Völker, und als das öffentliche Geheimnis in Deutschland bezeichnete. „Der Pantheismus,“ behauptete er[36], „ist die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler, und der Deismus ist dort längst in der Theorie gestürzt. Er erhält sich nur noch in der gedankenlosen Masse, ohne vernünftige Berechtigung, wie so manches Andere. In der That, wir sind dem Deismus entwachsen. Wir sind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir sind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge. Auch sind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus ist eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.“ Hiemit stimmen durchaus die Erklärungen überein, welche Heine in dem Nachlaß-Fragmente seiner „Briefe über Deutschland“ (Bd. XXII., S. 322 ff.) gab: „Ich wollte über die deutsche Philosophie eine wahre Auskunft geben, und ich glaube, ich hab' es gethan. Ich hab' unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das nur den Schülern der ersten Klasse bekannt war, und hier zu Lande stutzte man nicht wenig über diese Offenbarung. Ich erinnere mich, wie Pierre Leroux mir begegnete und mir offen gestand, daß auch er immer geglaubt habe, die deutsche Philosophie sei ein gewisser mystischer Nebel, und die deutschen Philosophen seien eine Art frommer Seher, die nur Gottesfurcht athmeten. Ich habe freilich den Franzosen keine ausführliche Darstellung unserer

verschiedenen Systeme geben können — auch liebte ich sie zu sehr, als dass ich sie dadurch langweilen wollte — aber ich habe ihnen den letzten Gedanken verrathen, der allen diesen Systemen zu Grunde liegt, und der eben das Gegentheil ist von Allem, was wir bisher Gottesfurcht nannten. Die Philosophie hat in Deutschland gegen das Christenthum denselben Krieg geführt, den sie einst in der griechischen Welt gegen die ältere Mythologie geführt hat, und sie erfocht hier wieder den Sieg. In der Theorie ist die heutige Religion eben so aufs Haupt geschlagen, sie ist in der Idee getödtet, und lebt nur noch ein mechanisches Leben, wie eine Fliege, der man den Kopf abgeschnitten, und die es gar nicht zu merken scheint, und noch immer wohlgemuth umher fliegt. Wie viel' Jahrhunderte die große Fliege, der Katholicismus, noch im Bauche hat (um wie Cousin zu reden), weiß ich nicht, aber es ist von ihm gar nicht mehr die Rede. Es handelt sich weit mehr von unserem armen Protestantismus, der, um seine Existenz zu fristen, alle möglichen Koncessionen gemacht, und dennoch sterben muss; es half ihm Nichts, dass er seinen Gott von allem Anthropomorphismus reinigte, dass er ihm durch Aderlässe alles sinnliche Blut auspumpte, dass er ihn gleichsam filtrierte zu einem reinen Geiste, der aus lauter Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend besteht — Alles half Nichts, und ein deutscher Porphyrius, genannt Feuerbach (auf Französisch fleuve de flamme) moquiert sich nicht wenig über diese Attribute des ‚Gott-Reiner-Geist‘, dessen Liebe kein besonderes Lob verdiene, da er ja keine menschliche Galle habe; dem die Gerechtigkeit ebenfalls nicht Viel koste, da er keinen Magen habe, der gefüttert werden muss per fas et nefas; dem auch die Weisheit nicht hoch anzurechnen sei, da er durch keinen Schnupfen gehindert werde im Nachdenken; dem es überhaupt schwer fallen würde, nicht tugendhaft zu sein, da er ohne Leib ist! Ja, nicht bloß die protestantischen Rationalisten, sondern sogar die Deisten sind in Deutschland geschlagen, indem die Philosophie eben gegen den Begriff ‚Gott‘ alle ihre Katapulte richtete, wie ich eben in meinem Buche ‚De l'Allemagne‘ gezeigt habe.“ In der Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten „Salon“-Bandes, welcher die deutsche Version jener religionsgeschichtlichen Arbeit enthielt, und

in den „Geständnissen“ hat der Verfasser freilich nachmals auf seinem Krankenlager, als „seine Ansichten über göttliche Dinge sich bedenklich geändert“ hatten, eine Art Widerruf dieser Behauptungen veröffentlicht. „Es wäre mir lieb,“ sagt er dort (Bd. V., S. 20 ff.), „wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden . . . Einem ehrlichen Manne bleibt jedoch unter allen Umständen das Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daſs Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben so falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet.“ Zu diesem späteren Widerrufe war allerdings einiger Grund vorhanden; denn Heine hatte, wie oben schon angedeutet ward, in propagandistischem Eifer die Thatsachen der religiösen und philosophischen Entwicklung in Deutschland ziemlich tendenziös dargestellt und manche überdreiste Behauptung gewagt, die sich vor dem Forum wissenschaftlicher Objektivität schwer vertreten ließ.

Das Hauptverdienst seiner Arbeit war die unvergleichlich klare, allgemein verständliche Behandlungsart eines Stoffes, der bisher nur in dem Kauderwälsch einer gelehrten Terminologie erörtert zu werden pflegte. Heine plauderte, wie er sagt, das Schulgeheimnis der deutschen Philosophie auf öffentlichem Markte aus, und er zeigte, daſs es möglich sei, tiefsinnige Betrachtungen über die abstraktesten Begriffe in elegantestem Salon-Französisch wie in schönstgeschliffener deutscher Prosa anzustellen. Wie er

in seinen Literaturberichten das Wesen der romantischen im Gegensatze zur klassischen Dichtung überaus klar definiert hatte, so macht er in seinen Aufsätzen über Religion und Philosophie einen seltsam populären Gebrauch von den Begriffen „Spiritualismus“ und „Sensualismus“, und führt auf den Gegenstreit dieser beiden alle religiösen Erscheinungen des modernen Lebens seit der Reformation zurück. Er bedient sich nämlich jener Worte nicht, wie die französischen Philosophen, zur Bezeichnung der entgegenstehenden Ansichten über die Natur unserer Erkenntnisse, sondern zur Unterscheidung zweier socialer Systeme, „wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundsatze basiert ist, dass man alle Ansprüche der Sinne verachten muss, um ausschließlich dem Geiste die Herrschaft zu gewähren, der, nach alleiniger Herrschaft strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu fletrieren sucht; während das andere System, der Sensualismus, die Rechte des Fleisches wieder in Anspruch nimmt, welche man weder vernichten soll noch kann (Bd. V., S. 68 u. 112 ff.).“ Die ganze christliche Welthistorie ist nach seiner Schilderung nur die Geschichte des erbitterten Kampfes zwischen diesen beiden Systemen. Das Christenthum hat die altpersischen und indisch-gnostischen Ideen von einem guten und bösen Principe, den Abfall der Menschen von Gott und ihre Errettung durch einen menschgewordenen Gott mit den deistischen Vorstellungen des Judenthumes verbunden. Als die Bedingung des Erlöstwerdens predigte es die Abtödtung des Fleisches, rief dadurch den Zwiespalt zwischen Geist und Sinnlichkeit mit verstärkter Gewalt hervor, und unterhielt ihn auf künstliche Weise. Wie das Christenthum den Olymp zerstört hatte, so verdarb und verfälschte es auch, als ein fremdes Element sich einmischend, den altgermanischen, pantheistischen Naturglauben; an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Der Katholicismus war nur ein Waffenstillstand in dem Kampfe des Spiritualismus mit dem Sensualismus, ein Konkordat zwischen Gott und dem Teufel. Die Reformation, so dociert Heine weiter (Ebd., S. 69 u. 73 ff.), „der Kampf gegen den Katholicismus in Deutschland war Nichts anders als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einsah, dass er nur den Titel der Herrschaft führte und nur

de jure herrschte, während der Sensualismus durch hergebrachten Unterschleif die wirkliche Herrschaft ausübte und de facto herrschte; — die Ablasskrämer wurden fortgejagt, die hübschen Priesterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauscht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entstand hie und da der sinnenfeindlichste Puritanismus . . . Aber Dieses gilt nur vom Anfang der Reformation; sobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Bresche geschossen, stürzte der Sensualismus hervor mit all seiner langverhaltenen Gluth, und Deutschland wurde der wilde Tummelplatz von Freiheitsrausch und Sinnenlust. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geistliche Waffen gefunden, mit denen sie den Krieg gegen die Aristokratie führen konnten, die Lust zu einem solchen Kriege war schon seit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münster lief der Sensualismus nackt durch die Straßen, in der Gestalt des Jan van Leyden, und legte sich mit seinen zwölf Weibern in jene große Bettstelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhause zu sehen ist. Die Klosterpforten öffneten sich überall, und Nonnen und Mönchlein stürzten sich in die Arme und schnäbelten sich. Ja, die äußere Geschichte jener Zeit besteht fast aus lauter sensualistischen Emeuten; wie wenig' Resultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden seine Herrschaft sicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Busen erzogen, nämlich durch die Philosophie, zu Tode verwundet wurde, sehen wir später." Den Kampf gegen den Katholicismus in Frankreich während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts charakterisiert Heine hingegen (Ebd., S. 70) als einen Krieg, den der Sensualismus begann, als er sah, dass er de facto herrschte und dennoch jeder Akt seiner Herrschaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrschen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichsten Weise fletriert wurde. Statt dass man in Deutschland mit keuschem Ernst kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit schlüpfrigem Spaße; und statt daß man dort eine theologische Disputation führte, dichtete man hier irgend eine lustige Satire." Nach Heine's Darstellung (Ebd., S. 80) verschwand durch den Sieg des Protestantismus das indisch-

gnostische Element aus der christlichen Religion, während das judäisch-deistische Element sich darin wieder machtvoll erhob: „Es entsteht das evangelische Christenthum. Indem die nothwendigsten Ansprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Priester wird Mensch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott selbst wird wieder ein himmlischer Hagestolz ohne Familie; die Legitimität seines Sohnes wird bestritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beschnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Ansprüche an die himmlische Krone, und es wird ihr untersagt, Wunder zu thun. Ueberhaupt von nun an, besonders seit die Naturwissenschaften so große Fortschritte machen, hören die Wunder auf." Andererseits betont Heine vor Allem die Thatsache, daß durch Luther's Erklärung, man müsse seine Lehre entweder durch die Bibel selbst oder durch vernünftige Gründe widerlegen, der menschlichen Vernunft nicht nur das Recht der Bibelauslegung eingeräumt, sondern sie, die Vernunft, zugleich als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt wurde (Ebd., S. 83). „Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim. Jetzt, seit Luther, machte man keine scholastische Distinktion mehr zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, und man disputierte auf öffentlichem Markt und in der deutschen Landessprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürsten, welche die Reformation annahmen, haben diese Denkfreiheit legitimisiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derselben ist die deutsche Philosophie." Im weiteren Verlauf seiner Entwicklungen sucht Heine nun den Nachweis zu liefern, wie diese Philosophie keineswegs eine mystische Träumerei war, sondern mit unerbittlicher Logik die jüdisch-deistische Weltanschauung des Protestantismus zerstörte, und in der Schelling'schen Naturphilosophie endlich zur Versöhnung des uralten Gegensatzes zwischen Geist und Materie gelangte, indem sie die absolute Identität beider als das Gott-Welt-All begriff. Der bereits (auf Seite 661 des ersten Bandes) erwähnte Ver-

gleich dieser unserer geistigen Revolution mit der materiellen Revolution in Frankreich seit Ende des vorigen Jahrhunderts wird zugleich näher ausgeführt, ja, am Schlusse des dritten Buches springt der vorher nur leise angedeutete Grundgedanke, dass Deutschland, nachdem es sich in den Angelegenheiten der Religion und der Philosophie so konsequent gezeigt, nun auch mit gleicher Konsequenz seine politisch-sociale Revolution machen werde, in leuchtender Klarheit hervor und erhebt sich zu den prophetischen Worten (Bd. V., S. 264 ff.): „Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, dass wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk, wie wir, musste mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Reformation übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Lasst euch aber nicht bange sein, ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kant'sche Kritik, der Fichte'sche Transcendentalidealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät Etwas wissen wollen und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind; denn sie leben im Geist, sie trotzen der Materie, gleich den ersten

Christen, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen, noch durch leibliche Genüsse bezwingen konnte; ja, solche Transcendentalidealisten wären bei einer gesellschaftlichen Umwälzung sogar noch unbeugsamer als die ersten Christen, da Diese die irdische Marter ertrugen, um dadurch zur himmlischen Seligkeit zu gelangen, der Transcendentalidealist aber die Marter selbst für eitel Schein hält und unerreichbar ist in der Verschanzung des eigenen Gedankens. Doch noch schrecklicher als Alles wären Naturphilosophen, die handelnd eingriffen in eine deutsche Revolution und sich mit dem Zerstörungswerk selbst identificieren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existiert: so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann, und daß alsdann in ihm jene Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden, und die nicht kämpft, um zu zernichten, noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen. Das Christenthum — und Das ist sein schönstes Verdienst — hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gothischen Dome ... Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppieren, um die großen Kampfspiele zu betrachten. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht be-

kommen. Hütet euch das Feuer anzufachen, hütet euch es zu löschen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiet des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte."

In der deutschen Ausgabe dieses Werkes, die im Januar 1835 erschien und von Campe gegen den Willen des Verfassers wieder eigenmächtig zur Censur gegeben ward, tilgte der Rothstift des Censors nicht allein diese bedeutungsvolle Schlussstelle, sondern auch sämmtliche übrigen politischen Anspielungen. Heine war nicht wenig empört über solche Verstümmelung seines Buches, und erließ sofort einen Protest gegen dieselbe in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" [37]). Die deutsche Schriftstellerei wurde ihm mehr und mehr verleidet, und er drohte sie ganz aufzugeben, wenn es nicht möglich sei, dem Publikum seine Gedanken in unverfälschter Gestalt mitzutheilen (Bd. XX., S. 43). „Sonderbar!" hatte eine direkt gegen die Censur gerichtete, aber von dieser gleichfalls ausgemerzte Stelle seines Buches gelautet (Bd. V., S. 85). „Wir Deutschen sind das stärkste und das klügste Volk. Unsere Fürstengeschlechter sitzen auf allen Thronen Europas, unsere Rothschilde beherrschen alle Börsen der Welt, unsere Gelehrten regieren in allen Wissenschaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Pistole losschießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn

wir in den ‚Hamburger Korrespondent' setzen wollen: ‚Meine liebe Gattin ist in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, schön wie die Freiheit!' dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu seinem Rothstift und streicht uns ‚die Freiheit'. Wird Dieses noch lange geschehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Pressfreiheit, die jetzt in Deutschland so heftig diskutiert wird, knüpft sich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Lösung ist nicht schwer, wenn man bedenkt, dass die Pressfreiheit nichts Anderes ist als die Konsequenz der Denkfreiheit und folglich ein protestantisches Recht. Für Rechte dieser Art hat der Deutsche schon sein bestes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten." Besonders widerwärtig fühlte sich Heine durch den Umstand berührt, dass die patriotische Bedeutung seines Buches durch die vorgenommenen Austilgungen völlig verdeckt worden und fast nur noch die theologische Polemik zurückgeblieben war[38]): „Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwischensatz, ganze Stellen waren ausgelassen, ohne Rücksicht auf die Uebergänge, so dass nicht bloß der Sinn, sondern manchmal die Gesinnung selbst verschwand. Viel mehr die Furcht Cäsar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei diesen Verstümmelungen, und während sie alles politisch Verfängliche ängstlich ausmerzte, verschonte sie selbst das Bedenklichste, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieses Buches, welche eine patriotisch-demokratische war, verloren, und unheimlich starrte mir daraus ein ganz fremder Geist entgegen, welcher an scholastisch-theologische Klopffechtereien erinnert, und meinem humanistisch-toleranten Naturell tief zuwider ist." Den Gegnern des Dichters war durch solche Misshandlung seiner Werke von Seiten der Censur vollauf Gelegenheit zur Verdächtigung seiner patriotischen Gesinnung geboten; denn jede Kundgabe seiner politischen Ansichten war ihm während einer langen Periode in Deutschland fast unmöglich gemacht, und die französischen Ausgaben seiner Schriften, in denen er sich ungehindert aussprechen konnte, hätten dort immer nur einen beschränkten Leserkreis gefunden, auch wenn ihre Anschaffung nicht, wie in Preußen, durch Debitverbote erschwert worden wäre. Die nach Heine's Tode

veröffentlichte Gesammtausgabe seiner Werke, in welcher die meisten Censurlücken durch Vergleichung der Originalmanuskripte und der französischen Ausgaben ergänzt, und sämmtliche Abweichungen der letzteren in den Textnoten aufgeführt sind, widerlegt die irrige Meinung, als hätte der Verfasser, wie ihm eine feindselige Kritik so oftmals zum Vorwurfe gemacht, in seinem Buche „De l'Allemagne“ und späteren Schriften den Franzosen unwürdig geschmeichelt und die Herrlichkeit des deutschen Geistes auf Kosten des Auslandes herabgesetzt. Wir denken mit Wienbarg[39]), dass der Eindruck, den diese Revue der religiösen und philosophischen Streitkräfte Deutschlands auf die Franzosen machen musste, eher demüthigend als erhebend für ihre Nationaleitelkeit war. Die Art und Weise, wie er sich über „die providentielle Unwissenheit des großen Eklektikers Victor Cousin“ lustig macht, welcher von der deutschen Philosophie, die er in Frankreich lehren wollte, nicht das Mindeste verstanden[40]), vor Allem aber die derbe Warnung an die Franzosen, sich, was auch immer in Deutschland vorgehen möge, vor jeder Einmischung in unsere Angelegenheiten zu hüten, sind wohl Alles eher, als eine Verleugnung der patriotischen Gesinnung oder ein Verrath des deutschen Geistes an das Ausland. Heine musste sich freilich, so gut wie Börne, daran gewöhnen, seinen Spott über die Gebrechen der heimischen Zustände von böswilligen Gegnern als eine Schmähung der deutschen Nation ausgelegt zu sehen, und bitter genug klagt er über solche perfide Interpretation (Bd. V., S. 19): „Aeußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, officielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland, so wusste man Das, was ich sagte, so darzustellen, als sei hier die Rede von dem wirklichen Deutschland, dem großen, geheimnisvollen, so zu sagen anonymen Deutschland des deutschen Volkes, des schlafenden Souveränen, mit dessen Scepter und Krone die Meerkatzen spielen.“ Dies schlummernde Deutschland der Zukunft zu wecken, war ja der sehnsüchtige Traum seines ganzen Lebens und die Triebfeder seiner ganzen politischen Schriftstellerei. Ungeduldig ruft er einmal aus (Bd. VII., S. 113): „Vermag der Geist der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutsche Volk aufzurütteln? ist es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies

große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal siedend zu Kopfe steigt, wenn es sein Herz wieder schlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singsang bairischer Scheinheiligen, noch auf das mystische Geschwätz schwäbischer Fasler hören; sein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen. Wer ist dieser Mann? Es ist der Mann, den das deutsche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verschaffen wird, das Glück und das Leben, nach denen es so lange in seinen Träumen geschmachtet. Was zögerst du noch, du, den die Greise mit so brennender Sehnsucht verkündet haben, du, den die Jugend so ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberstab der Freiheit und die kreuzlose Kaiserkrone trägt?" — Wenn es über Heine's patriotische Gesinnungen zu urtheilen gilt, so dürfen wir vor Allem nicht vergessen, dass er auf seinem demokratisch-kosmopolitischen Standpunkte unmöglich eine Sympathie für jenen christlich-germanischen Patriotismus hegen konnte, der sich nach den Befreiungskriegen in Anlehnung an die mittelalterlich reaktionären Tendenzen der romantischen Schule entwickelt hatte. Ueber diesen falschen und engherzigen Patriotismus, der zuletzt in den einseitigsten Franzosenhass ausartete, spottet er bei jeder Gelegenheit und will Nichts mit demselben zu schaffen haben. Wusste er doch nur zu wohl, dass diese „Pharisäer der Nationalität", die ihren Patriotismus so prunkend zur Schau trugen, Hand in Hand mit den Antipathien der Regierungen wider jeden politischen Fortschritt gingen, und die unversöhnlichsten Feinde jenes humanistischen Weltbürgerthumes waren, dessen Förderung er als seine wichtigste Aufgabe betrachtete. Er antwortet ihren verdächtigenden Anschuldigungen mehr als einmal mit satirischen Geißelhieben, am schärfsten aber in folgender Stelle der Vorrede zum „Wintermärchen" (Bd. XVII., S. 124 ff.): „Wir sind im Herzen gewappnet gegen das Missfallen dieser heldenmüthigen Lakaien in schwarz-roth-goldner Livree. Ich höre schon ihre Bierstimmen: ‚Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst!' Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige oder

knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschenthums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben so sehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie gut und vernünftig sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde, weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören soll, als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir Diese überflüge in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken, wenn uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwing wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwink dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden i Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir d Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Vo und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wiede

in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — Ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus."

Im Frühjahr 1835 erschien Heine's Buch „De l'Allemagne", welchem er, außer den in der „Europe littéraire" und der „Revue des deux mondes" veröffentlichten Aufsätzen über deutsche Literatur, Religion und Philosophie, auch noch jene Mittheilungen über deutsche Volkssagen anfügte, die unter dem Titel: „Elementargeister" die zweite Hälfte des dritten „Salon"-Bandes füllen. Schon im vorhergehenden Sommer gab er bei demselben Verleger, Eugène Renduel, welcher auch die Uebersetzung seiner „Französischen Zustände" gedruckt hatte, eine vollständige französische Version der „Reisebilder" heraus. Die Aufnahme war eine zwar günstige, aber doch keineswegs eine so durchschlagende, wie der Dichter gehofft hatte. Die einflußreichsten Kritiker damaliger Zeit bemühten sich redlich, die proteusartige Gestalt des Heine'schen Genius in den phantastischen Windungen und Wendungen seiner Werke zu erfassen, und dem französischen Publikum das eigenthümliche Wesen seiner Poesie zu erklären. Aber Jahrzehnte sollten vergehen, bevor ein tieferes Verständnis derselben in Frankreich sich Bahn brach. Gutzkow deutet die Ursache des anfänglich geringen Erfolges der Heine'schen Schriften in französischem Gewande zum Theil richtig an. „Heinrich Heine," sagt er[41]), „hat in der That daran gedacht, sich neben Voltaire und Rabelais stellen zu wollen. Er spekulierte auf französische Lorberen, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetastet wird, wie in Deutschland; Heine spekulierte auf die Akademie und das Pantheon. Aber diese durch Dragomane vermittelte Unterhandlung mißlang, denn Heine besaß den schönen Stolz, sich Frankreich gegenüber nicht zu verleugnen, sondern in seiner ganzen Deutschheit, seiner Blässe, seiner Melancholie und den kleinen Gehässigkeiten, welche die deutschen Schriftsteller dieser Zeit charakterisieren, als Dichter des

Mondes und der Tanne in die Salons der jungen französischen Literatur zu treten. Aber die ganze französische Kritik, Saint-Beuve, Philarète Chasles, Gustave Planche, Loeve-Veimars mit ihren Feuilletons mögen kommen — nie werden sie begreifen können, was es heißt, wenn Heine lächelt. Dieses deutsche Heine'sche Lächeln, diese Mischung von Nachtigallengesang, harziger Waldluft, von versteckter Satire auf ganz versteckte Menschen, diese Mischung von Skandal, Sentimentalität und Weltgeschichte, Wer verstünde Das in Frankreich, Wer kennt dort das Göttinger Hôtel de Brühbach, die Hamburgische Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, die transcendentale Philosophie, die deutsche Kritik und die Judengassen, Alles, was man wissen muss, um Heine zu verstehen? Auch haben ihn die Franzosen gänzlich missverstanden, und Niemand mehr, als der ihm von Allen noch am verwandtesten war, Jules Janin. Denn nachdem er in seiner Beurtheilung der ‚Reisebilder' Alles gelobt hatte, die Phantasien von Neuberghausen, Gumpelino, die schönen Naturbeschreibungen und die kleinen vorübergehenden Romane, und von Nichts gesprochen hatte, als von Sterne und wieder von Sterne, bleibt ihm plötzlich sein Lob im Munde stecken, wo er auf Heine's Satire kommt. Wozu, fragt der fremde Feuilletonist, wozu aber unter all' diesen Rosen der satirische Stachel, ja, die Pechfackel der Revolution? Wozu bei so viel Grazie so viel Gift? Wozu der Aerger über deutsche Perücken? Wozu unter all' den sylphenhaften Scherzen die Misère der Politik, unter Veilchen und Liebe der ‚Moniteur'?" Dieselbe gründliche Verkennung des Wesens und der tieferen Bedeutung des Heine'schen Humors begegnet uns in den wohlgemeinten Auslassungen aller übrigen Koryphäen der damaligen französischen Kritik. Ueberall die gleiche Verwechselung des Humors, den sie als eine berechtigte Weltanschauung nicht zu fassen im Stande sind, mit der galligen Satire eines Voltaire und Rabelais! So schließt denn fast jede dieser feuilletonistischen Recensionen mit einer Mahnung an den Dichter, in seinen künftigen Schöpfungen sich ausschließlich den heiteren Spielen der Phantasie hinzugeben, aber ums Himmelswillen sich nicht wie ein ernsthafter Weltverbesserer mit den großen Fragen der Zeit, mit Religion und Politik, zu be-

fassen. „Bleibe stets in deinem farbigen Wolkenhimmel, guter Heine!“ ruft Philarète Chasles ihm zu [42]); „fahre fort, der launische Maler einer launischen Zeit zu sein, das zweideutige Symbol einer Zeit, wo alles Ernste seine frivole Seite hat, und wo jede Frivolität sich in tiefsinnigen Ernst kleidet. Vor Allem aber baue kein System, schüre keine Revolution an; lass Deinen Hippogryphen nicht im Schlamm der Parteien waten, lass ihn seine bunten Schwingen entfalten und seinen Schuppenpanzer im Sonnenlicht glänzen! Einem originellen Geiste, wie dir, steht es nicht an, den kleinen Philosophen, die von Voltaire's Brosamen gelebt, die Schleppe zu tragen; wenn solche Rolle für Deutschland neu ist, für Frankreich ist sie längst aus der Mode. Ich weiß keinen Kopf, der weniger zur Dienstbarkeit geschaffen wäre, als der deine, und der Bedientenrock, was für einer es auch sei, wird dir immer schlecht sitzen. Nein! folge der Laune, deiner närrischen Königin, folge ihr blindlings, sie ist deine hohe Gebieterin: sie führt dich in Tiefen, wohin die Aesthetik im Doktorhut, wohin politischer Ehrgeiz und Aufreizung der Volksleidenschaften dich niemals führen. Du wolltest der Sklave eines fremden Gedankens sein? Du wolltest verleugnen, was ein Holbach verleugnet hat? Bleibe, der du in deinen Reisebildern bist, die keine Tableaux de voyage sind, sondern das merkwürdige Porträt Heinrich Heine's; bleibe der Geist, der nirgends zu fassen ist, Kind und Philosoph, reif an Jahren und reich an Thränen, voll heiterer Anmuth und schwermüthiger Trauer, ungerecht, neckisch, aufbrausend-heftig, schwärmerisch-weich, voll Lug und voll Wahrheit! Begnüge dich mit deinem unbeständigen Ruhme, der dem farbig glänzenden Strichregen eines Apriltages gleicht, und glaube mir, du hast in der großen Geisterlotterie nicht das schlimmste Loos gezogen.“ — Den geist- und verständnisvollsten Artikel über die französische Ausgabe der „Reisebilder“ schrieb Theophile Gautier in „La Presse“ vom 30. November 1837; wir lassen die Schlussbemerkungen hier folgen: „Heine's Talent ist von erstaunlicher Elasticität, und verfällt mit Leichtigkeit aus einem Ton in den andern; seine Manier ist abspringend, und das Thema dient ihm meist nur als Vorwand. Sterne hat dies anscheinend leichteste, in Wirklichkeit aber schwierigste Ver-

fahren schon angewandt, aufs Gerathewohl zu schreiben und das Uebrige der Vorsehung zu überlassen. Einige Kritiker haben seine ‚Sentimentale Reise‘ und seinen ‚Tristram Shandy‘ mit den ‚Reisebildern‘ verglichen und bei dem deutschen Dichter eine geflissentliche Nachahmung des englischen Schriftstellers herausfinden wollen. Ich glaube, die Lust an Parallelen hat sie zu weit geführt. Sterne ist geistreich, lieblich, von einer nervösen, fast krankhaften Empfindsamkeit, voll Humor und Jovialität; er hat eine feine Spürnase und eine treffliche Beobachtungsgabe. Auch ist er, trotz all' seiner närrischen Einfälle, ein sehr verständiger Mann, und es war eine Koketterie von ihm, dass er sich den Namen eines Spaßmachers des Königs von Dänemark, den Namen des armen Yorick, beilegte. Aber ein einziger Umstand genügt, den tiefsten und gründlichsten Unterschied zwischen Heinrich Heine und ihm festzustellen: Heinrich Heine ist ein Dichter, Sterne nicht. Heine ist ein Kolorist; Sterne ist vielmehr ein Zeichner, und die Scenen, welche er darstellt, machen eher den Eindruck eines vorzüglichen englischen Kupferstichs, als eines farbigen Bildes. Bei Heinrich Heine schadet der Witz nicht der Poesie, er hat in ihr selbst seinen Ursprung; der Humor erstickt nicht die lyrische Empfindung. Rabelais thut Goethe keinen Abbruch. Gemeiniglich tödtet der Witz die Poesie, denn seine Natur ist wesentlich negativ, und Voltaire, der geistreichste Mensch, der jemals gelebt, vermochte keine leidliche Ode zu Stande zu bringen. Der Witz Heine's klammert sich oft an die Außenseite der Dinge und Worte; wenn man den Ausdruck gestatten will, möchte ich sagen: es ist ein materieller Witz. Das kommt von den pantheistischen Doktrinen, welche bewirken, dass eine Eidechse und ein Professor der Rechtsgelahrtheit in seinen Augen gleich wichtig sind, und ihm gleich würdig erscheinen, geschildert und mit Späßen bedacht zu werden. Seine Einfälle sind malerisch, was sich witzigen Einfällen für gewöhnlich nicht nachrühmen lässt; und seine Sarkasmen tragen Brokatgewänder, die rings mit goldenen Perlen und Schellchen besetzt sind, wie bei dem Hofnarren eines mächtigen Kaisers im Mittelalter. Schneidet die Schellen ab, und das Gewand könnte dem Meister Apollo selbst als Galakleid dienen.“

Wir werden sehen, wie die Anerkennung des deutschen Dichters bei dem französischen Volke und das richtigere Verständnis seiner Schriften bei der französischen Kritik mit den Jahren in rasch aufsteigender Progression zunahm. Die damalige Prophezeiung von Philarète Chasles, dass der Einfluss Heine's 1850 noch wirksamer sein werde als 1830, wenn sich Deutschland einmal französischer und Frankreich deutscher gefärbt habe, sollte wenigstens für Frankreich in Erfüllung gehen. Einstweilen musste sich Heine den zweifelhaften Ruf gefallen lassen, dass er „der witzigste Franzose seit Voltaire" sei, — „un génie presque français", wie ein anderer Feuilletonist sagte, dem Heine's Freund O. L. B. Wolff dafür die derbe Zurechtweisung gab[43]): „Pardon, c'est un génie allemand, qui a le talent d'être aussi un génie français, quand cela lui plaît."

Fünftes Kapitel.

Das junge Deutschland.

Der Entwicklungsproceß, welchen die deutsche Literatur seit dem Auftreten Heinrich Heine's und unter seinem tonangebenden Einflusse durchgemacht, hatte ihr, im Vergleich zu der jüngst vorhergegangenen Periode, allmählich ein ganz verändertes Gepräge aufgedrückt. Während die neuklassische Kunstpoesie aus dem befriedigungslosen Leben der Gegenwart in die ideale Schönheitswelt hellenischer Vorzeit geflüchtet war; während die Romantik, nach den Orgien einer abenteuerlich ausschweifenden Phantasie, der alles Wirkliche als Traum erschien, damit geendigt hatte, dem haltlos umher taumelnden Menschengeschlechte die Feudalhierarchie des Mittelalters als festen Stützpunkt wieder aufzudrängen, betrat Heinrich Heine eine ganz neue Bahn, indem er, beide Richtungen gleichmäßig befehdend, jede Flucht aus der Gegenwart, jede Zurückstimmung ihrer Interessen auf den Kunst- oder Kulturgehalt eines früheren Zeitalters, als verderblich bezeichnete, und den steril gewordenen Acker der Literatur mit den Gährungsstoffen des modernen Lebens befruchtete. Er leugnete keineswegs den schneidenden Widerspruch zwischen den idealistischen Träumen des Dichtergemüthes und der kunstfeindlichen Roheit des wirklichen Lebens, er hob im Gegentheil diesen Widerspruch mit grellster Schärfe hervor; aber ihn leitete das richtige Gefühl, daß die Versöhnung der feindlichen Gegensätze nicht in der Rückkehr zu einer überwundenen Phase der Menschheitsentwicklung, sondern in dem kühnen Fortschreiten zu einer besseren Gestaltung

aller Staats- und Gesellschaftsverhältnisse zu suchen sei. In gewissem Sinne knüpfte er an die Richtung wieder an, welche Goethe und Schiller in ihren Jugendwerken, im „Werther", in den „Räubern", in „Kabale und Liebe", eingeschlagen, aber bald wieder verlassen hatten: er enthüllte mit schonungsloser Hand die Wunden der Gegenwart, und wenn es ihm nicht, wie jenen Meistern, gelang, das Resultat seiner Beobachtung in den Rahmen eines geschlossenen Kunstwerks zu fügen, so erreichte er doch nicht minder die beabsichtigte Wirkung, indem er seinen Zeitgenossen den bizarr geschliffenen Hohlspiegel seines Humors vorhielt, und im Brennpunkt desselben alle Thorheiten und Sünden des Jahrhunderts wie morschen Zunder zu Asche zerschmolz. Dabei läßt sich in seiner schriftstellerischen Laufbahn ein mit innerer Nothwendigkeit fortschreitender, mehr und mehr sich vertiefender Entwicklungsgang erkennen. Die Lieder und Dramen der Jugendzeit sprechen mit schwermuthsvoller Verzweiflung das Gefühl der Weltdisharmonie aus, welches die Brust des Dichters belastet, und, durch persönliches Leid genährt, ihm jede Lebensfreude vergiftet, jeden hoffnungsmuthigen Ausblick in die Zukunft unmöglich macht, ja, das ganze Weltall gleichsam mit schwarzen Trauerflören umhüllt. Schon in den „Reisebildern" weicht diese schwüle, gedrückte, weltschmerzliche Stimmung einem spottlustigen Lachen; die rohe Wirklichkeit, die dem allzu weichen Gemüthe früher als eine unüberwindliche, mit der vis inertiae ausgerüstete Macht erschien, beginnt unter den Pritschenschlägen des Humors aufstöhnend zu tanzen und einen wunden Fleck nach dem andern zu offenbaren. Als nun die Julirevolution in drei Tagen einen Thron zerbricht und ein Volk befreit, entflammt eine freudige Begeisterung die Seele des Dichters, seine Zuversicht bestärkt sich, daß aus den Wehen der Gegenwart eine schönere Zukunft erblühen werde, die muthwillige Harlekinspritsche verwandelt sich in den ernsthaften Stoßdegen des Fechters in der politischen Arena, und der Kampf um politische Freiheit erweitert sich bald zu dem revolutionären Verlangen eines Umsturzes der ganzen alten Gesellschaft, um auf besserem Fundamente den Neubau der politischen, socialen und ethischen Weltordnung zu errichten.

Der Vorgang Heine's rief in den zunächst der Julirevolution folgenden Jahren eine große Zahl talentvoller Schriftsteller zu ähnlichen Hoffnungen und Bestrebungen auf. Die stagnierenden Gewässer der Literatur wurden plötzlich, wie durch einen mächtigen Sturmwind, bis zum Grunde aufgewühlt und in wilde Bewegung gesetzt. Mit allem Ungestüm eines kecken Jugendmuthes lehnten sich die Autoren, welche an die Spitze dieser Bewegungsliteratur traten, gegen die überlebte Weltanschauung der Vergangenheit auf, und verkündeten prophetisch das Anbrechen eines neuen Zeitalters. Nicht als ob zwischen Allen ein bewusst einheitliches Streben bestanden hätte — im Gegentheil feindeten sie sich zum Theil sogar öffentlich unter einander an, — dennoch aber beruhte ihre schriftstellerische Thätigkeit auf einer gemeinsamen Basis, und sie verfolgten in der Hauptsache dasselbe Ziel, welches sich auch Heinrich Heine vorgesetzt, dessen originell humoristischen Stil und dreist zugreifende Behandlungsart moderner Stoffe sich Alle zum Muster nahmen. Als erste Eigenthümlichkeit finden wir in den Schriften all' dieser Männer ein entschieden feindseliges Verhalten gegen das Christenthum. „Der einstmalige unbewusste Einklang zwischen Mensch und Natur, zwischen Mensch und Menschen ist verloren gegangen; der letzte großartige Versuch zur Wiederherstellung dieses Einklanges war das Christenthum, und auch dies hat seine Mission nicht vollbracht.“ So lautete die geheime Klage, welche Heinrich Heine und die Saint-Simonisten, wie ihre geistesverwandten Jünger in Deutschland, auf jedem kummerblassen Antlitz lasen, aus dem zornblitzenden Auge jedes Unterdrückten erkannten, der mit nutzloser Mühe wider die fesselnden Staats- und Gesellschaftsinstitutionen anrang, welche von Kanzel und Katheder herab als so vortrefflich gepriesen wurden. Auch das Christenthum, gestand man sich, ist nicht im Stande gewesen, die ganze Menschheit oder selbst nur die Mehrzahl der Erdbewohner zu beglücken. Jene alte Lehre von der Unvollkommenheit alles Irdischen und Menschlichen genügte nicht mehr; Armuth und Hunger nahmen überhand, und ließen sich mit Bibelworten nicht stillen. Auf der Stirn der Menschheit schien plötzlich das Fragezeichen zu flammen: ob nicht über das Christen-

thum hinaus eine Weltversöhnung zu finden sei? Man versuchte die Lösung dieser Frage zunächst nicht indem man alle Religion barsch über den Haufen warf, sondern durch das Aufstellen einer neuen Gesellschaftsreligion, deren Göttin die Freiheit war. Rahel und Bettina hatten von einer solchen Religion geträumt, die Saint-Simonisten hatten dieselbe in bestimmten Worten zu formulieren gesucht. In Deutschland verfolgte auf diesem Gebiete jeder der jungen Bewegungsschriftsteller ziemlich selbständig seinen eigenen Weg, je nachdem ihm sein besonderes Ideal der Freiheit vor Augen stand; aber darin kamen wieder Alle überein, dass ihnen weniger an dem Verhalten des Menschen zu Gott, als an dem Verhältnis des Menschen zum Menschen gelegen war. Um so leichter erklärt es sich, dass sie sich sämmtlich mit Eifer zu pantheistischen Grundsätzen bekannten und mit verwegenem Uebermuth die Religionsansichten der Vergangenheit verhöhnten. Wie der Pantheismus durch sein Negieren eines speciell und vorbedacht die Menschengeschicke lenkenden Himmelsherrn das einzelne Individuum mit dem Freibriefe bewusster Selbstbestimmung versah, so führte er auf der anderen Seite eben dies Individuum auf einen harmonischen Zusammenhang mit dem Weltganzen und der Menschheit zurück. Aber dies Band erweiterte sich von den beschränkten Grenzpfählen der Nationalität über die Bewohner des ganzen Erdballs, und naturgemäß entsprang dieser Anschauung der Gedanke einer Weltverbrüderung und Weltliteratur.

Bei ihrem Kampfe gegen die einseitig spiritualistischen Elemente des Christenthums kam diesen Männern ihre Vertrautheit mit den jüngsten Entwicklungsstufen der deutschen Philosophie trefflich zu Statten. Wie Heine, so hatten auch Gutzkow und Mundt in der Schule Hegel's den Sinn für eine großartige Auffassung des weltgeschichtlichen Entwicklungsprocesses gewonnen und sich eine glänzende, oftmals fast sophistische Dialektik zu eigen gemacht. Jugendlicher Ungestüm verleitete sie jedoch nur zu häufig, ihre Lehren und Einfälle in einer rücksichtslos schroffen Form auszusprechen, die gerechten Anstoß erregen musste. Besonders gilt Dies von der Art nnd Weise, wie die Polemik für die verrufene „Rehabilitation des Fleisches“ von ihnen geführt ward.

Am unbändigsten stürmte Heinrich Laube in seinen Romanen, Reisenovellen und Journalkritiken auf den Pfaden der Bewegungsliteratur einher. Sein erstes schriftstellerisches Auftreten hatte einen studentisch kecken Anstrich; trunken vom Feuerwein der modernen Ideen, predigte er den Philistern mit renommistischen Kraftphrasen den Untergang der alten Zeit und Sitte, vor Allem aber der alten langweiligen Ehe, die der Tod des göttlichen Liebesrausches und Lebensgenusses sei. Seine Romane „Das neue Jahrhundert" und „Das junge Europa" trugen in ihrem Titel schon das bezeichnende Aushängeschild ihres Inhalts, den scharf herausgekehrten Gegensatz zur Vergangenheit. Die Helden des letztgenannten Werkes sind sieben begabte Jünglinge, die, von den Ideen der Neuzeit erfasst, diese in der Praxis auszuleben versuchen. Sie stürzen sich mit leidenschaftlicher Hast in die demagogischen Umtriebe der Burschenschaft, in die Reihen der polnischen Insurgenten, in einen aufregenden Taumel geistiger und physischer Genüsse, wobei Liebesabenteuer à la Casanova die Hauptrolle spielen. Das wollüstige Schwelgen in der Beschreibung körperlicher Schönheit, der faunische Bocksgeschmack, welcher jede Frauengestalt nur aus dem Gesichtspunkte sinnlichen Genusses betrachtet, und die jedes ethische Gesetz missachtende Don-Juanerie machen von vornherein den unangenehmen Eindruck tendenziöser Uebertreibung; die modernen Ideen sind so unvernünftig auf die Spitze gestellt, dass sie sich, wider Willen des Verfassers, selbst karikieren, und dass ein Umschlag ins Gegentheil, in eine pessimistische Verzweiflung, wie er sich an dem Verfasser selbst noch vor der Beendigung seines Romanes vollzog, auch bei den Gestalten seiner Phantasie ganz natürlich erfolgen musste. Eben so unselbständig anempfindend, wie Laube in diesen Jugendromanen den Inhalt der neuen Weltanschauung in sich aufnahm, eben so sklavisch ahmte er hier und in den „Reisenovellen" den Stil und die aphoristische Manier Heinrich Heine's nach, — ein um so geschmackloserer Einfall, da seinem nüchtern verständigen Naturell jener lyrische Schwung vollständig abging, welcher der poetischen Prosa seines Vorbildes ihren unnachahmlichen Zauber verleiht. Eine gediegenere Thätigkeit entfaltete Laube als Redakteur der „Zeitung für die elegante

Welt", deren Leitung er zuerst im Anfang des Jahres 1833, und zum zweiten Mal in den vierziger Jahren übernahm, nachdem er inzwischen eine Zeitlang die Braunschweiger „Mitternachtzeitung", Müllner'schen Angedenkens, redigiert hatte. Die junge Literatur schien sich das Wort Heine's: „Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen" zum Motto gewählt zu haben, und Laube vertheidigte mannhaft seine Position, bis das Unwetter wiederholter gerichtlicher Verfolgungen seinen frischen Jugendmuth zerbrach, und ihn zu einem nicht allzu rühmlichen Friedensschlusse mit der einst so übermüthig bekämpften Macht des Bestehenden trieb.

Ungleich tiefer und innerlicher, als Heinrich Laube, war Ludolf Wienbarg von der Bewegung der Geister ergriffen, die eine Erneuerung der alten Gesellschaft erstrebte. Er hatte sich im Frühjahr 1833 an der Kieler Universität als Privatdocent habilitiert, und gedachte auf diesem vorgeschobenen Posten deutscher Geisteskultur seinen Enthusiasmus für die modernen Ideen in die Herzen der akademischen Jugend zu pflanzen. Aber das Docieren ward ihm untersagt, nachdem er einen einzigen Sommer lang Vorlesungen über Aesthetik gehalten. Er gab dieselben im folgenden Jahre bei Hoffmann und Campe unter dem Titel: „Aesthetische Feldzüge" heraus, und begleitete sie mit einer Widmung an „das junge Deutschland", das er mit diesem Namen aus der Taufe hob. Der Grundgedanke seiner akademischen Reden war die Forderung einer Wiedergeburt der Poesie durch das humanistisch umzubildende Leben der Gegenwart. Der Begriff der Aesthetik selbst wurde in origineller Weise erhöht und erweitert. Sie sollte, nach Wienbarg's Definition, diejenige Wissenschaft sein, „welche, unter Voraussetzung eines rechten und tüchtigen Lebens, die Schönheit der Bildungen in Leben und Kunst aufweist und erläutert." Das Verfahren der Romantiker wurde hier gleichsam umgekehrt. Weil Diese den Widerspruch zwischen ihren künstlerischen Idealen und dem wirklichen Leben nicht zu versöhnen wussten, negierten sie die Wirklichkeit oder wollten dieselbe nach dem Muster einer Vergangenheit ummodeln, wo Kunst und Leben harmonisch mit einander in Einklang waren; Wienbarg dagegen protestiert wider jede Flucht aus der Gegenwart in

ein geträumtes Luftreich der Phantasie oder in die Geisteskhechtschaft mittelalterlicher Restaurationen, er spricht unserer Zeit die Möglichkeit ab, ein echtes Kunstwerk zu erschaffen, weil es ihr noch „an einem gemeinsamen Mittelpunkte der Bildung, an Aeußerungen des gemeinsamen Lebens fehlt", und es ist auf seinem Standpunkte ganz konsequent, daſs er nur die Einleitung zu einer künftigen Aesthetik geben zu können erklärt, da das ganze Leben der Gegenwart ihn schönheitslos, unpoetisch und in todter, unfruchtbarer Gelehrsamkeit erstarrt dünkt. „Es ist wahr," sagt er, „wir reißen uns allmählich aus der Umarmung des starr gewordenen Lebens los, wir fühlen uns mit Geist und Sinnen in eine neue Strömung versetzt, die uns unaufhaltsam mit sich fortreißt, wir sehen neue Sterne vor unserm Blick aufgehen, aber wissen wir auch, welchen Ufern die Welle uns zutreibt? Prophetisch ist jede Zeile, die gedruckt, jedes Wort, das gesprochen, jede That, die vollführt wird, aber messianisch keine." Erst von der Verwirklichung der Ideale der Zukunft erwartet er die Wiederherstellung der Einheit zwischen Kunst und Leben, erst die „schöne That" wird unsere Dichter wieder zu reinen, großartigen Kunstschöpfungen begeistern. Die neue Weltanschauung wird, nach Wienbarg, „auf der harmonischen Vereinigung von Verstand und Sinnlichkeit" beruhen; „über unserer Asche wird sich ein neues europäisches Griechenthum erheben, angemessen dem geistigen Fortschritt, den das Christenthum vorbereitet hat. Dem germanisierten Europa bleibt die neue Entwicklungsstufe der Menschheit vorbehalten, in der das Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen zur Erscheinung kommt." — Den zuerst von Goethe ausgesprochenen Gedanken einer herannahenden Epoche der Weltliteratur hat Wienbarg mit besonderer Wärme aufgefasst; er verlangt geradezu, daſs die junge Produktion wie die junge Kritik sich auf den weltliterarischen Standpunkt erhebe, wenn sie sich überhaupt ernster Beachtung würdig erweisen will. „Die Poesie," sagt er, „der jede Empfindung angehört, wenn sie, aus ihrem ordinären Zustande entrückt, reiner, frischer, tiefer wird, jede Saite, die rein menschlich oder rein göttlich tönt, deren Klang alle Menschen, und ständen sie auch Tausende von Jahren auseinander, ver-

stehen — die Poesie ist die Vermittlerin aller Zeiten und Völker, die Vermittlerin aller Menschen, die Dolmetscherin aller Gefühle und Bestrebungen, und sie ist es dadurch, dass sie unmittelbar aus dem Herzen dringt, aus jenem Kern des menschlichen Wesens, der, wenn er verwitterte, die ganze Menschheit in Staub zerfallen ließe. Vielerlei sind der Sprachen, Zungen und Charaktere auf der Welt, die einander nicht verstehen; die Poesie aber ist die heilige Flammenzunge, die aus Aller Herzen zu Aller Herzen spricht und jeden Menschen mit süßem Verständnis bewegt. Die Poesie ist die Natur, die ursprüngliche Menschheit; sie ist die eine bei allen Völkern, Zeiten und Zuständen, aber der Strahl dieser einen Sonne bricht sich tausendfach in der geistigen Atmosphäre, und verursacht dadurch ein buntes Farbenspiel von Weltpoesien, deren Verständnis, nach Rückert's Ausdruck, allein zur Weltversöhnung führt." Diese Strahlenbrechungen der Weltpoesie zu beobachten, den geistigen Zusammenhang der verschiedenen Literaturen an bestimmten Erscheinungen nachzuweisen, und aus den schrillen Dissonanzen des heutigen Tages schon den Wohllaut des dereinstigen Völkerkoncertes herauszuhören, ist die Aufgabe, welche sich Wienbarg als Kritiker gestellt hat, und welcher er mit heiligem Ernste gerecht zu werden sucht. „Eine gewisse Auslebung im Positiven, Historischen, bei Erweiterung des nationalen Gesichtskreises und Würdigung des allgemein Menschlichen, das gemeinsame Bestrebungen der Völker wünschenswerth macht," bezeichnet er als die wesentlichen Grundzüge der modernen Völkerstimmung, aus denen die Völker- oder Weltliteratur erblühen werde. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, ist ihm „eine um so müßigere Frage, als Faust, Manfred, Don Juan, Reisebilder aus einer und derselben Quelle geflossen, und denselben rebellischen Geist der Kraft und Freiheit athmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite," fügt Wienbarg hinzu, „tritt auch der Versuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzustellen, und den Geist der Zeit in dramatischen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen; jene analytischen Gesellschaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur aus-

machen und die historischen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poesie in diesen kühnen, unbarmherzigen Sitten- und Charakterschilderungen unserer Zeitgenossen spielen muss, ist bereits angedeutet worden: der echt poetische Roman wartet auf das echt poetische Leben, um wie viel mehr das Drama." — Obschon Wienbarg eben so eifrig wie Heine und die übrigen jungdeutschen Schriftsteller den christlichen Spiritualismus bekämpft und die Rechte der Sinnlichkeit gewahrt wissen will, vermeidet er doch mit dem angeborenen Zartgefühl einer edlen Natur jede anstößige Behandlungsart des häkligen Stoffes. Die saint-simonistische Lehre, dass nicht der Mann allein, sondern Mann und Weib das gesellschaftliche Individuum bilden, findet seinen wärmsten Beifall, und es empört ihn, dass er im ganzen Verlauf der Weltgeschichte das weibliche Geschlecht von den Männern nur als Gegenstand ihrer sinnlichen Begierden betrachtet sieht.

Wenn man Laube den burschikosen Praktiker, Wienbarg den geschmackvollen Aesthetiker der jungdeutschen Reformideen nennen kann, so darf Theodor Mundt als ihr philosophischer Doktrinär gelten, der für jede Zeitfrage sofort die theoretische Formel zu finden sucht. Seine „Modernen Lebenswirren" sind eine Selbstbespiegelung des geist- und gemüthvollen Menschen der Gegenwart, der, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, — Absolutismus, Justemilieu und Liberalismus, — Erziehung, Leben und Ideal — eingekeilt, in beständigem Kampfe mit diesen sich widerstrebenden Faktoren liegt. Er möchte mit gewissenhafter Wahrheitsliebe die Berechtigung jeder Anschauungsweise ergründen, er lebt jede geistig durch, und findet in keiner dauernde Beglückung. Ein „zeitloser" Mensch, behält er endlich Nichts als den Glauben an die drei unbestimmten Worte: „Fortschritt! Freiheit! Zukunft!" und den eben so vagen Trost: „Sei es, wie es sei, die Zukunft wird über uns aufgehen, und der Gläubige wird ernten, selbst wo er nicht gesäet hat!" — Theodor Mundt war es, welcher der neuen Literatur den Namen „Bewegungsliteratur" gab, und auch seinen Roman „Madonna" nachträglich „ein Buch der Bewegung" taufte, — „jener befriedigungslosen Bewegung der Zeit, welche sich auf Reisen befindet, und noch unermeßliche Berge zu überschreiten hat, ehe sie wieder Hütten

bauen wird in der Ruhe eines glücklichen Thales. Daher das Unvollendete dieser Bewegungsbücher, weil sie noch bloß von Zukunft trunken sind, und keiner Gegenwart voll!" In der „Madonna", welche nicht etwa die Mutter-Gottes, sondern eine böhmische „Weltheilige", ein unglückliches Opfer der heutigen Gesellschaft ist, beschäftigt sich der Verfasser mit dem Hauptthema des jungen Deutschlands, der „Rehabilitation des Fleisches", für welche er den auf den ersten Blick ziemlich unklaren Ausdruck „Wiedereinsetzung des Bildes" erfand. Der mystisch absonderliche Gedankengang, welcher ihn dabei leitet, ist folgender: „Die antike heidnische Welt war Nichts als das legitime und stabile Reich des Fleisches, und darum das Zeitalter der Plastik. Auch ihre Götter wurden Fleisch und stiegen in menschlichen Formen und Bildern hernieder, aber nicht wie Christus Fleisch geworden ist. Diesen Göttern wurden menschliche Formen gegeben, weil sie Nichts als menschliche Gedanken waren, aber sie erschienen dennoch als die erste Prophezeiung der Offenbarung Gottes im Fleische. Doch es war nur die Schönheit des Fleisches, zu der es die ganze antike Weltanschauung brachte, und die auch die Form ihrer Religion wurde." Das Christenthum in seiner asketischen Verzerrung hingegen zertrat das Fleisch, es zerstörte das Bild, die Gestalt, welche sich ihrer Erscheinung freut. „Der Geist ist nicht ohne den Körper, und der Körper ist nicht ohne den Geist, sondern beide in einander sind das Bild, als das wir erscheinen. Die Trennung von Fleisch und Geist ist der unsühnbare Selbstmord des menschlichen Bewusstseins. Ihr Philosophen, setzet das Bild in seine Rechte ein, dann erst wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüthe erscheinen! Wir sind Kinder dieser Welt. Der Geist verlangt nach dem Bilde, die Tiefe entbrennt in Sehnsucht nach der Gestalt. Des Bildes Schönheit aber ist jetzt eine reiche und unendliche, denn der ganze Reichthum des Erkannten, den der Menschengeist in seinen Tiefen aufgehäuft, ist emporgestiegen in die Glorie dieser Schönheit. Nun muss die Reflexion wieder zur kräftig hinlebenden Natur werden, und was mit der Wurzel tief in das Innere schlägt, muss von außen lachend und leichtsinnig wie Strauch und Blume blühn. Dies ist die Einheit von Sein und Denken!

Und so führt uns die gewaltig treibende Hoffnung einer Epoche zu, wo Philosophie und Poesie nicht nur versöhnt, sondern Eines geworden sind." Weissagungen, pythische Orakelsprüche, Ankündigungen neuer, ganz unerhörter Dinge sind bei Theodor Mundt, wie bei allen jungdeutschen Autoren, eine beliebte Redeform; aber den hochfliegenden Anläufen und Verheißungen entspricht nirgends die wirkliche Schöpfungskraft, und die ausgestellten Wechsel an die Zukunft werden nicht eingelöst. „Ich will eine neue Philosophie stiften!" ruft Mundt schwärmerisch aus, nachdem er der Hegel'schen Philosophie, als einer duft- und farblosen Abstraktion, die Leichenrede gehalten hat. „Eine Philosophie, in welcher der Memnon vom Lichtstrahl tönt! Ich erkenne vier Quellen der neuen Philosophie an, aus denen sie fließen muss, und diese sind: die Vernunft, der Verstand, das Gefühl und die Phantasie. Die Vernunft ist der heilige Geist des Systems, das Verbindende zwischen der göttlichen Wahrheit und der menschlichen Philosophie; der Verstand ist die ordnende organische Kraft, das Gesetz und Gleichmaß der Glieder; das Gefühl ist das menschliche Blut, der feurige Puls der Bewegung, welcher in allen Adern des Systems quellen und schlagen muss; die Phantasie ist die über dem logischen Ernst aufgehende Sonne, welche selbst über die begriffene und demonstrierte Schöpfung noch Licht, Farben und Vögelgesang auszugießen im Stande sein soll. So wird die Philosophie aussehen wie ein ganzer lebendiger Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Dieser Mensch wird also dann so viel Verstand haben, um einzuräumen, dass die Vernunft das Gefühl nicht ausschließt und den Lebenstrieb der Phantasie nicht hindert, und dass aus dem innigst begründeten Zusammenhang aller dieser Kräfte erst das wahre System der menschlichen Anschauung entsteht. O ihr gefühls- und phantasiearmen Systeme, ich glaube auch an eure Vernunft und an euren Verstand nicht! Ihr seid der auf Betrug reducierte Memnon! Ihr seid und bleibt kalter, klangloser Stein, mag Aurora auch mit ihren herrlichsten Morgenröthen auf euch nieder scheinen!"

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem keck ins Leben hineingreifenden Realismus Heinrich Laube's, zu den schönheits-

trunkenen Zukunftsvisionen Ludolf Wienbarg's und zu Theodor Mundt's phantastischem Spiel mit den philosophischen Ideen des Jahrhunderts, bildet das Auftreten Karl Gutzkow's, des getreuesten, wenn auch nicht erquicklichsten, Repräsentanten einer verworren erregten, zwiespältig zerklüfteten, ungewissen Zielen zustrebenden Uebergangszeit, deren unruhiges Blut mit fiebernder Leidenschaft in seinen Adern pulsiert. Mit ungeduldiger Hast stürzt er sich auf jedes Zeitproblem, um die Lösung desselben zu ergrübeln; der Fanatismus, mit welchem er jede moderne Idee umklammert, hat Etwas von der Liebe eines Vampyrs, der seinem Opfer das rothe Herzblut aussaugt und es in der Uebergewalt seiner Umarmungen erstickt. Er zupft und zerrt mit dämonischer Wissbegier an jeder Gedankenhülle, er reißt jeder Erscheinung der Gegenwart den umhüllenden Schleier ab, um nur zu häufig, statt der erwarteten Schönheit, einen grinsenden Todtenkopf dahinter zu erblicken. Nicht in der Fülle des rosigen Lebens sucht er den Zeitgeist zu erspähen und ihm begeistert zu huldigen; nein, er beschleicht ihn auf nächtlichen Pfaden, er überfällt ihn hinterrücks und schleppt ihn wie ein erbeutetes Wild in sein einsames Studierzimmer, er bindet ihn auf den Seciertisch, er schneidet ihm die Brust, das Gehirn auf, er wühlt in seinen Eingeweiden, er entblößt ihm das Nervengeflecht, und wie ein Anatom, der an einer Leiche experimentiert, sucht er aus den galvanischen Zuckungen des Todten Aufschluss über das Leben Desselben zu gewinnen, ohne zu merken, dass dies unter Skalpel und Lanzette längst entfloh! Es ist charakteristisch, dass Gutzkow als zwanzigjähriger Student in seinem „Forum der Journalliteratur" mit einer Kritik der Kritik debütierte. Die ein Jahr später folgenden „Briefe eines Narren an eine Närrin" bildeten mit schwülstiger Unbeholfenheit den Stil der „Reisebilder" nach — der Verfasser schien nicht zu ahnen, dass der poetische Humor unmittelbar dem Herzen entquillt, niemals aber das Destillat einer raffinierten Verstandesreflexion sein kann. Gerade weil der Humor die rein künstlerische Form zersprengt, muss er um so sorgfältiger den Schein des Kunstwerks bewahren; seine tollsten Arabesken müssen wie Blumen einem gemeinsamen Stengel entwachsen und denselben auch in ihren buntesten Verschlingungen

sinnvoll umranken. Wo Gutzkow humoristisch zu schreiben gedenkt, fällt er in die alte romantische Ironie zurück, die ein zwecklos willkürliches Spiel mit den Stoffen und Formen treibt. So wird in den Romanen „Maha Guru“ und „Blasedow und seine Söhne“ der einheitliche Grundgedanke von dem überwuchernden Unkraut fremdartiger Reflexionen, polemischer Ausfälle und phantastischer Abschweifungen völlig erdrückt. An sich war es ein origineller und glücklicher Einfall, in Maha Guru, dem tibetanischen Dalai-Lama, auf profane Weise die Inkarnation Gottes in einem Menschen und die Konflikte schildern zu wollen, in welche dieser Gott-Mensch gerathen muss, sobald ihm der anerzogene Glaube an seine Göttlichkeit durch die Gewalt äußerer Umstände erschüttert wird; aber die tendenziöse und doch halb versteckte Satire auf europäische Verhältnisse der neuesten Zeit zerschneidet unaufhörlich den Faden des Zusammenhangs, und den so oftmals gefoppten Leser interessiert es zuletzt wenig mehr, ob der hundertmal abgebrochene Faden zum hundert und ersten Male nothdürftig wieder zusammen genestelt wird. Ueberhaupt ist das Kunstgefühl Gutzkow's von einer erstaunlichen Unsicherheit; nach einander warf er sich fast auf jedes Literaturgebiet und versuchte sich fast in jedem Genre, ohne — mit Ausnahme der beiden trefflichen Lustspiele „Zopf und Schwert“ und „Das Urbild des Tartüffe“ — in einem einzigen den Gesetzen der Aesthetik recht zu genügen. Sein ganzes Schaffen war ein künstliches, nicht durch Inspiration, sondern durch Kritik gewecktes, und mit seltsamer Verblendung suchte er die Mängel seines Talents durch den Wahn zu beschönigen, dass er reformatorisch neue Bahnen eröffnet habe, so oft er den anerkannten, feststehenden Kunstregeln ein Schnippchen schlug. Wir erinnern beispielsweise an die Vorrede der „Ritter vom Geiste“, in welcher der Verfasser jene absurde Entdeckung vortrug, dass der neue Roman der Roman des „Nebeneinander“ sei, während sein späteres Werk „Hohenschwangau“ sich gar „Roman und Geschichte“ betitelt und die Aufgabe des Dichters aufs unzulässigste mit der des Geschichtsschreibers vermengt. Der Frage nach der „Rehabilitation des Fleisches“ trug Gutzkow seinen Tribut in der berüchtigten Vorrede zu den von ihm neu herausgegebenen „Briefen

Schleiermacher's über die Lucinde" ab. Der Wiederabdruck dieser halbvergessenen Briefe war in der That zeitgemäß, und man konnte es dem „jungen Deutschland" nicht verargen, wenn sich dasselbe gegen den landläufigen Vorwurf gottloser Frivolität durch die Autorität eines Mannes zu decken suchte, der ein gefeierter Theolog und ein Mann Gottes von ehrbarster Gesinnung war. Schleiermacher's Briefe, die in echt humanistischem Sinne ein Liebesideal predigten, welches den uralten Gegensatz zwischen geistigem und sinnlichem Leben in eine höhere Einheit auflöst, durften ohne Zwang als eine antecipierte Billigung der jungdeutschen Theorien von der Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte aufgefasst werden. Aber Gutzkow verdarb sich und seinen Freunden jeden heilsamen Erfolg dieser Veröffentlichung durch die muthwillig herausfordernde Vorrede, mit welcher er jene Briefe begleitete. Es ist nicht so sehr der leichtfertige Ton, welcher Anstoß erregt, als vielmehr die reflektierte Verschrobenheit der Gedanken. Gutzkow plaidiert für die „Genialität der Liebe", er verlangt, dass die Frauen sich von der „sogenannten ersten Liebe" emancipieren sollen, die für die allgemeine Tradition und Kunst zu lieben die schädlichste sei, weil sie einen pädagogischen Charakter trage, weil sie den Genuss der Liebe nicht vollkommen und im ganzen Umfang gewähre, und weil sie sich eine so bindende Kraft angeeignet habe, „dass über der Furcht, untreu zu sein, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, von einem Geheimnisse, vom Ordinärsten auf das Göttlichste und die Ewigkeit übertragen worden ist, alle jene schon im Brautstande verkümmerten Ehen, jene Wassersuppenhochzeiten und die ganze Misère ordinärer Kindererzeugung und schimmelichter Broterwerbung aufkam." „Der Mann," heißt es weiter, „gewährt in der zweiten Instanz der Liebe ungemein mehr, wie er selbst auch mehr genießt; denn die Liebe ist eine Kunst, wenn sie beglücken, und sie es werth sein soll, dass man sich ihretwegen schlaflose Nächte macht. Aber das Interesse der Frauen ist Dies, so wenig wie möglich Biographie zu haben und ihre Vergangenheit ohne Nachrede zu erhalten. . . Nicht wahr, Rosalie, erst seitdem du Sporen trägst an deinen seidenen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schla-

gen, und ich eine neue Art von Inexpressibles für dich erfinden musste, und du überall für meinen jüngsten, innigst geliebten Bruder giltst, weißt du, was ich sprach, als ich sprach: Ich liebe dich?" So verzerrt sich die Liebe, welche bei einer ästhetischen Auffassung des Lebens immerhin als eine Kunst, als die höchste Blüthe der Lebenskunst, bezeichnet werden darf, dem skeptischen Geiste des Verfassers zum mathematischen Kunststück, dessen richtige Ausführung erst nach so und so viel verunglückten Experimentalversuchen gelingen mag! Als bedeutsam heben wir hervor, dass jene karikierte Auffassung der Frauen-Emancipation, welche auf renommistische Aeußerlichkeiten ein thörichtes Gewicht legt und das Sporen- und Hosentragen der Weiber für ein wesentliches Attribut ihrer geistigen Befreiung erklärt, hier zum ersten Mal mit ernsthafter Miene verkündigt wird. Denn die Ansicht, dass der Liebesbund zweier Menschen ihre individuellste Privatangelegenheit sei und seine Heiligung nicht erst durch den Priestersegen erhalte, war so wenig neu, wie der Stoßseufzer Diderot's, mit welchem Gutzkow seine Philippika gegen die Einmischung der Geistlichkeit in den Liebesverkehr der Geschlechter schloss: „Ach, hätte die Welt nie von Gott gewusst, sie würde glücklicher sein!" — Der Roman: „Wally, die Zweiflerin", welcher kurz nachher — Ende August 1835 — erschien, und einen so grollenden Sturm der Verfolgung wider das junge Deutschland herauf beschwor, behandelt die modernen Emancipationstheorien und starkgeistigen Reflexionen über Religion und Sitte in novellistischer Form. Die äußere Anregung zu diesem Werke gab dem Verfasser der tragische Tod von Charlotte Stieglitz, welche sich am 29. December 1834 im Uebermaß opferdurstiger Liebe den Dolch ins Herz gestoßen hatte, in der thörichten Hoffnung, der erlahmenden Dichterkraft ihres Gatten durch ein so entsetzliches Ereignis einen großartigen Aufschwung zu geben. Gutzkow wollte in der „Wally", nach seiner eigenen Erklärung, „den Versuch machen, ein Interesse an den Ideen wie eine persönliche und reine Herzensangelegenheit darzustellen." Auch schwebte ihm der Eindruck von George Sand's „Lelia" vor, die nicht lange vorher erschienen war und ein verwandtes Thema zum Gegenstand hatte. Was sich aber dem französischen

Roman, bei aller grellen Disharmonie der Ausführung und des brutalen Schlusses, nachrühmen ließ: eine naturwahre und lebensvolle psychologische Begründung der Charaktere, daran gebrach es gänzlich den holzschnittartig nur in den gröbsten Kontouren umrissenen Gestalten der Gutzkow'schen Novelle. Die Heldin, Wally, ist eine rationalistisch aufgeklärte, vom Sittengesetz der Gewohnheit emancipierte Dame, voll religiöser Zweifel und oberflächlicher socialistischer Gedanken, kalt gegen die Männer und fast ohne Sinnlichkeit, aber doch bald in einen Menschen verliebt, welcher ihr durch das scheinbar Fertige seiner Erscheinung imponiert. Lassen wir uns vom Verfasser das Porträt dieses Mann-Jünglings schildern, welcher das Herz der liebekalten Wally so rasch in Flammen setzt: „Cäsar stand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Nase und Mund schlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntnis gefallen war, jene Linien, die sich von dem lieblichsten Eindrucke bis zu dämonischer Unheimlichkeit steigern können. Cäsar's Bildung war fertig. Was er noch in sich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das schon Vorhandene zu befestigen, nicht zu verändern. Cäsar hatte die erste Stufenleiter idealischer Schwärmerei, welche unsre Zeit auf junge Gemüther eindringen läßt, erstiegen. Er hatte einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einst glaubte, hinter sich; er fiel nicht mehr vor sich selbst nieder und ließ seine Vergangenheit die Kniee seiner Zukunft umschlingen und jene zu dieser beten: Heilige Zukunft, glühender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir selbst zu opfern? Cäsar begrub keine Todten mehr: die stillen Ideen lagen so weit von ihm, daß seine Bewegungen sie nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Skeptiker; er rechnete mit Begriffsschatten, mit gewesenem Enthusiasmus 2c." Dieser abgestorbene Mensch ist es, welcher die schon äußerst konfuse Wally durch seine Skepsis in noch tiefere Zweifel bis zum Lebensüberdrusse stürzt; er ist es, welchem sie sich in der verrufenen Sigunen-Scene „geistig vermählt durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit"; er ist es, welcher sie endlich um einer Andern willen kalt verläßt. Da stößt sich Wally, wie die edle Charlotte Stieglitz, den Dolch ins Herz, nachdem sie als Scheidegruß an die Menschheit fol-

genden faustischen Dithyrambus zu Papier gebracht: „Ich muss sterben, denn hassenswerth schien' ich mir, wenn ich mich durch die Welt schliche und mir selbst verbergen wollte, was ich leide. Wir erkennen Gott und unser Leben nicht. Nun und nimmermehr. Das tragische und der Menschheit würdige Schicksal unseres Planeten wäre, dass er sich selbst anzündete, und Alle, die Leben athmen, sich auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müssten sie sich opfern, wie man Rechnungen verdirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle! Alle! Dann wäre das Problem gelöst, und Gott müsste eilen, sich neue Menschen, neue Sklaven zu schaffen. Barbarischer Mord der Völker unter einander, glaubt ihr, werde das Ende der Dinge sein? Die wieder erwachende Roheit der Natur? Hyänen, die sich unter einander zerfleischen, sind euch der Zweck der Geschichte? Grässlicher Gedanke! Prophezeiung, würdig eines Henkers! Sie werden sterben, aber sie werden Alle den Dolch in die eigene Brust senken und eine große Kette der Freundschaft schließen, die Menschen! Sie werden sich fassen Alle an ihrer Hand und mit der Rechten den Stoß vollbringen und noch im Tode sich mit ihren Küssen bedecken. Sie werden sterben, weil sie reif sind, weil sie das Höchste erreichten in Wissenschaft und Kunst, weil sie Alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen. Aber die Gottheit sitzt hinter einem Vorhange und verbirgt nach wie vor ihr sprödes Antlitz und zögert zu kommen und sich zu enthüllen. Was haben wir dem Weltzweck gethan?" — Diese pathetische Jeremiade hinterlässt, unseres Bedünkens, eher einen komischen, als einen tragischen Eindruck. Wer sich mit dem eitlen Wahne trägt, wir hätten in Kunst und Wissenschaft so sehr das Höchste erreicht, dass wir „Alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen", wird sich schwerlich in so weltmörderische, planetanzündende Verzweiflungspläne verlieren! Ja, es wäre fast zu verwundern, wenn ein hausbackener Verstand aus der Lektüre des für so gefährlich verschrieenen Buches eine andere als die vom Verfasser gewiss nicht beabsichtigte Moral zöge, dass Frauen sich nicht mit philosophischem Denken abgeben sollen, weil es sie verrückt machen werde, und man muss Gutzkow Recht geben, wenn er bei einem späteren Rückblick auf die Schicksale jener unreifen Jugend-

produktion bemerkt: „Die Kritik hätte den Autor nicht anklagen, sondern höchstens im Vollgefühl ihrer kälteren Vernunft auslachen sollen.“

Wolfgang Menzel freilich faſſte die Sache von anderem Geſichtspunkte auf. Er hatte 1826 an Müllner's Stelle die Redaktion des Tübinger (nachmals Stuttgarter) „Literaturblattes“ übernommen, und man kann nicht ſagen, daſs er ſeines Recenſentenamts glimpflicher oder mit geringerem Selbſtbewuſſtſein als ſein Vorgänger wartete. An Streitluſt und ſchimpfender Roheit mochte er Dieſen ſogar überbieten; nur einen Vorzug hatte er vor dem geſinnungsloſen Weißenfelſer Rabuliſten voraus: den — freilich oft durch Parteilichkeit getrübten und ins Zelotiſche überſchnappenden — Ernſt einer ſittlichen Ueberzeugung. Menzel ſtand zwar, wie ſeine „Geſchichte der Deutſchen“ und ſeine „Deutſche Literatur“ bewieſen, noch weſentlich auf dem Boden der Romantik, in deren verſchönernder Beleuchtung ihm namentlich das Mittelalter ſich darſtellte; aber ſein nüchterner Verſtand bewahrte ihn vor den phantaſtiſchen Ausſchreitungen der Schule, und er nahm von derſelben vorherrſchend nur das Streben nach einer Vertiefung des nationalen und religiöſen Bewuſſtſeins an. In politiſcher Hinſicht hegte er Anfangs eher liberale als reaktionäre Sympathien, er ſaß als würtembergiſcher Landtagsdeputierter neben Uhland und Pfizer auf den Bänken der Oppoſition, und war ein eifriger Fürſprecher der politiſchen und bürgerlichen Gleichſtellung der Juden. Nach der Julirevolution trat das nationale Element ſeiner Richtung allmählich ſtärker hervor, und er begann immer leidenſchaftlicher gegen den Einfluſs franzöſiſcher Vorbilder auf die deutſche Literatur zu kämpfen; doch brach er keineswegs ſofort mit den freiheitlichen Tendenzen der Zeit. Die Veröffentlichung von Börne's „Briefen aus Paris“ wurde von ihm als eine männliche That mit Beifall begrüßt und der Name Börne's in der Vignette des „Literaturblattes“ mit einem Lorberkranze umwunden; derſelben Anerkennung erfreuten ſich Heine's „Nachträge zu den Reiſebildern“, die Vorrede zu den Kahldorf'ſchen Briefen, die „Franzöſiſchen Zuſtände“, ja ſelbſt noch der erſte Band des „Salon“, bei deſſen Beſprechung Menzel den Verfaſſer ſogar ausdrücklich zu

einer Fortsetzung der unsaubern Schabelewopski-Memorien ermunterte. Auch Gutzkow's Erstlingsproduktionen wurden als die Werke eines genialen Schriftstellers belobt, und Menzel stand nicht an, den jungen Freigeist als Mitarbeiter an seinem Journale nach Stuttgart zu berufen und ihm durch seine warme Empfehlung gleichzeitig die Spalten der „Allgemeinen Zeitung" zu erschließen. Er sollte jedoch bald erfahren, wie sehr er sich geirrt, wenn er in dem zwanzigjährigen Skeptiker, der ihm den keck absprechenden Recensententon so trefflich abgelernt, ein gefügiges Werkzeug zu erhalten gehofft hatte. Es kam schnell zwischen ihnen zum Bruche; Gutzkow übernahm in Frankfurt die Redaktion des literarischen Beiblattes zum Duller'schen „Phönix", und begann dort alsbald dem kritischen Rhadamanthus eine gefährliche Konkurrenz zu machen und ihn mit seinen eigenen Waffen dreister persönlicher Verdächtigung schonungslos zu befehden. Das war ärgerlich; ärgerlich war es nicht minder, daß die Stimmführer der jungen Literatur sich der einflußreichsten Journale in Berlin, Leipzig, Frankfurt, Hamburg bemächtigten und einen Anhang unter der deutschen Jugend gewannen, der sich von Tag zu Tag zu vermehren schien. Als Gutzkow und Wienbarg nun gar im Sommer 1835 sich mit dem Plane einer literarischen Revue in großartigem Stile hervorwagten, welche unter Mitwirkung der namhaftesten Schriftsteller die Ideen des jungen Deutschlands öffentlich vor ganz Europa vertreten sollte, da glaubte der Jupiter tonans des Stuttgarter Literaturblattes seine Alleinherrschaft im Reiche der Kritik aufs gefährlichste bedroht, und er schleuderte seine zornigsten Blitze, um die anstürmende Titanenbrut in den tiefsten Orkus hinab zu schmettern. Die hoffnungsmuthige Ankündigung der „Deutschen Revue", welche in Frankfurt erscheinen sollte, lautete, wie folgt: „Der Augenblick ist erschienen, wo die deutsche Literatur sich aus den jüngsten Umwälzungen, die sie erlebt hat, in eine freie, unabhängige, nur von Minerven und den Musen beherrschte Region entwickeln will. Die kritischen Kämpfe einerseits, andererseits eine frühzeitige Anwendung ihrer neuen Principien auf widerstrebende Thatsachen unserer gesellschaftlichen Bildung verhinderten bisher die Kette der Literatur, sich in allen ihren Ringen zu

gliedern, und eine mit Gewalt zersprengte Ordnung ihrer einzelnen Theile wieder herzustellen. Ist die Literatur eines Volkes der Ausdruck aller Empfindungen, Hoffnungen und Ahnungen desselben, so besitzen wir eine Literatur, die nicht sprechender sein kann; ist sie aber auch das Organ wissenschaftlicher Forschung und die Bewahrerin gelehrter Resultate, so muss man den Zwiespalt beklagen, der auf ihrem Felde eingerissen ist, und kann Nichts für ersprießlicher halten, als eine Vereinbarung der gesonderten literarischen Interessen im Sinne der Versöhnlichkeit. Die künstlerische Richtung unserer Tage hat dasselbe Interesse wie die wissenschaftliche; jene will von dieser den Inhalt, diese von jener die Form entlehnen. Der Ruhm und das Vertrauen wollen sich wechselweise austauschen. Den poetischen Genius ermüdet das ewige Ideal; er stirbt an dem fortgesetzten Herauswenden seiner subjektiven Eingeweide: er lechzt nach Inhalt, Thatsache und jenem unendlichen Kreise von spekulativer Bewegung, der aller Welt offen steht, und den die jugendliche Neuerung bis jetzt umgangen hat, weil sie anderweitig eingegangene Verpflichtungen erst erfüllen wollte. Die Wissenschaft selbst aber sehnt sich aus ihren dumpfen Sälen heraus in die Natur; der Vogel Minervens ist nicht mehr die Eule, welche das Licht scheut, sondern der Adler, der mit offenen Augen in die Sonne fliegt. Welcher Gelehrte würde nicht eilen, aus den ihm dargebotenen Blumenkränzen der Poesie eine Frühlingsrose zu nehmen und sie an den weiten Talar seiner Inauguration zu stecken! Wer würde für seine todten Abstraktionen nicht gern jene blendenden Gewänder hinnehmen, welche ihm die Genien der Dichtkunst aus tönenden Worten und lachenden Gleichnissen weben! — Betrachtungen dieser Art veranlassten die Herausgeber zu einem Institute, das eine europäische Stellung einnehmen wird. Die ‚Deutsche Revue‘ entstand in einem Augenblicke, wo wir auf dem Antlitz der Göttin unseres Vaterlandes eine drohende und wehmüthige Falte entdeckten, wo wir den Schmerz empfanden, dass so zahlreiche Kräfte, statt einen gemeinsamen Tempel des Nationalstolzes zu bauen, sich in isolierten Zwecken zersplittern. Die Achtung vor deutscher Kunst und Wissenschaft ist aller Orten da im Auslande; aber das Ausland

kennt nur einzelne Gelehrte, einzelne Bücher, einzelne Dichter unserer Sprache: es hat so wenig einen Ueberblick unserer Kulturzustände, dass z. B. jenseit des Rheines in kurzer Zeit zwei periodische Versuche entstehen konnten, von den vereinzelten Bestrebungen der Deutschen eine Gesammtanschau zu haben. Die Franzosen fangen an, uns in einer Werthschätzung, die wir gegen einander selbst empfinden sollten, zu übertreffen. Die ‚Deutsche Revue' fordert alle deutschen Dichter und Gelehrte auf, die sich von einer Verschmelzung unserer alten ‚Horen', ‚Athenäen' u. s. w. mit der ‚Revue de Paris', ‚Revue des deux mondes' eine billigende Vorstellung machen können, unter die Aegide ihrer Herausgeber und in den zahlreichen Kreis von Autoren zu treten, welchen sie zu ihrem Zwecke schon um sich versammelt haben. Die ‚Deutsche Revue' wird eine ursprüngliche Farbe haben, aber mancherlei Schattierungen derselben zulassen. Sie lässt ihren Aufruf ergehen sowohl an den Katheder wie an die Dachstube, vor Allem aber an Die, welche gern im Angesichte des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes dichten und denken. Auch nicht bloß an Renomméen knüpfen wir die Hoffnung eines glänzenden Erfolgs. Wir kennen die tausend Kräfte, die in Deutschland schlummern, die schaffenden Gedanken, die sich vergebens nach einer Bühne für ihre Gestalten umsehen, die jungen Dichter, denen das Wort auf der Lippe verglüht, die jungen Gelehrten, die vergebens den Weg vom Katheder zur Nation suchen — allen diesen Gesammten, Schweigenden, stolzen Unberühmten wird das Organ der ‚Deutschen Revue' so willkommen sein, als ihr Beitritt uns. Wir rechnen auf die Zeit und die Genossenschaft der Edlen. — Was die ‚Deutsche Revue' bringen wird, soll sein: 1) Poesie in allen ihren Offenbarungen. 2) Spekulation aus allen Fakultäten. 3) Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen in der deutschen Literatur. 4) Korrespondenz aus allen Ecken des Vaterlandes, wo Etwas geschieht, das würdig ist, gewusst, verstanden, belobt, beweint, missrathen oder nachgeahmt zu werden. — Jede Woche ein Heft, jedes Heft von drei Bogen, wird die ‚Deutsche Revue' den Charakter als Journal und Buch vereinigen, und sowohl das Stockende der Monatschriften wie das Verschlissene der Tages-

blätter vermeiden. Im gehaltenen Strome ihres Erscheinens wird die zerstreute und eilende Zeit sich einigermaßen würdig gesammelt und reflektiert wiederfinden.“ — Man könnte dieser Ankündigung mit Recht einen etwas schwülstigen, phrasenhaft unbestimmten Stil vorwerfen, aber provocierend oder frivol klang sie gewiss nicht, und für Menzel, welcher die todte und trockene Gelehrsamkeit so ingrimmig hasste, war — sollte man denken — am wenigsten ein Grund vorhanden, die in Aussicht gestellte Befreundung der Wissenschaft mit der Kunst und dem Leben feindselig zu begeifern. Auch die später veröffentlichte Liste von Mitarbeitern der „Deutschen Revue,“ unter welchen sich, neben Heine und Börne, Varnhagen von Ense und zahlreiche Universitätsprofessoren in Berlin, Halle und Königsberg befanden, konnte keinen begründeten Anlass zu moralischen oder patriotischen Befürchtungen geben. Wenn Menzel dennoch mit Feuer und Schwert gegen eine erst angekündigte Zeitschrift zu Felde zog, von welcher noch kein einziges Heft erschienen war; wenn er dieselbe im Voraus auf eine in den Annalen der deutschen Literatur unerhörte Art als ein ruchloses Unternehmen verdächtigte, das auf eine Untergrabung aller Pfeiler des Staates, der Religion und der Sittlichkeit hinziele, so setzte er sich allerdings der unwiderlegbaren Anschuldigung aus, dass der schäbigste Konkurrenteneid ihm die Feder gelenkt. Die Taktik, welche er bei seinen Angriffen befolgte, war zudem in allen Einzelheiten eine vollkommen perfide. Statt sich an das oben mitgetheilte Ankündigungsprogramm der „Deutschen Revue“ zu halten, griff er aus Gutzkow's „Wally“ einzelne pikante Aeußerungen über Religion und Sittlichkeit heraus, stellte das untergeordnete sinnliche Moment des Romanes als dessen Hauptgegenstand dar, und schob dem Verfasser, dessen Ansichten er mit willkürlich dem Zusammenhang entrissenen Reflexionen seiner Romanfiguren identificierte, buchstäblich die Absicht unter, durch Unzucht und Gotteslästerung die Welt verbessern zu wollen. Mit gleichem oder vielmehr mit größerem Recht hätte Menzel die Novelle Ludwig Tieck's: „Eigensinn und Laune“, welche um dieselbe Zeit in der „Urania für 1836“ erschienen war, zum Gegenstand seiner Bußpredigt machen können. Diese Emmeline, welche in herz-

loser Koketterie ihr Spiel mit den Männern treibt, in den unnatürlichsten Phrasen gegen Liebe und Ehe eifert, heute den hübschen Kutscher ihres Vaters heirathen will und ihm morgen den Laufpaß ertheilt, weil er „ein ganz gewöhnlicher Mensch wie alle Uebrigen“ geworden ist, — bald darauf sich dem elendesten Schurken preisgiebt, „eben weil sie ihn so tief verachtet, daß sie ihm jede Vertraulichkeit erlauben zu dürfen glaubte,“ — dann als halbverblühte Schönheit eine Konvenienzehe mit dem alten Millionär Grundmann schließt, sich Diesem wieder von einem französischen Officier entführen läßt, der sich hinterdrein als ihr früherer Kutscher-Geliebter entpuppt, und von dem verlassen sie als Bordellwirthin endet — diese widerwärtige Schlammgeburt Tieck'scher Phantasie, deren Ruchlosigkeit durch keinen Strahl einer edlen Idee gemildert wird, hätte sicherlich eine derbere Zurechtweisung als die „Wally“ verdient, bei welcher doch die höchsten Interessen des Geistes ins Spiel gezogen waren. Aber Menzel nahm von der unsittlich rohen Kunstschöpfung des alten Romantikers keine Notiz — er wählte sich das viel harmlosere Produkt einer jugendlich unreifen Gährung zum Opfer aus. Sein erster Angriff auf die junge Literatur, als deren Haupt er Karl Gutzkow bezeichnete, und welcher er zum Zeichen seiner Verachtung ihrer kosmopolitischen Tendenzen den französierten Namen der „jeune Allemagne“ gab, erfolgte im „Literaturblatte“ vom 11. und 13. September 1835. Aus Frankreich kam, nach Wolfgang Menzel's Darstellung, alles Unheil her; die religiösen Zweifel, deren Macht über das weibliche Gemüth Gutzkow in seiner Wally geschildert, wurden für „eine potenzierte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit“ erklärt, die an sich nur eine Wiederholung früherer Sünden sei. „Nur im tiefsten Kothe der Entsittlichung, nur im Bordell,“ schrie Menzel, „werden solche atheistische Gesinnungen geboren. Sie waren gäng und gebe bei den philosophischen Sykophanten des altfranzösischen Hofes. — Im Palais-royal wurden sie zuerst aus der Hofsprache in die der Jakobiner übersetzt. Herr Gutzkow hat es über sich genommen, die französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, aufs Neue nach Deutschland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das, Gott sei Dank, gereifter und männlicher

ist, als das Jahrhundert Voltaire's. Damals schon scheiterte das Laster am Sinn unseres Volkes; jetzt wird es um so weniger durchdringen. Die Literatur wird es ausstoßen, die öffentliche Meinung wird es brandmarken. . . Wenn man eine soche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edlen der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht vorsähen, solches Gift dem Publikum feil zu bieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben. . . Aber ich will meinen Fuß hineinsetzen in euren Schlamm, wohl wissend, daſs ich mich besudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich wärmt. . . So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen." Mit sich steigernder Heftigkeit setzte Wolfgang Menzel in den folgenden Monaten seinen Kampf gegen das junge Deutschland fort, wobei seine Alarmrufe mehr und mehr den Charakter einer polizeilichen Denunciation seiner literarischen Gegner annahmen und in greller Uebertreibung auf die Gefahr hindeuteten, welche den deutschen Regierungen aus den Umsturzlehren der jeune Allemagne erwachsen müsse. „Ich weiß zwar wohl," schrieb er in Nr. 110 seines Literaturblattes vom 26. Oktober, „daſs es einigen sichern Leuten lächerlich scheint, solche tolle Phantasien einiger wenigen verirrten Jünglinge für ernstlich gefährlich zu halten; ich weiß, daſs ihr Krieg gegen das Christenthum, gegen die Moral, gegen die Ehe vor der Hand nicht mehr bedeutet, als wenn eine junge Eulenbrut Krieg führen wollte mit der alten Sonne. Allein aus einem Funken kann ein Brand werden. Die Leute haben zu viel Lärm gemacht, zu laut geprahlt, zu unverschämt die Leitung der deutschen Jugend usurpiert, als daſs man sie ignorieren könnte. Sie beabsichtigen sich zunächst als eine kritische Macht zu konstituieren und die gesammte deutsche Literatur von ihrer angekündigten Revue aus zu beherrschen. Wie werden wohl solche Leute mit solchen Grundsätzen von den Arbeiten der deutschen Gelehrten- und Dichterwelt denken? Ueber dem neuen literarischen Schöppenstuhl, den sie in Frankfurt errichten wollen, thront statt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga. Wehe Dem, der mit irgend

einer Tugend in der Literatur glänzt! Nie werden die Menschen, die an keine unsichtbare Welt hinter der sichtbaren, die an keinen Gott glauben, denen die Religion nur als eine Maske erscheint, als ein erheuchelter Spiritualismus, die nur an das Fleisch glauben, nie werden diese Priester des Schmutzes es irgend einem Schriftsteller verzeihen, dass er reiner ist, als sie. . . Doch ich will die Aergernisse, die unsern Schriftstellern durch eine solche Kritik bereitet werden würden, nicht hoch anschlagen. Wichtiger scheint mir der schlimme Einfluss, den diese Menschen jenseits der Literatur, im Volk überhaupt zu gewinnen trachten. Kann man es in dieser Zeit so gleichgültig ansehen, dass sie uns das Franzosenthum in Worten und Werken predigen? Unter der Maske des französischen Republikanismus schwärzt diese neue Frankfurter Läster- und Lasterschule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleisch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe sind ihre Schlagwörter, und sie schreiben nicht nur selbst obscöne Bücher, sondern wärmen auch die alten wieder auf . . . Man schließt sich zum Theil an Saint-Simon an, man verkündigt einen noch ausschweifenderen Republikanismus ohne Tugend, eine Hetärenrepublik im größten Stil . . . Heute gehören diese Grundsätze noch den engern aristokratischen Kreisen der Literatur an. Ihre Verkündiger machen Anspruch auf eine superfeine Aesthetik und wollen als die echten Jünger Goethe's gelten. Aber schon der Umstand, dass dieselben Leute zugleich Republikaner, deutsche Saint-Simonianer, Reformatoren der Ehe 2c. sein wollen, beweist uns, in welcher Richtung ihre Grundsätze, wenn sie sich in Deutschland fixieren könnten, tiefer ins Volk hinabsteigen würden. Mit diesen paar Phantasten dürft ihr wohl fertig zu werden hoffen. Aber sie werden im Schoße des Pöbels Nachahmer von etwas rauherer Natur finden, deren Wirksamkeit der vornehmen Aufsicht entgehen dürfte. Heute habt ihr es nur mit aristokratischen Wildfängen, morgen vielleicht habt ihr es mit der Volkshefe zu thun, in welcher die Gemeinheit, die von oben kommt, immer fruchtbaren Schlamm findet. Das sittliche Bürgerthum, an dem die ästhetischen Laster der höheren Gesellschaft kaum bemerkbar vorüber gleiten, wird erst durch den Uebergang dieser Laster in die anarchischen Ele-

mente der untersten Gesellschaft untergraben. Wenn die Aristokratie der Bildung ihren Pöbel emporkommen läſſt, so sieht leider bald das Volk auch seinen Pöbel in den abgetragenen Kleidern jenes vornehmen Pöbels stolzieren, und dann ist es zu spät, sich über die Nachsicht zu beklagen, mit der man den erstern gewähren ließ. Oder Wem schmeicheln diese Lehren, als der Bestialität und Raublust, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind?" — In der That, kein Mittel war gemein genug, das Menzel nicht unbedenklich benutzt hätte, um seinen literarischen Widersachern in der öffentlichen Meinung und in den Augen der deutschen Regierungen Schaden zu thun. Ehrabschneiderische Verleumdungen persönlichster Art, sinnverdrehende schmutzige Auslegungen der unverfänglichsten Worte, aus der Luft gegriffene politische und sittliche Inkriminationen füllen an hundert Spalten des Menzel'schen Literaturblattes vom September 1835 bis zum Frühling des folgenden Jahres. Nicht genug, daſs die angekündigte „Deutsche Revue", durch welche seinem eigenen Journal eine gefährliche Konkurrenz zu erwachsen drohte, noch vor ihrem Erscheinen dem deutschen Publikum als ein Belialspfuhl der Unzucht und Gotteslästerung verdächtigt ward — nein, auch die schon gewonnenen Mitarbeiter des jungen Unternehmens, deren Namen von den Herausgebern veröffentlicht worden, sollten durch ein nichtswürdiges Intrigenspiel eingeschüchtert und, wo möglich, zum Rücktritt gezwungen werden. Was blieb den geängstigten Universitätsprofessoren, welche der „Deutschen Revue" Beiträge zugesagt, anders übrig, wenn sie nicht den Verlust ihres Amtes riskieren wollten, als schleunigst ihre Zusage zu widerrufen, nachdem Menzel ihnen in seinem „Literaturblatte" vom 11. November öffentlich die Pistole seiner unverschämten Fragen auf die Brust gesetzt: „Die preußischen Universitätsprofessoren? Sind Universitäten keine Staatsanstalten? Gilt im preußischen Staate noch das Christenthum, die Moral, die Ehe? Hätte man darum so oft von dem in Preußen vorherrschenden sittlich-religiösen und konservativen Geist gehört, daſs jetzt die namhaftesten Professoren von Berlin, Königsberg, Halle einem neuen

schmutzigen Marat, der wörtlich wie der alte nur das Sakrament ‚des entzückenden Augenblicks‘ und eine Republik der sansculottes und sanschemises predigt, nachlaufen und mit ihm gegen Christenthum, Sitte, Ehe, Familie, Scham, gegen Gott und Unsterblichkeit, gegen die deutsche Nationalität und gegen das Bestehende wüthen sollten? Oder hofft man, im Schmutz und Judenpech dieses literarischen Gesindels den längst von frommen Gemüthern ersehnten Kitt und Leim zu finden, durch den die großen politischen Gegensätze dieser Zeit glücklich zusammengeklebt und versöhnt und der allgemeine Weltfrieden herbeigeführt werden wird? Soll Dies durch eine vorläufige Accolade der Pariser Exilierten und der preußischen Universitätsprofessoren, worüber Gutzkow und Wienbarg den Segen sprechen, angedeutet werden?“ — Damit dem ekelhaften Gebräu der Menzel'schen Denunciationen auch das letzte pikante Gewürz nicht fehle, das die sicherste Wirkung auf den Geschmack des ungebildeten großen Haufens versprach, wurde von dem bisherigen Vorkämpfer der Judenemancipation das alte Vorurtheil des Pöbels gegen die Juden neu angeschürt. Es wurde von Menzel die bewusste Tendenzlüge ausgesprengt, „dass das sogenannte junge Deutschland eigentlich ein junges Palästina sei, und dass von der öffentlichen Meinung alles Widerliche, was in der grenzenlosen Zudringlichkeit, in der Franzosensucht, in dem tückisch ohnmächtigen Deutschen- und Christenhass der neuen Frankfurter Propaganda liege, bereits allgemein dem Judaismus zur Last gelegt werde.“ Von allen Schriftstellern, deren Name mit dem „jungen Deutschland“ in Verbindung gebracht worden, bekannte sich nicht ein einziger zum jüdischen Glauben, und nur Heine und Börne waren von israelitischer Abkunft, wenn auch längst getauft; in den Adern Gutzkow's und Wienbarg's, Mundt's und Laube's oder Gustav Kühne's, der ebenfalls zu den Trägern der jungen Literatur gehörte, floss nicht ein Tropfen orientalischen Blutes. Menzel wusste Das recht gut, er wusste, dass Gutzkow, dem er die Hauptschuld an allem Unheil aufbürdete, sogar christliche Theologie als specielle Fachwissenschaft studiert hatte, dass Wienbarg, was keinem Juden erlaubt wurde, Docent an einer deutschen Universität gewesen — aber das Alles hielt den Mann,

der sich so anmaßlich zum Retter der Sittlichkeit aufwarf und bei jeder Gelegenheit mit seinem gradherzigen Biedersinn prunkte, nicht ab, der Wahrheit und Humanität ins Gesicht zu schlagen und in einem literarischen Kampfe, bei welchem das Judenthum ganz außer Frage stand, die Losung zu einem neuen Hep-Hep-Geschrei wider die Juden zu geben. Er, welcher noch kurz zuvor auf dem würtembergischen Landtage seine Stimme für die bürgerliche und politische Gleichstellung der Israeliten erhoben hatte, druckte jetzt mit Beifallsbemerkungen in seinem Literaturblatte alle Schmähungen ab, die von seinen Trabanten in anonymen Broschüren wider das Judenthum und dessen erlogene Verbündung mit den Bestrebungen des jungen Deutschlands geschleudert wurden. „Den Dank des Vaterlandes" verdiente nach seiner Ansicht der Verfasser der kleinen Schrift: „Die Jeune Allemagne in Deutschland", worin auf die Frage: „Wer konnten sie sein, diese heimatscheuen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den sie loszuschlagen ‚die Tugend' hatten? Etwa Deutsche? Franzosen?" die schamlose Antwort ertheilt wird: „Nein, es sollten Menschen sein, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bittersten Schicksale gestählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinierter Scharfsinn, eine lauernde Gewandtheit und ein tausendfarbiges Talent Alles möglich gemacht hat, nur Das nicht, was ihnen eine schwer errungene Emancipation auferlegt: — sich zu entnationalisieren, Das nicht mehr zu sein, was ihre Geschichte, ihre Religion, ihre innerste Natur, ihre Zukunft fordert — Juden. Ihr hervorspringender Charakter, erklärbar durch die Verfolgungen, die wir an ihnen verschuldet, ist verneinend, und darum treibt sie eine unwiderstehliche Neigung in die Aehnlichkeit des Volkes, dem Deutschland seine Irrthümer, dem es seine Täuschungen verdankt. Franzosen und Juden schüren an dem unheiligen Feuer, das unsere besten Säfte aufzehren, das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität, ein reines Gemüth, vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen soll, den Gott schon in der Urwelt verworfen als die Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. In Besitz großer Mittel, die

ihnen ein dämonisches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngsthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Geld zu schaffen, rekurriert der Israelite, in dem klaren Bewusstsein, nur den Namen, nie das Wesen einer andern als seiner Nationalität in sich aufzunehmen, zu dem Princip der Eroberung, nicht durch das Eisen, das nur ganze Männer begeistert, sondern einer Eroberung durch die Kontrebande eines großartigen moralischen Betrugs. Ohne Vaterland, muss ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit sein, und so wird ihnen politisches Princip, gleichviel welches, nie zur politischen Gesinnung, sondern nur zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geistes je mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheischt, wo die Principien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moralische Sonde und die Feuerprobe der Oeffentlichkeit angewendet werden, gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entschlüpft. Darum erblickt man sie, in das Gewand des Neuesten geworfen, stets in den Wechseln des Anfangs, dem entscheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Gesichte, nur dann zugekehrt, wenn die Gesinnung verschwunden ist und das Schlachtfeld geplündert wird."

Es ist von Interesse, beiläufig zu konstatieren, dass Wolfgang Menzel allerdings nicht der Erste war, der so gravierende Anklagen gegen die Träger der neuen Literatur erhob. Schon im Sommer des Jahres 1834 hatte der Professor Viktor Aimé Huber in Rostock seine „Mecklenburgischen Blätter" mit einem leidenschaftlichen Angriffe gegen Wienbarg's „Aesthetische Feldzüge" und gegen das junge Deutschland eröffnet. Bald darauf folgte die eben so feindselige Broschüre: „Heinrich Heine und ein Blick auf unsere Zeit" von Maximin. Jos. Stephani, — ein Pseudonymon, hinter welchem sich zwei verschiedene Verfasser verbargen, als deren einen sich später in den „Literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle" vom 13. August 1836 der Dr. med. Johann Heinrich Wilhelm Grabau in Hamburg († den 4. März 1870 in Solabona bei Eidelstedt) zu erkennen gab. Menzel wurde in dieser Broschüre, so gut wie Laube und Wienbarg, als ein Schildknappe Heine's und Börne's, namentlich des Letzteren, charakterisiert; im Uebrigen wurden der neuen

Schule bereits ganz dieselben Vorwürfe gemacht, welche das Stuttgarter „Literaturblatt" ein Jahr später wiederholte: nämlich daß sie „mit ihren unbewiesenen, diktatorisch gebietenden Lehren und Meinungen auf nichts Anderes ausgehe, als den ganzen Bestand der Verhältnisse, den bisherigen Zustand der politischen, religiösen und moralischen Welt, die Sitten und Gewohnheiten des geselligen, häuslichen und öffentlichen Lebens zu verwirren, alle Ordnung zu zertreten und die Form des gegenwärtigen Daseins völlig zu vernichten." Die „heillosen, aller Sittlichkeit und aller Vernunft widerstreitenden Grundlehren, welche an die Spitze dieser Vernichtungstheorie geschoben sind," wurden in dem einleitenden Vorwort jener Broschüre folgendermaßen dargestellt: „1) Es ist ein Unsinn, sich noch nach zweitausend Jahren von dem Buche ungestört gängeln zu lassen, was unwissende Schüler einem großen Meister nachlallten. 2) Staat, Recht und Gesetz sind einseitige Resultate der Willkür und Partei, die bloß vom Wahnwitz eines für unverletzlich gehaltenen Herkommens geheiligt worden sind. 3) Die Ehe ist ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; sie ist ein Traditionsgut, das man abwerfen muß, wenn man die Menschheit zu höherer Kultur und Vollkommenheit fördern will. 4) Alles Wissen macht dumm und unglücklich." Ganz ähnlich, nur in etwas präciserer Fassung, subsumierte Wolfgang Menzel seine Anklagen wider die Lehren des jungen Deutschlands unter die vier Rubriken des „jede Nationalität vernichtenden Kosmopolitismus", der „Appellation an die künftige Revolutionirung Europas durch die Ideen Saint-Simon's", der „Irrreligiosität", und der „Unsittlichkeit".

Die Huber'schen Angriffe in einer eben erst begründeten mecklenburgischen Zeitschrift und die Stephani'sche Broschüre, welche von obskuren Verfassern in obskurem Verlage (Halle, bei C. F. E. Scharre) veröffentlicht worden war, konnten unbeachtet vorübergehen und mochten dem größeren Publikum gänzlich unbekannt geblieben sein. Nicht so die Menzel'schen Denunciationen, welche in dem renommiertesten kritischen Journal jener Zeit standen und Tausenden von Lesern in allen Gegenden Deutschlands zu Gesicht kommen mussten. Die erste Folge derselben war die Anordnung eines strafgerichtlichen Verfahrens gegen

Karl Gutzkow und den Verleger der „Wally", den Buchhändler C. Löwenthal in Mannheim, bei dem dortigen Hofgerichte. Während Gutzkow sich in Untersuchungshaft befand, nahm der bekannte rationalistische Theolog, Kirchenrath H. E. G. Paulus zu Heidelberg, in einer besonderen Schrift („Sendschreiben an K. Gutzkow, von einem Freunde der Wahrheit") sich des Angeklagten gegen die Menzel'schen Bezichtigungen der Verführung zur Unzucht und zur Irrreligiosität mit Wärme an. Er wies nach, daſs Gutzkow's Buch, „wenn man dasselbe, wie der Kritiker die Pflicht habe, als Ganzes betrachte, nicht nur Nichts enthalte, was zu jenen beiden Irrwegen verführen sollte, sondern daſs der planmäßige Verlauf des Romans vielmehr zeige, in welche höchst verderbliche Konsequenzen dergleichen Uebertreibungen auslaufen." Auch ist zu beachten, daſs die in der „Wally" — allerdings häufig in verletzend burschikoser Form — vorgetragenen rationalistischen Ansichten über religiöse Gegenstände ihrem Inhalte nach keineswegs neu waren, und zum Theil fast gleichzeitig von David Friedrich Strauß in seinem „Leben Jesu" als Resultate ernster wissenschaftlicher Forschung gelehrt wurden. Die Proceſsverhandlung fand am 8. Januar 1836 zu Mannheim Statt. Gutzkow vertheidigte sich selbst in einem geist- und kenntnisreichen Vortrage, und zwar mit so gutem Erfolg, daſs der Gerichtshof die Klage auf Blasphemie und Darstellung unzüchtiger Gegenstände, als in jenem Buche nicht begründet, abwies und den Angeklagten nur „wegen Angriffs auf die im Großherzogthum Baden anerkannten Religionsgemeinschaften" zu einer zehnwöchentlichen Gefängnisstrafe, vom Tage der Inhaftierung an gerechnet, und in ein Drittheil der Kosten verurtheilte. Menzel war unehrenhaft genug, selbst nachdem auf Grund seiner Denunciation das gerichtliche Verfahren gegen Gutzkow eingeleitet worden war, und während das Schwert des Gesetzes über seinem Haupte hing, die öffentliche Meinung und die Staatsbehörden unausgesetzt wider den literarischen Gegner aufzuhetzen. Und nicht vergebens. Das Schreckgespenst der Revolution, der drohende Umsturz alles Bestehenden, den Menzel als sicher zu erwartendes Resultat einer ungehinderten Verbreitung der Ideen des jungen Deutschlands verkündete, setzten sogar den Bundestag in Angst

und veranlassten denselben, in seiner Sitzung vom 10. December 1835 folgenden drakonischen Beschluss zu fassen, durch welchen von einer obersten Regierungsbehörde eine ganze literarische Richtung, so zu sagen, in Acht und Bann erklärt wurde: „Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung ‚das junge Deutschland‘ oder ‚die junge Literatur‘ eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, dass es dringend nothwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifender Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚das junge Deutschland‘ oder ‚die junge Literatur‘ bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, so wie die gegen den Missbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirk-

sam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen."

Schon vor diesem Beschlusse waren Anfangs November die zu ergreifenden Prohibitivmaßregeln wider die junge Literatur in der Bundesversammlung vorläufig zur Sprache gekommen, und Preußen hatte sich, auf Antrag des berüchtigten Tzschoppe, beeilt, mittels eines Ministerial-Reskriptes vom 14. November über alle Druckschriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, sowie über die von ihnen redigierten periodischen Schriften, insofern diese nicht im Inlande mit preußischer Censur erschienen, ein unbedingtes Verbot auszusprechen. Dadurch wurde nicht allein die mit so verheißungsvollen Worten angekündigte „Deutsche Revue" vor der Geburt erstickt, sondern auch dem unter Mundt's Redaktion in Leipzig erscheinenden „Literarischen Zodiakus" und der Braunschweiger „Mitternachtzeitung", zu deren Redakteur Laube so eben ernannt war, der Eingang in die preußischen Staaten versperrt. Die Mundt'sche Zeitschrift musste gänzlich aufhören, da die Koncession zur Herausgabe derselben den Verlegern (Gebrüder Reichenbach) unterm 30. December durch ein Reskript des sächsischen Kultusministeriums entzogen ward, obschon der „Literarische Zodiakus" erst kürzlich eine Reihe scharfer Angriffe auf Heine, Gutzkow und Wienbarg gebracht hatte [44]), und im ersten Hefte des Jahrgangs 1836 eine direkte Verwahrung Theodor Mundt's gegen Dessen Theilnahme an den Bestrebungen des jungen Deutschlands enthielt. „Die fabricierte Kategorie des sogenannten jungen Deutschlands," versicherte er dort [45]), „war uns von jeher fremd, und es ließ sich voraussehen, dass eine derartige selbstgemachte Benennung, die eine nur kritisch hervorgerufene Kluft zwischen allen nationalen Sympathien gründet, früher oder später zum literarischen Ekelnamen werden würde." — Wie aus dem Wortlaute des Bundestagsbeschlusses erhellt, war die Ausführungsart desselben so ziemlich der Willkür der einzelnen Regierungen anheimgegeben. Preußen, das in dieser wenig ruhmwürdigen Angelegenheit gleich Anfangs die Führung

übernommen, behauptete dieselbe auch in der Folgezeit. In den ersten Monaten schien man nicht bloß über die seitherigen, sondern auch über die künftigen Schriften der geächteten Autoren ein absolutes Interdikt verhängen, man schien Letztere geradezu literarisch mundtodt machen zu wollen; ja, die Censur gestattete eine Zeitlang nicht einmal die Nennung ihrer Namen in öffentlichen Blättern, selbst wenn dabei eine Befehdung der Tendenz ihrer Werke beabsichtigt war. So musste u. A. der Name Theodor Mundt's aus der Liste der Mitarbeiter der „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" gestrichen, und in den Ankündigungen des von Varnhagen und Mundt herausgegebenen literarischen Nachlasses von K. L. v. Knebel durfte nur Varnhagen als Herausgeber genannt werden. Der Name Heine's, welcher in dem preußischen Ministerial-Erlasse vom 14. November noch gefehlt hatte, wurde zuerst in einer großherzoglich hessischen Specialverordnung vom selben Monat der Liste der übrigen geächteten Schriftsteller angefügt, mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass seine Schriften hinfort nur nach speciell eingeholter Erlaubnis verkauft werden dürften. In Preußen ordnete ein Ministerial-Reskript vom 11. December, bei Gelegenheit des Verbotes von Heine's „Romantischer Schule", zugleich an, „dass rücksichtlich der sämmtlichen künftigen literarischen Erzeugnisse des H. Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Veranlassung gegeben hat, und dessen bisher erschienene Schriften fast sämmtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erscheinen wo und in welcher Sprache es sei, dieselben Maßregeln eintreten sollen, welche in Beziehung auf die Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt ꝛc. unter dem 14. November d. J. erlassen worden sind." In Mecklenburg wurde kurzer Hand der gesammte Verlag der Firma Hoffmann und Campe verboten, eine Maßregel, die bis zum Jahre 1848 unverändert in Kraft blieb. Die badische Regierung untersagte dem Buchhändler Löwenthal in Mannheim jeden ferneren Verlag, nahm aber von dieser harten Verfügung schon nach wenigen Monaten wieder Abstand. Menzel's fortgesetzte Denunciationen schienen noch längere Zeit hindurch den deutschen Regierungen zur Richtschnur bei ihren Bücherverboten zu dienen. So wurde im Königreich

Sachsen ein Konfiskations-Edikt über sämmtliche Schriften des pseudonymen Fr. Clemens (Joh. Friedr. Gerke) verhängt, nachdem Dessen „Manifest der Vernunft" im Stuttgarter „Literaturblatte" No. 16, vom 12. Februar 1836, unter der Ueberschrift: „Antichristenthum" einer irreligiösen Tendenz bezichtigt worden war. Ja, als Menzel die Romane „Learosa, die Männerfeindin" und „Adolar, der Weiberverächter" von Emerentius Scävola (von der Heyden) als unsittlich schilderte — er nannte in seiner drastischen Sprache die Muse des Verfassers „ein Schwein, das sich mit einem feinen Batisttuch die Thränen trocknet", — erließ das preußische Ministerium nicht allein unterm 7. Oktober 1836 ein Verbot der vor etwa einem Jahre in Leipzig veröffentlichten „Learosa", sondern fügte gar eine Warnung an die Buchhändler vor dem bereits seit drei Jahren unter preußischer Censur bei einem Berliner Verleger erschienenen „Adolar" hinzu. Das Verbot von Lewald's „Europa", welches durch den Abdruck einiger Auszüge aus Eduard Beurmann's „Vertrauten Briefen aus Berlin" herbeigeführt worden war, wurde zwar bald zurückgenommen, als der Verlag der Zeitschrift in die Hände eines konservativen Buchhändlers überging, und auch dem Debit des Duller'schen „Phönix" stellte sich in Preußen kein Hindernis in den Weg, nachdem Eduard Duller, ähnlich wie Lewald [46]), in seinem Blatte vom 2. December 1835 jede Sympathie mit den Tendenzen des „jungen Deutschlands" öffentlich in Abrede gestellt und sich namentlich von der Richtung seines bisherigen Mitredakteurs Gutzkow entschieden losgesagt hatte. Besonders strenge Maßregeln wurden gegen die ausländische Presse ergriffen. Von den französischen politischen Journalen, deren sich einige, wie der „National", in Deutschland zahlreicher Abonnenten erfreut hatten, durften seit dem 27. December 1835 nur noch der „Moniteur", das Journal des Débats", die Gazette de France", die „Quotidienne", das „Journal de Paris", der „Renovateur" und der „Courrier français" (letzteres Oppositionsblatt, weil es keine Korrespondenzen aus Preußen enthielt) durch die preußischen Postanstalten unter Kreuzband bezogen und öffentlich oder in Lesezirkeln ausgelegt werden. Von den übrigen Zeitungen sollte das Postgeld wie von Briefen erhoben werden, wobei der

Preis jedes Journals sich auf mindestens 500 Thaler jährlich gestellt hätte. Die in der Schweiz erscheinenden französischen Blätter durften, mit Ausnahme des „Constitutionnel Neufchatellois“, sämmtlich nicht durch die Post bezogen werden. Von belgischen Zeitungen waren fortan nur vier, der „Moniteur belge“, der „Lynx“, das „Journal d'Anvers“ und „L'Industrie“, — von englischen fünf, die „Times“, das „Court Journal“, der „Courier“, die „Morning Post“ und das „Albion“, erlaubt.

Die schlimmste Zeit aber drohte für die in dem Bundestagsbeschlusse namhaft gemachten Hauptvertreter der jungen Literatur heranzubrechen. Durfte ihr Name nicht mehr genannt werden, sollten nicht bloß die früheren, sondern auch alle künftigen Erzeugnisse ihres Geistes verboten sein, so war ihre kaum erst begonnene literarische Laufbahn beendet, und es blieb ihnen der rohen Gewalt gegenüber Nichts übrig, als sich in den Mantel eines stolzen Schweigens zu hüllen und ihr Martyrium mit Würde zu tragen, wenn sie die kläglichere Rolle der Apostaten verschmähten und nicht durch ein Pater peccavi eine Aufhebung der ungerechten Maßregeln erbetteln wollten. Mit männlichstem Muthe ertrug Wienbarg sein hartes Geschick. Im Bewusstsein, als Priester der Schönheit und Freiheit einer großen Idee gedient und keine Zeile veröffentlicht zu haben, deren ein edler Geist sich zu schämen brauche, ließ er sich zu keiner Koncession, keinem Widerrufe, keiner Bitte und keinem Versprechen herbei. Er stellte sich auf den Boden seines guten Rechts, und ließ sich von diesem, Schritt für Schritt kämpfend, nur durch die brutale Gewalt vertreiben. Als ihm Anfangs November 1835 die Erlaubnis des ferneren Aufenthaltes in Frankfurt verweigert ward, petitionierte er nicht, wie Dr. Franz Kottenkamp, dem ein Gleiches widerfahren war, an den Frankfurter Senat, sondern er rief, auf die Unbescholtenheit seines Leumunds verweisend, wenngleich erfolglos, die Intervention der holsteinischen Gesandtschaft an. Dann wandte er sich nach Mainz, dem Herde der Buchdruckerkunst, die nun bald ihr viertes Säkularfest feierte — aber auch das goldene Mainz, die Stadt Schöffer's, Fust's und Guttenberg's, schloss dem fahrenden Literaten, dem Manne der angewandten Lettern, ungastlich die Thore. Wieder ergriff er den

Wanderstab, und pilgerte gen Niederingelheim, wo die Trümmer des herrlichen Pallastes ragen, den Karl der Große mit Säulen aus Granit, Marmor und Porphyr von italiänischen Baumeistern errichten ließ, und den die Franzosen in Asche gelegt, als sie mit Schwert und Brandfackel die Pfalz verwüsteten. Aber auch in Niederingelheim vergönnte die Kreisbehörde Wienbarg kein dauerndes Asyl. Er protestierte, wie er in Frankfurt und Mainz gegen seine Ausweisung protestiert hatte, er reiste nach Darmstadt, um sich direkt bei der hessischen Staatsbehörde zu beschweren — vergebens! Grollend, aber ungebeugt, kehrte er endlich in seine Vaterstadt Altona zurück, und der „Fehdehandschuh für Schleswig-Holstein", den er später dem Dänenkönig ins Gesicht warf, die Muskete, welche er 1848 im Kampfe für sein Vaterland als Freischärler von 45 Jahren auf den Nacken nahm, bewiesen zur Genüge, wie lügenhaft Menzel's Beschuldigung gewesen, als ihm Derselbe die echte patriotische Gesinnung abgesprochen. — Auch Gutzkow hat sich keiner feigen Fahnenflucht, keiner unwürdigen Verleugnung der mit so großem Ungestüm ausgesprochenen Grundsätze schuldig gemacht. Allerdings gab er schon in seiner „Vertheidigung gegen Menzel" (S. 34, 35 und 44) die Erklärung ab, daß er keineswegs eine Förderung des Unglaubens, sondern „eine Verbesserung des mißverstandenen Christenthums" im Sinne habe, die in erster Potenz kritisch, „eine Vermittelung mit dem Glauben durch den Zweifel", sei. Aber diese Erklärung revocierte nichts Wesentliches seiner früheren Behauptungen, und wenn der von Friedrich Daumer versuchte Nachweis, daß Wally sich „aus reiner Religiosität" getödtet, auch zu weit ging, so müssen wir doch Gutzkow beipflichten, wenn er in der Vorrede zu einer späteren Ausgabe seiner „Wally" sagt, „daß ein solches Grübeln und langwieriges Denken über Religion, wie es in der problematischen Heldin vorausgesetzt wird, nur aus einem wirklichen Interesse für Religion entstehen konnte, ja, daß es Niemand Wunder nehmen sollte, wenn die Phrenologen wirklich an dem Kopfe des bewußten und leidenschaftlichen Atheisten die auffallendste Ausbildung des Organs der Gottesverehrung entdeckten." Gutzkow befand sich in einer eigenthümlichen Stellung: er hatte ein interessantes psychologisches Problem zur Grundlage

eines Romans gemacht — nun sollte er sich plötzlich gefallen lassen, dass eine böswillige Denunciation ihm die Verantwortlichkeit für jede excentrische Aeußerung seiner Romangestalten auflüde, als hätte er ein neues Gesellschafts-Evangelium gelehrt, dessen Katechismus die „Wally" sei. Er sah sich von seinen Freunden verlassen, seine Gesinnungsgenossen verleugneten ihn fast alle, und häuften obendrein Schmähungen und Vorwürfe auf sein Haupt, dass er sie durch seine Unvorsichtigkeit mit in Gefahr gebracht — unter diesen Umständen wählte Gutzkow das ehrenhafteste und männlichste Verfahren: er ließ die Sturmfluth der Anklagen und Verleumdungen ruhig über sein Haupt dahin brausen, er verwehrte es Keinem, sich, alle Schuld auf ihn wälzend, selbst zu salvieren; aber die Sache, um die er litt, die Idee der Religionsfreiheit und des sittlichen, politischen und socialen Fortschritts der Menschheit, behielt er fest im Auge, und suchte ihr mit ungebrochener Kraft zu dienen, wenn er auch fortan behutsamer die Mittel erwog, durch welche er ihr zum Siege verhelfen wollte. Nachdem er in Mannheim den Rest seiner Haft verbüßt, kehrte er zunächst nach Frankfurt zurück, wo er, da sein Name einstweilen perpönt war, unter der Redaktion Beurmann's den „Telegraphen für Deutschland" gründete, dessen Verlag später, zum entschiedenen Vortheil der Verbreitung des Blattes, in die Hände Julius Campe's überging. — Die charakterloseste Rolle in der Affäre des „jungen Deutschlands" spielten Theodor Mundt und Heinrich Laube. Wenn Ersterer im Mai 1837 auf Heine's ironische Frage: „warum denn er es seiner Zeit unterlassen, in der Allgemeinen Zeitung, wie so viele Andere, eine Erklärung abzugeben, dass er gar nicht zu Jungdeutschland gehöre?" die trügerische Antwort gab [47]): „Dies wäre durchaus gegen meine Art gewesen, da ich überhaupt kein Freund von Erklärungen bin und glaube, dass bei keiner Erklärung, eine Liebeserklärung vielleicht ausgenommen, etwas Gescheites herauskommen kann," so scheint er gänzlich vergessen zu haben, wie er in seinem eigenen Journal allerdings eine solche (vorhin mitgetheilte) Erklärung in bündigster Form abgegeben, ja bei dieser Gelegenheit sich zu seiner Vertheidigung obendrein auf den Umstand berufen hatte, dass Gutzkow und Wienbarg „in ihren bis-

herigen Schriften und Kritiken meistentheils feindselig und vernichtend auch gegen ihn sich ausgelassen." Ein eben so angstvolles Purifikationsgelüste verrieth sich in den Schlusswörten der Widmung an Varnhagen von Ense, mit welcher Mundt im Sommer 1836 den ersten Band der von ihm herausgegebenen neuen Zeitschrift „Dioskuren für Wissenschaft und Kunst" begleitete: „Die Aufforderung ist vorhanden, gerade in diesem Augenblick mit Unternehmungen solcher Art dem Charakter, dem, gegen unsere Nationalsitte, die Literatur und Kritik in den letzten Tagen anheimgefallen, wenigstens mit Darbringungen aus solcher Gesinnung, worin nichts Verheerendes wuchert, gegenüber zu treten." Während Mundt mit einem Reste von Schamgefühl, seine Ankündigung des Uebertritts und des künftigen Befehdens seiner früheren literarischen Richtung solchergestalt mit den Phrasen eines farblosen Geheimrathstils umhüllte, der fast nur noch ein kindisches Lallen zu nennen war, beeilte sich Laube, mit einem Cynismus ohne Gleichen seiner Vergangenheit Hohn zu sprechen und öffentliches Zeugnis von seiner Bekehrung abzulegen. Zunächst erließ er unterm 13. December 1835 in der „Allgemeinen Zeitung" folgende Erklärung: „Als ich Herrn Dr. Gutzkow Beiträge zu der beabsichtigten ‚Deutschen Revue' zusagte, da geschah Dies keineswegs in der Art, dass etwaige Tendenzen des sogenannten ‚jungen Deutschlands', welche die bestehende Civilisation angreifen, oder gar stören und bedrohen könnten, durch meine Beiträge gefördert werden sollten. Im Gegentheil erklärte ich unumwunden, wie ich mit jedwedem Ultraismus der Art Nichts zu schaffen hätte, und eine eigentlich solidarische Theilnahme mir nicht zupasste. Diese Erklärung glaubte ich schuldig zu sein, da ich mich mit jenem ‚jungen Deutschland', dem ich nicht angehöre, solidarisch betroffen sehe." Auffallender noch klangen die Versicherungen, welche Laube in dem von ihm unterzeichneten Prospektus der „Mitternachtszeitung" Nr. 1, vom 1. Januar 1836, abgab. Er wolle, so hieß es in diesem traurigen Aktenstücke, nicht mehr Das sein, was er in der „Zeitung für die elegante Welt" gewesen; er wolle nicht mehr lebhaft, stürmisch bewegen, nicht mehr alle kecken Gedanken spekulierender Jugend schnell und schonungslos

geltend machen; die Literatur sei ihm nicht mehr der Ausdruck politischer Wünsche; er wolle keine Partei nehmen in den jetzigen Kämpfen unserer Literaten, „dem Skandal, welcher sich tummelt mit wüster Stirn und ungewaschenen Gliedmaßen"; sein Streben gehe „seit langer Zeit" auf eine neuromantische Schule in der Literatur, aber er wolle damit keine auflösenden, zerstörenden Elemente; neue Manifestationen der Bildung seien die besten, wenn sie dem Bestehenden förderlich erscheinen, nicht wenn sie ihm nur Feindschaft verkündigen; er wolle sich zwar von der Menzel'schen Richtung fernhalten, „aber auch mit den angegriffenen Leuten, mit diesem sogenannten ‚jungen Deutschland', können wir nicht gehen. . . Nicht im dreisten Auflösen geachteter Pietätsstoffe, nicht in kecken Schlägen, in spöttischen Stößen auf bestehende Gesellschaftsbande soll die Wirksamkeit gesucht werden, das Geschichtliche ist nicht von vornherein zu negieren, sondern eine Autorität." Paraden für Heine, Hoffnungen für die jungen schönen Talente, die das Maß überschritten und Aergernis und Nachtheil erweckt, schlossen, unter Bezugnahme auf ähnliche wilde Anfänge deutscher Dichterheroen, dies reumüthige Besserungsgelöbnis. In der That erhielt Laube, welcher zur Förderung seiner Angelegenheit persönlich nach Berlin gereist war, nach solcher öffentlich abgelegten Probe seines Gesinnungswechsels die Erlaubnis, vorläufig die Redaktion der „Mitternachtzeitung" — wenn auch nicht unter Nennung seines Namens — fortzuführen, nach einem Vierteljahr aber das Blatt zur Prüfung dem Polizei-Ministerium einzureichen, welches dann weiter verfügen werde. Laube befand sich in der „neuen Gedankenposition", wie er sein Verlassen der alten Fahne euphemistisch taufte, mit unglaublicher Schnelligkeit zurecht, und warf Denen, welche ihn hin und wieder an sein früheres oppositionelles Streben erinnerten, mit erhabener Süffisance die Beschränktheit vor, daß sie ihm immer noch mit den „Kategorien der Julirevolution" kämen und seinen neu gewonnenen höheren Standpunkt nach den Voraussetzungen eines verblühten Liberalismus beurtheilen wollten.

Und Heine, der geistige Vater des „jungen Deutschlands", der Meister, welcher zuerst den Ton angegeben, der ein so vielstimmiges Echo unter den neu aufkeimenden Talenten in der

Heimat fand — welche Stellung nahm er den Verfolgungen gegenüber ein, die wider ihn und seine Anhänger mit so unerwarteter Leidenschaftlichkeit losbrachen? Beschuldigte ihn doch Menzel mit deutlichen Worten, daſs „von ihm der ganze Unfug ausgegangen" sei. „Heine zuerst", hieß es im „Literaturblatte" vom 4. Januar 1836, „von jüdischen Antipathien verlockt, machte die Verspottung des Christenthums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge, das Fleisch zu emancipieren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettieren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appellieren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben." — In direkter Verbindung stand Heine mit keinem einzigen der genannten Schriftsteller, außer mit Heinrich Laube, der als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" die „Französischen Zustände", den ersten Band des „Salon" und die Abhandlungen „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" enthusiastisch besprochen hatte, und seit dem Frühling 1833 in Korrespondenz mit dem Dichter getreten war. Es versteht sich, daſs Heine mit der literarischen Richtung der jungen Autoren, die im Ganzen ein gleiches Ziel wie er selbst verfolgten und von ihm die Methode des Kampfes gelernt hatten, lebhaft sympathisierte. Auch belobte er sie öffentlich in seinem vervollständigten Buche über die romantische Schule, das Anfangs November 1835 erschien, bevor noch die Menzel'schen Angriffe ihm bekannt geworden. Er hob als charakteristisch hervor, daſs die Schriftsteller des jungen Deutschlands, ganz von den Ideen der Zeit erfüllt, keinen Unterschied zwischen Leben und Schreiben machen und die Politik nimmermehr trennen wollten von Wissenschaft, Kunst und Religion, so daſs sie zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel seien. „Ja, ich wiederhole das Wort Apostel", sagte er (Bd. VI, S. 225), „denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es ist Dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der

Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, dass diese Erde groß genug ist, dass sie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; dass diese Erde uns Alle anständig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten der Anderen leben will; und dass wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen. Die Zahl dieser Wissenden und Gläubigen ist freilich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen." Heine nannte bei dieser Gelegenheit Laube, Gutzkow, Wienbarg und Gustav Schlesier als die ausgezeichnetsten Chorführer der neuen Literatur. Vor Allen rühmte er Laube, „das große flammende Herz", das unter den Schriftstellern der jüngsten Zeit am glänzendsten hervorleuchte. „Heinrich Laube," schrieb er, „ist für Deutschland von einer socialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann. Er hat alle guten Eigenschaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden, und verbindet damit den apostolischen Eifer des jungen Deutschlands. Dabei ist seine gewaltige Leidenschaft durch hohen Kunstsinn gemildert und verklärt. Er ist begeistert für das Schöne eben so sehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein scharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, selbst wenn sie als Kämpen für noble Gesinnung dem Vaterlande nutzen. Dieser Kunstsinn, der ihm angeboren, schützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotischen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unseren großen Meister Goethe zu verlästern und zu schmähen." — „In dieser Hinsicht," fuhr Heine fort, „verdient auch ein anderer Schriftsteller der jüngsten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchste Lob. Wenn ich Diesen erst nach Laube erwähne, so geschieht es keineswegs, weil ich ihm nicht eben so viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von seinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muss ich die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kraft und des urtheilenden Kunstsinnes zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse; aber in Allem, was Laube schreibt, herrscht eine weit austönende Ruhe, eine selbstbewusste Größe, eine stille Sicherheit,

die mich persönlich tiefer anspricht, als die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkow'schen Geistes." Nicht minder anerkennend spricht sich Heine zwei Jahre später in einem Briefe an Julius Campe (Bd. XX, S. 158) über Gutzkow aus. Er nennt ihn „den besten Journalisten", und fügt hinzu: „Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, sondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzeleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, dass sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir — aber so muss er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden." — „Ich liebe ihn sehr," heißt es schon mit einiger Reserve in einem anderen Briefe (Ebd., S. 193), „aber auch ihn soll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Respekt; denn er ist ein sehr vornehmer Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindschaft, selbst da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigste Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwarten stand." Später gestaltete sich Heine's Urtheil über Gutzkow immer ungünstiger, und wenn er ihn einst in einem Briefe an Laube (Ebd., S. 75) nicht ohne treffenden Witz einen „mauvais coucheur" genannt, so sprach er ihm nachmals alles Gemüth und alle Poesie ab, nannte ihn (Bd. XXII., S. 220) „einen Bedienten der Tagesidee, der beständig auf der Lauer liege, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten", und schrieb seinem Verleger, der sich beklagt hatte, dass Gutzkow's Bücher geringen Absatz fänden und von der Menge wenig gelesen würden (Bd. XX., S. 260): „Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt mir zu sagen, Das weiß ich. Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Brust hat, kann man nicht für die große Menge schreiben."

Die erste zuverlässige Kunde von der literarischen und poli-

zeilichen Hetzjagd, die unter Wolfgang Menzel's Führung wider die junge Literatur in Scene gesetzt worden war, empfing Heine Mitte November 1835 in Boulogne sur Mèr, wohin er sich schon im Augustmonat begeben hatte, durch einen ausführlichen Bericht Heinrich Laube's. Die Einmischung des Bundestages war damals noch unbekannt. Mit richtigem Scharfblick entdeckte jedoch Heine sofort die Gefahr, welche für die Sache der Preßfreiheit aus dem Umstande erwachsen musste, daß Menzel die Tendenzen der jungen Literatur als politisch bedrohlich dargestellt. Er beeilte sich daher, seinem Freunde Laube, den er damals noch vertrauensvoll „jenen Fechtern" beigesellte, „die nur in der Arena sterben", die Position anzudeuten, durch welche nach seiner Ansicht die Würde der Literatur zu retten und der schlimmste Theil des herandrohenden Verhängnisses vielleicht noch abzuwenden sei. „Ich beschwöre Sie," schrieb er (Ebd., S. 39 u. 45), „bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel' Koncessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, so lange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, — für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Diskussion über das religiöse Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zustimmung der Philister... Sie verstehen mich, ich sage: das religiöse Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleisch ist, Eins und Das-

selbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basiert werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben." Auch als Heine Anfangs Januar 1836 in der „Nürnberger Zeitung" die erste Nachricht von dem Verbot seiner sämmtlichen Schriften las, konnte er sich schwer entschließen, an den Ernst der unerhörten Maßregeln zu glauben. „Die ganze Verfolgung des ‚jungen Deutschlands' nehme ich nicht so wichtig," schrieb er an Campe (Ebd., S. 58). „Sie werden sehen: viel Geschrei und wenig Wolle. Sollte ich wirklich auf eine Proskriptionsliste gestellt sein, so glaube ich, dass man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu lösen. Es ist nur auf Demüthigungen abgesehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geschrieben sind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich lasse mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne man bietet, je leichter lassen sich die Leute behandeln. Angst ist bei Gefahren das Gefährlichste. Im Bewusstsein, seit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geschrieben, mich, wie es notorisch ist, von dem Jakobinismus geschieden zu haben, kurz, bei gutem loyalen und royalen Gewissen, wie ich bin, werde ich nicht so feige sein, die jungen Leute, die politisch unschuldig sind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der ‚Allgemeinen Zeitung' geschickt, die vielleicht schon gedruckt ist, worin ich erkläre, dass ich gar keinen Anstand genommen hätte, an der ‚Deutschen Revue' mitzuarbeiten." Der Abdruck dieser Erklärung, in welcher Heine, einer redaktionellen Andeutung zufolge, sich günstig für jenes projektierte Journal aussprach, das „von der Tugend denunciert, von der Polizei unterdrückt worden" sei, wurde jedoch von der Censur beanstandet[48]), während die Veröffentlichung der devoten Purifikations-Erklärungen Laube's, Varnhagen's und der preußischen Universitätsprofessoren G. Ulrici, Eduard Gans, Hotho, Rosenkranz und Trendelenburg natürlich nicht das geringste Hemmnis fand[49]).

„Sollte," hieß es am Schlusse des obigen Briefes von Heine an seinen Verleger, „die preußische Regierung sich wirklich zu jenem proskribierenden Wahnsinn verleiten lassen, so glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, dass ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlassen dürfte. Und nun lasst uns in schwierigen Zeiten eben so viel Gelassenheit zeigen, wie bei unseren Gegnern stürmische Wuth zum Vorschein kömmt." Denselben unerschrockenen, selbstbewussten Geist athmet auch das Schreiben, welches Heine unterm 28. Januar 1836 an den Bundestag richtete, und welches er gleichzeitig in deutschen und französischen Blättern abdrucken ließ[50]. Die nach Frankfurt gesandte Originalschrift lautete: „An die hohe Bundesversammlung. Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluss, den Sie in Ihrer 31sten Sitzung von 1835 gefasst haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren, zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne dass Sie mich weder mündlich noch schriftlich vernommen, ohne dass Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne dass irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen, und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuern Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu vertheidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein

Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so sein Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Mißdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherungen meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen. Heinrich Heine, beider Rechte Doktor."

Die geschnörkelte Kurial-Reverenz des Schlußsatzes abgerechnet, welche in einer Eingabe an den Bundestag nicht fehlen durfte, und über welche sich Heine, zur Schadloshaltung für den ihm durch die Umstände auferlegten Zwang, in einem Briefe an seinen Verleger hinlänglich lustig macht, kann man dem Dichter das Zeugnis nicht vorenthalten, daß sein Schreiben den männlichsten Ton athmete und Nichts weniger als ein Widerruf oder ein Preisgeben der jungen Schriftsteller war, die in so große Bedrängnis gerathen. Im Gegentheil scheint uns, daß den vom Bundestag angeordneten Verfolgungen nicht leicht ein treffenderer Einwand entgegen gestellt werden konnte, als die Bemerkung, daß die Schriften des „jungen Deutschlands" aus derselben Anschauung hervorgegangen, die seit lange von den gefeiertsten Dichtern und Denkern verkündet worden sei. Auch die Berufung auf Luther und die von Demselben erkämpfte Denkfreiheit in religiösen Dingen entsprach durchaus den uns bekannten Entwicklungen über die Bedeutung der Reformation in Heine's Aufsätzen „Zur Geschichte der Religion und Philosophie" wie den oben mitgetheilten Bemerkungen in dem Briefe an Heinrich

Laube, welche deutlich genug den Grund erkennen ließen, wesshalb er sich so gern „in der protestantischen Befugnis verschanzte", und, so herzlich das Wort ihn auch lachen machte, doch einen ernsthaften Sinn in der Aeußerung seines Freundes Enfantin sah, der ihn „den ersten Kirchenvater der Deutschen" genannt (Bd. XX., S. 47). Jenes Schreiben an den Bundestag hatte offenbar vor Allem den Zweck, auf die auswärtige Presse und durch den Rückhall ihrer Stimme auf Deutschland zu wirken; es war also nur ein muthwilliger Scherz, wenn Heine sich angeblich von dem höflichen Tone seines Briefes einen günstigen Einfluss auf die Frankfurter Versammlung versprach, deren Maßregeln er immer noch für wenig mehr als für einen blinden Schreckschuss nahm. „Auf jeden Fall," schrieb er an Campe (Ebd., S. 69), „habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein bischen zu streicheln, und mein kindlich siruplich submisser Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bundestag wird gerührt sein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um so wohler thun. ‚Messeigneurs!' ‚Vos Seigneuries!' Das ist ihm noch nicht geboten worden. ‚Seht,' wird er sagen, ‚da ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und diesen edlen Menschen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoralisch erklärt!' Und sechsunddreißig Taschentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden. — Preußen scheint ebenfalls zur Besinnung zu kommen, und der Repräsentant der Intelligenz sieht wohl schon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichste blamiert. Aber auch hier soll mildest nachgewirkt werden, und ich hoffe zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen."

In der That begann die preußische Regierung bald einzulenken und etwas mildere Saiten gegen die verfehmten Schriftsteller aufzuziehen. Schon unterm 16. Februar 1836 erließ das königliche Ministerium des Innern und der Polizei die Erklärung, dass die Absicht der gegen Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt angeordneten Maßregeln „nicht dahin gehe, die Benannten von jeder schriftstellerischen Thätigkeit abzuhalten.

Denselben könne vielmehr nachgegeben werden, ihre literarischen Produkte auch ferner mit diesseitiger Censur unter ihren Namen drucken und erscheinen zu lassen. Das Verbot der literarischen Erzeugnisse jener Schriftsteller, sowie deren Ankündigung, Kritik oder sonstige Erwähnung beschränke sich mithin auf die ohne diesseitige Censur außerhalb der preußischen Staaten schon erschienenen oder künftig noch erscheinenden Schriften jener Individuen." In ähnlicher Weise erklärten auch andere deutsche Regierungen, wie Sachsen und Baiern, daß in ihren Staaten nur diejenigen Schriften verboten sein sollten, welche nicht mit inländischer — d. h. sächsischer, bairischer ꝛc. — Censur gedruckt seien oder künftig gedruckt würden. Bei strenger Aufrechterhaltung dieser vexatorischen Bestimmungen wären also die Verleger genöthigt gewesen, die Druckmanuskripte der betreffenden Autoren der Reihe nach an ein paar Dutzend Censurbehörden zu versenden, um in den verschiedenen deutschen Staaten das Imprimatur oder die Verkaufserlaubnis zu erbitten. In Wirklichkeit aber gestaltete sich die Praxis bald dahin, daß stillschweigends oder ausdrücklich die Aufsicht in diesen Angelegenheiten vorzugsweise der preußischen Regierung übertragen ward, und daß auch in den übrigen deutschen Staaten für erlaubt galt, was in Preußen die Censur passiert oder nachträglich dort die Verkaufsgenehmigung erlangt hatte. Nur Oesterreich, das von jeher seine eigenen Normen zur Ueberwachung und Niederhaltung der freien Presse befolgte, schloß sich von dieser toleranteren Maßregel aus, obwohl wir aus den Tagebüchern Varnhagen's sehen, daß der Fürst Metternich sich von Diesem ein Gutachten über die Tendenzen des „jungen Deutschlands" schicken ließ, das aber, wie Varnhagen voraussah, Nichts an den einmal beschlossenen Verfolgungen änderte [51]). Die förmliche Aufhebung des Verbotes der Schriften des „jungen Deutschlands" fand übrigens auch in Preußen erst im Sommer 1842 statt.

Heine wollte sich zu keinen unwürdigen Koncessionen erniedrigen; vor Allem wollte er sich der Schmach nicht fügen, daß man ihn anwies, seine Schriften für das halbe Deutschland von einem einzigen Censor, dem Hofrath John in Berlin, prüfen zu lassen. Schon Anfangs Februar 1836 sprach er seinem Ver-

leger den Wunsch aus, ein Buch, das natürlich die häklichen Fragen der Politik und Religion nicht herausfordernd berühren sollte, ohne Verzug als dritten „Salon"-Band mit seinem vollen Autornamen herauszugeben, „als ob gar Nichts passiert sei". „Ich glaube," schrieb er an Campe (Bd. XX., S. 65), „es wäre sogar sehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, dass die Drohnisse nicht in Anwendung kommen, und dann kann man später auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornameu drucken. Thut man es jetzt nicht, so ist es später vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen hat auch sein Missliches, ist eine demüthigende Koncession; für diesen Fall müsste ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derselbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter missverstehen. Aufschieben die Herausgabe ist auch nicht räthlich; ich glaube, das Publikum erwartet jetzt eben ein Buch von mir und freut sich, wenn wir uns nicht banghosig ducken." — „Ich will," heißt es in dem nächsten Briefe (Ebd., S. 66 ff.), „Ihrem Verlangen gemäß, diesem Buche einen besondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: ‚Das stille Buch'? Gefällt Ihnen dieser Titel nicht, so können Sie es ‚Märchen' titulieren. Die Hauptsache aber ist, dass dieses Buch gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußischen Censur unterwerfen, um ein Buch erscheinen lassen zu dürfen; Dieses ist indirekter Verkauf, diese filzige Regierung will mich für mein eignes wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie also das Buch nicht ohne Censur drucken, so möge es ungedruckt bleiben; sind Sie aber überzeugt, dass es keiner ignoblen Censur bedarf, und wollen Sie es ohne Dergleichen drucken, so schicken Sie es gleich in die Presse . . . Die Preußen haben hierher an die ‚Revue des deux mondes' geschrieben, dass sie dieselbe verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben; noch in kleinlich anderer Weise kontreagieren sie mich in meiner literarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen — Letzteres wird ihnen nicht gelingen . . . Auch die neue Auflage des

‚Buches der Lieder‘ sowie die dritte Auflage der ‚Reisebilder‘ werde ich unterlassen, im Fall eine preußische Censur sich darein mischen möchte. Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit.“ Ueber die Mittheilung Campe's, daß er das in Rede stehende Manuskript, welches zufällig schneller, als der darauf bezügliche Brief, in Hamburg eingetroffen war, sofort nach Berlin zur Censur geschickt, gerieth Heine in die höchste Aufregung. „Ihr Brief,“ antwortete er (Ebd., S. 70 ff.), „hat mich in eine Bestürzung versetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem schönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußischen Censur unterwerfen! Ich habe gethan, was ein Mann thun durfte, wenn er ein reines Gewissen hat; mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewissen rein behalten. Ich hoffe, daß Sie bereits dringendst Anstalten getroffen, mein Manuskript wieder zurück zu erhalten. Ist Dieses noch nicht geschehen, so thun Sie es gleich. Das Buch soll, wenn Sie es nicht ohne preußische Censur drucken können, gar nicht gedruckt werden. Ich bin krank vor Gram. Ich sehe ein, daß auch die Partei der Gemäßigten eine geschlagene ist. Ich werde jetzt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererst rette ich meine Ehre. Ich verstehe hier keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuskript.“ Herr Campe entsprach auf der Stelle einem so bestimmt geäußerten Verlangen, und Heine erörterte sein Benehmen bei diesem Vorfalle in einem für die „Allgemeine Zeitung“ geschriebenen Aufsatze, dessen Abdruck aber wieder auf Censurhindernisse stieß [52]). — Ueber ein Jahr verging, bevor der dritte Band des „Salon“ erschien, nachdem Heine endlich erlaubt hatte, daß das Manuskript zur Censur nach Gießen gesandt würde. Der dortige Censor Dr. Adrian, Verfasser der „Bilder aus England“ und Herausgeber eines Rheinischen Taschenbuchs, verzögerte Monate lang das Imprimatur, und gab inzwischen eine Notiz in den „Phönix“, daß Heine's Buch mit hessischer Censur in Gießen gedruckt werde. „Die Absicht dieser Insinua-

tion liegt nicht tief," schrieb Campe an Heine (Bd. XX., S. 219). „Die Notiz ging in andre Blätter über, und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben." In der That wurde der dritte „Salon"-Band, welcher nur die „Elementargeister" und die „Florentinischen Nächte", zwei politisch und religiös völlig unverfängliche Produktionen, enthielt, sofort in Preußen und Baiern verboten. Der gegen Menzel gerichteten Vorrede des Buches verweigerte Dr. Adrian gänzlich die Druckerlaubnis. Sie wurde daher, weil der Verfasser großes Gewicht darauf legte (Ebd., S. 101 ff.), nachträglich mit dem Titel „Ueber den Denuncianten" als besondere Broschüre veröffentlicht, nachdem das Manuskript wieder Monate lang von einer Censurbehörde zur andern gewandert war, bis endlich eine nachsichtige Hand das Imprimatur ertheilte. Es war Heine's Absicht, durch seine öffentlich gegen Menzel erhobene Anschuldigung der persönlichen Feigheit Diesen auf die Mensur zu treiben. Denselben Zweck verfolgte er auch mit der Einsendung einer Zeitungsnotiz an Campe, die in Nr. 172 des „Mitternachtsblattes" vom 27. Oktober 1837 gedruckt ward, und die besagte, dass Menzel Stuttgart werde verlassen müssen, wenn er zur Restitution seiner verlorenen Ehre nicht endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das ihm von Heine vorgeschlagene Rettungsmittel überwinde (Ebd., S. 152). „Er muss von allen Seiten dazu getrieben werden," schrieb Letzterer seinem Verleger [53]); „ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; gilt es doch einen Verräther zu züchtigen, wenigstens durch einzujagende Furcht . . . Tinte fließt auf jeden Fall — Er selber freilich, hoffe ich, kommt auf die Mensur, und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft." Aber so wenig Menzel für seine ehrlose Verleumdung Gutzkow's Diesem die geforderte Satisfaktion hatte geben wollen, und so dickfellig er die Züchtigung eingesteckt, welche ihm bei anderer Gelegenheit der Stuttgarter Buchhändler Frankh in Gestalt einer Ohrfeige appliciert hatte: so fruchtlos blieb auch der Versuch Heine's, den Denuncianten der jungen Literatur vom Fechtboden der Journalistik, wo den Angegriffenen auf seinen Betrieb der Mund geknebelt und die Hand gefesselt war, zu einem Renkontre

im stillen Wald zu verlocken, um dort als Mann von Ehre mit seiner Person für sein Wort einzustehen.

Schon bei Abfassung der „Florentinischen Nächte", die zuerst im Stuttgarter „Morgenblatte" vom 6.—16. April und 12.—25. Mai, und gleichzeitig in französischer Uebersetzung in der „Revue des deux mondes" vom 1. Mai 1836, veröffentlicht wurden, empfand Heine mit Unmuth den Druck einer verschärften polizeilichen Ueberwachung, der hinfort auf all' seinen Arbeiten lasten sollte. „Aus dieser zweiten florentinischen Nacht," schrieb er an Lewald (Bd. XX., S. 80), „werden Sie vielleicht ersehen, dass ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, Dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüsement. Man muss aber Alles können in schlechten Zeiten." Weit bitterer lauten die Klagen des Dichters in den Briefen an seinen Verleger [54]): „Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerschrecklichsten Nöthen, nicht als ob's mir an Manuskript fehle — aber die Angst vor Censur — auch das Unschuldigste ist jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu dem dritten Salontheile bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird ... In der That, bei der wüthenden Censur, die mir auch die harmlosesten Gedanken streicht, kann ich nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider habe ich Nichts der Art fertig ... Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung, worin mich die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu censieren; zu schreiben, während das Censurschwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das ist, um wahnsinnig zu werden! Ich kann oft in der Nacht nicht schlafen, wenn ich denke, wie in der ‚Romantischen Schule' und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet worden, und wie ich jetzt gar mit halber Zunge stammeln soll, ich, der ich sonst wie ein Mann gesprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Literaturschmerzen." — Man hat eine gewisse ernsthafte Wahrheit in den Scherzworten Heine's

finden wollen, mit denen er nach der Februarrevolution von 1848 ausrief [55]): „Ach, ich kann nicht mehr schreiben, denn wir haben keine Censur! Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat? Aller Stil wird aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, so dachte ich: nun, die Censur wird es streichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Censur — aber jetzt — ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es ist gar nicht wahr und die Censur dauert fort." Aber wenn auch unleugbar der Stil des Dichters dem langjährigen Kampfe mit der Censur und der Nothwendigkeit, im Arsenal seines Witzes nach immer neuen Waffen zu suchen, um die Streichwuth des gedankenmordenden Rothstifts zu eludieren, manche fein geschliffene Wendung, manche blumenumhüllte scharfe Spitze verdankt, so war doch dieser Kampf ein geistig aufreibender und von moralisch verderblichen Folgen. Wo das freie Wort geknechtet und dem Dichter und Denker das unverhüllte, offenherzige Aussprechen seiner Gedanken verwehrt ist, da wird über kurz oder lang auch die Form der Dichtung und Prosa aufhören, das entsprechende Ausdrucksgewand eines würdigen Inhalts zu sein. Zweideutigkeit der Rede und Gesinnung, ein künstliches Jongleurspiel mit Worten und Begriffen treten an die Stelle der einfach edlen Sprache der Ueberzeugung, wie wir es bei Heine und seinen Leidensgenossen oft aufs betrübsamste wahrnehmen. „Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem Hintern," sagt er (Bd. XXII., S. 234) eben so wahr als witzig. „Das Denken auf Umweg äußert sich noch misduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks." Klagt doch auch Gutzkow bei einem späteren Rückblick auf jene wüste Verfolgungszeit [56]), daß die gehässige Polizeikontrolle, welche seit den Proskriptionsmaßregeln wider das junge Deutschland als Wächter über seine Feder gestellt wurde, ihn zehn Jahre hindurch gezwungen habe, sich in Allem, was er ferner schrieb, gleichsam gegen sich selber zu verwahren, und ihn eine Zeitlang den Faden seines inneren Selbstbewußtseins im Literaturlabyrinthe fast verlieren ließ! Auch den schärfsten Ueberwachungsdekreten des Bundestags konnte es freilich nicht gelingen, den Geist freier Forschung und ernster Beschäftigung mit den

Interessen der Menschheit, der unser Jahrhundert charakterisiert, auf die Dauer aus Kunst und Wissenschaft zu verbannen; aber es wurde eine Zeitlang gefährlich, mit offenem Visier für Freiheit und Menschenwohl zu kämpfen, und das hoffnungsmuthige Vertrauen auf eine bessere Zukunft der Völker, welches den Produktionen der jungen Literatur, bei allem Mangel an künstlerischer Reife, eine so anregende Wirkung verliehn hatte, war auf Jahre hinaus eingeschüchtert und geknickt worden.

Der so stürmisch erklungene Ruf nach religiöser und politischer Reform sollte jedoch nicht spurlos verhallen. Die von den Schriftstellern des jungen Deutschlands in dreisten Paradoxen feuilletonistisch in die Welt geschleuderten Anklagen gegen die Religionsanschauung der Vergangenheit gestalteten sich in den wissenschaftlichen Untersuchungen von Strauß und Feuerbach zu einer gründlichen Revision der Akten des Christenthums vor dem Richterstuhle historischer Kritik, — eine theoretische Arbeit, die in der freireligiösen Bewegung der vierziger Jahre ihre praktische Fortsetzung fand. Der Kampf um politische Freiheit wurde nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Herwegh, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Prutz, Hartmann, Meißner, Beck mit erneuter Begeisterung wieder aufgenommen, und auch Heine schmetterte von Zeit zu Zeit die gellenden Fanfaren seiner Spottlieder in den Chorus jener politischen Dichtung, die so rüstig den Sturz des absolutistischen Systemes vorbereiten half. Gutzkow und Laube aber machten, als das Unwetter der Denunciationen und Verfolgungen sich etwas verzogen hatte, in gewandter Metamorphose die Schaubühne zum Rednerstuhl, von welchem herab sie in ihren Dramen mit wirkungsvoller Sprache den unaufhaltsamen Sieg der Humanitätsgedanken des Jahrhunderts verkündeten.

Sechstes Kapitel.

Schriftstellernöthen.

Ruhe herrschte wieder im literarischen Deutschland. Wolfgang Menzel und der Bundestag hatten die Gesellschaft gerettet. Die vorlauten Anklagen gegen Staat und Kirche waren einstweilen verstummt, nicht weil man sie als grundlos widerlegt oder sie durch Einführung besserer Zustände überflüssig gemacht hätte, sondern weil man die misszufriedenen Tadler des herkömmlichen, durch jahrhundertealten Bestand geheiligten Unfugs überhaupt nicht mehr zu Worte gelangen ließ. Todtenstille des Friedhofs waltete auf dem jüngst so geräuschvollen Kampfplatze der Literatur, und tiefer blickende Geister fühlten sich bei dem unheimlichen Treiben der Reaktion, die jeden Ruf nach Reform gewaltsam erstickte, von ängstlicher Sorge für die Zukunft ergriffen. Varnhagen schrieb am 12. Juni 1836 in sein Tagebuch: „Wir leben von und in Einrichtungen, die wir missbilligen. Das ist eine große Verkehrtheit, deren Nachtheile stündlich ausbrechen und einmal das größte Verderben herbeiführen müssen. Der Staat und die Einzelnen sind hier in gleichem Falle. Niemand kann Dies ändern; denn wer die Einsicht hat, entbehrt der Macht, wer die Macht hat, der Einsicht. Verwahrloster, unbeseelter, geistleerer war unser Zustand 1806 nicht, als jetzt. Wir haben keine Richtung, keinen Zweck, keinen Willen. Wir leben vom Ertrag früherer Kraft und früheren Geistes und ärgern uns, dass diese noch so stark fortleben, obwohl wir umkommen und in Nichts zerfallen müssten, geläng' es uns, diese Nachwirkungen aufzuheben.

Wir leben wie im Schlaf ohne Bewusstsein und Licht, das leibliche Leben kann dabei trefflich gedeihen und sich erholen, und erwacht vielleicht ausgeruht zu herrlichen neuen Arbeiten. Aber der Himmel wende unterdessen jeden Ueberfall ab, jeden Feind, jede Gefahr! Auch manche gefährliche Krankheit entwickelt sich vorzugsweise im Schlaf."

In solchen Zeiten eines faulen, nur durch brutale Gewaltmaßregeln erzwungenen Friedens pflegt alles giftige Gewürm, das sich sonst feige verkroch, mit frecher Bosheit jede aufsprießende Saat freier Gedanken zu benagen und die Früchte der Zukunft im Keim zu verderben. Denunciationen, Schmähungen, gehässige Verleumdungen wuchern pilzartig in den Tagesblättern empor, und finden dort eine um so furchtbarere Statt, je sicherer ihre Urheber darauf zählen können, dem Angegriffenen das Recht der Vertheidigung durch Polizeichikanen geschmälert, wo nicht völlig entzogen zu sehn. Auch Heine sollte bald genug erfahren, dass seinen Gegnern zur Verdächtigung und Entstellung seiner Intentionen die uneingeschränkteste Pressfreiheit zu Gebote stand, während ihm selbst keine berichtigende Darlegung seiner Ansichten gestattet war. Die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" musste ein Mal über das andere erklären, dass der Abdruck dieser oder jener Auseinandersetzung des Dichters über literarische Angelegenheiten von der Censur beanstandet worden sei, und das Manuskript der Vorrede zum dritten „Salon"-Bande, in welcher sich Heine, bei nothgedrungener Umgehung jeder Diskussion religiöser und politischer Fragen, ausschließlich mit der Person Wolfgang Menzel's beschäftigte, hatte erst nach neunmonatlicher Pilgerfahrt von einer Censurstelle zur andern mit Angst und Mühe das Licht der Oeffentlichkeit erblickt. Schlimmer noch erging es dem „Schwabenspiegel", der, als Nachwort für die „Neuen Gedichte" geschrieben, in Darmstadt nicht das Imprimatur erlangen konnte, und nun als Beitrag zu dem von Gutzkow im December 1838 herausgegebenen „Jahrbuche der Literatur" erschien, aber von dem Censor in Grimma derartig verstümmelt ward, dass der Verfasser in einer öffentlichen Erklärung die Autorschaft ablehnen zu müssen glaubte (Bd. XX, S. 206). Der „Schwabenspiegel" verdankt seine Entstehung

einem seltsamen Umstande, der auf die kleinlichen Zänkereien der damaligen Literaturkoterien ein grelles Schlaglicht wirft. Die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig hatte, auf Chamisso's Vorschlag, den achten Jahrgang des „Deutschen Musenalmanachs" mit dem Porträt Heine's zu schmücken beschlossen. Obschon dieser Jahrgang so wenig wie die früheren irgend einen poetischen Beitrag aus Heine's Feder enthielt, genügte doch die bloße Beigabe seines von Tony Johannot in sehr idealisierter Auffassung gezeichneten unschuldigen Porträtbildes, die schwäbischen Dichter in corpore zur Desertion aus dem Musenalmanach für 1837 zu veranlassen. Gustav Schwab, welcher die früheren Jahrgänge in Gemeinschaft mit Chamisso herausgegeben hatte, zog sich mit einer pomphaften Erklärung von der Mitredaktion zurück, und Heine konnte sich den Scherz nicht versagen, diesen echten Schwabenstreich zum Thema eines humoristischen Kapriccios zu machen.

Die feindseligen Angriffe gegen den Dichter mehrten sich von Jahr zu Jahr, und von seinen Freunden besaßen nur wenige, wie Lewald, Laube, Kühne und O. L. B. Wolff, den Muth, hin und wieder einmal in der servilen Presse jener Zeit ein Wort zu seinen Gunsten zu reden oder ein skandalöses Geklätsch über seine Privatverhältnisse zu berichtigen. Er musste es gar erleben, dass einer seiner ältesten Universitätsfreunde, jener Jean Baptist Rousseau, der ihn einst als Student in schwärmerischen Sonetten besungen hatte, jetzt als kurfürstlich hessischer Titular-Hofrath in das Menzel'sche Horn stieß, und die Probenummer des von ihm herausgegebenen Journales „Der Leuchtthurm" im Januar 1836 mit einem Aufsatz über Heine's „Romantische Schule" eröffnete, der an schimpfender Roheit fast noch des Stuttgarter Peter von Amiens Heerpredigten wider das junge Deutschland übertraf. Heine mochte wehmüthig an seine vor dreizehn Jahren ausgesprochene Prophezeiung (Bd XIII, S. 203) zurückdenken, dass „es ganz gegen Brauch und Herkommen und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur sei, wenn der Sonettensänger sich nicht in der Folge einmal das Vergnügen mache, das von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen", als er sich von dem alten Freunde jetzt dem deutschen Publikum als satanischen Erb-

feind des Glaubens, der Zucht und des Vaterlandes geschildert sah. „Unfähig, seiner bösen Zunge einen Zaum anzulegen", hieß es in diesem Dokumente in Grimm verwandelter Freundschaft, „vermöchte er eine Bosheit, eine Zote, die ihm gerade in die Feder fährt, nicht zu unterdrücken, und wenn er wüsste, dass er die sündigste und verruchteste Lästerung des Heiligsten damit beginge. Und so sehen wir ihn, einen wahrhaft großen Dichter, der die Kraft hätte, uns, ein neuer Dante, aus seiner Hölle in ein liebeglühendes Paradies aufzuflügeln, in der Lasterstadt an der Seine sich abquälen, den Schmutz und die Grimasse und den witzigen Teufelsdreck Voltaire's noch zu überbieten. Wie der Spötter Arouet schändet er nicht nur, was lebt; auch mit Dem, was todt und ehrwürdig, treibt er seine Unzucht. Die Haupttendenz dieses Buches ist, die christliche Religion zu beschimpfen. Das Christenthum stände auf schwachen Füßen, wenn ein Gutzkow'scher Roman und Heine'sche Verse es umzuwerfen vermöchten. Aber da, abgesehen vom Glaubenspunkte, unser ganzes europäisches Staatengebäude auf dem christlichen Fundamente ruht, so greifen die Gotteslästerer nicht nur Das, was der Erde Leben und dem Menschen Trost giebt, die Religion, sondern auch die gesammte sociale Ordnung in ihrem Innersten an. Durch das Evangelium ward die Welt ein Gottesgarten; mit den Heine-Wienbarg'schen Lehren würde sie ein großes Bordell." Der emphatische Schluss des giftgeschwollenen Pamphlets lautete: „Und an diese Pariser Venus glaube auch du nur, du verblendeter, verirrter, untergehender Heine; aber hüte dich, deinen Glauben auch der besseren Masse des edlen deutschen Volks aufdrängen zu wollen: es peitscht ihn mit Ruthen von der Schwelle seiner Wohnungen, in denen zu jeder Zeit nur Ehre und Treue, Scham und Sitte, Glauben und Religion Zutritt fanden. Schimpfe auf dein Vaterland, lästere seine geachteten Männer, verspotte unsere Religion — aber hüte dich zu wähnen, dass du dir durch diese Mittel Achtung erwirbst! Das sagt dir ein alter Freund, der dich immer wie einen Bruder geliebt, immer für deine Ehre in die Schranken getreten ist."

Die Angriffe von Menzel, Rousseau und Konsorten trugen indess so sehr das Gepräge einer grellen Uebertreibung, dass sie

den Widerspruch des denkenden Lesers unwillkürlich herausfordern und durch ihre schlecht verhohlene tendenziöse Ungerechtigkeit den größten Theil der beabsichtigten Wirkung verfehlen mussten. Wer den ganzen Bau der Gesellschaft, wie Heine und seine Geistesgenossen, auf einer wesentlich neuen Weltanschauung zu fundieren gedachte, konnte nicht eben erstaunt sein, wenn die konservativen Vertheidiger des Bestehenden sich ihrer Haut nach Kräften wehrten und dabei nicht immer die redlichsten Mittel in Anwendung brachten. Weit empfindlicher berührten den Dichter die ästhetischen Inkriminationen, welche in seinen letzten Schöpfungen zugleich einen künstlerischen Rückschritt nachzuweisen bemüht waren, und ihm nicht allein das Volkstribunat streitig machten, sondern auch seinen Lorbeerkranz antasteten. Hatte doch selbst Wolfgang Menzel noch in seiner Besprechung der Aufsätze „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" die glänzende Pracht der Phantasie hervorgehoben, mit welcher Heine sich in den Gedanken von dem Untergange des Christenthumes poetisch versenkt und diesen in wahrhaft grandiosen Bildern ausgemalt. Auch Alexander Jung hatte seine polemischen „Ausstellungen über Heinrich Heine", die manchen herben Tadel seiner politischen und religiösen Richtung enthielten, mit dem Bekenntnis geschlossen[57]: „Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben so glänzende als einflussreiche Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles Das wieder aufwiegt, was Heine an Deutschland gefehlt und verbrochen hat. Nämlich die — dass man sich überzeugt, Heine müsse in allem bis dahin Vorliegenden seiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie dagewesen ist, wie ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volksgedichts, dessen Uebergänge oft eben so schroff als kunstreich, eben so kühn als wohlgefällig, eben so tragisch-ernst als burlesk-komisch erscheinen. Wie man der Natur und dem Volk eine Phantasie zuschreiben muss, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den sinnigen Reisenden namenlos fesselt, belehrt und ergötzt, erschreckt und entzückt, mit

kindlichster Naivetät und entsetzlicher Grausamkeit, mit süßester Schwärmerei und gespenstischem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Versöhnung eines schönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Mißton und schmelzendem Locken: — also der Gesang, den unser Dichter anstimmt. Ueberlasst euch ihm so, und ihr müsst ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das empfindlichste verwundet, und er weiß euch, selbst nach dem wildesten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutsche Herz zu verbergen, und ihr ruht an seiner Brust, und es ist Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meers, dessen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und schon stehen die weißen Wogen wieder auf, und so immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. Diese Vorliebe für das Meer ist bei Heine charakteristisch. Sie ist nur die andere Seite seiner Liebe zum Volk. Es enthält diese Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Rührendes, dieser Zug zum Unendlichen hin, diese Sehnsucht nach einem Jenseits, diese Reiselust, dieses Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieser Durst nach der kühlenden Tiefe, dieses vielleicht unbewusste Verlangen, nach einem solchen Bade wieder rein und erneut zu werden. Bemerkt nur, wie selbst da, wo Heine im Uebermuth oder Schmerz seines Humors auch die tollste Teufelsfratze euch darstellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt; und wo ihr geneigt seid, ihn als politischen Schriftsteller, als Volksvertreter, oder gar als Philosophen nnd Religiosen gewähren zu lassen, und er schlägt euch dann Schnippchen und er verliert sich in episodische Darstellungen, die oft das Frivolste und Gemeinste bieten: da verändert nur sofort eure Stellung, die sein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es strahlt euch der Wunderglanz seiner Poesie entgegen, und in ihr ist dann eben so wenig Etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet.“ In ähnlicher Weise räumte Melchior Meyr in seinem Büchlein „Ueber die poetischen Richtungen unserer Zeit“ die bezaubernde Wirkung der Heine'schen Lieder ein, wenn man diese unmittelbar, von keinem gegnerischen Standpunkt befangen, in sich aufnehme, während sie, nach sitt-

lichem Maßstab gemessen, auf einer ziemlich niedrigen Stufe ständen. — Jetzt aber erschien nach und nach in Journalen der verschiedensten Richtung eine Reihe von kühlen, anscheinend leidenschaftslosen Beurtheilungen der Heine'schen Poesie, welche diese als in unaufhaltsamer Dekadenz begriffen darstellten und sie jedes neuen Aufschwungs für unfähig erklärten. Eine Abhandlung von Dr. Mises (Gustav Theodor Fechner) über „Heine als Lyriker" in den „Blättern für literarische Unterhaltung", Jahrgang 1835, Nr. 182—185, sprach den Liedern des Dichters allen Verstand ab; es sei Nichts in ihnen enthalten, als „die Quintessenz der Poesie, rein herausdestilliert aus den Gegenständen; nichts Holziges, nichts Klümperiges, nicht Fettiges und Mehliges ist mit übergegangen, obwohl manches feine, flüchtige, wohlschmeckende Gift. Soll Das dein alleiniges Getränk sein, so bist du verloren an Leib und Seele; Verstand, Vernunft und Moral verfaulen, und bloß die Phantasie bleibt als ein luftiges Gespenst übrig, das nun von der ganzen unendlich reichen Welt auch bloß noch das phantastische Element als Speise verträgt und genießt und das Uebrige als grobe Masse verwirft, weil es keinen gesunden Magen mehr hat, es zu verdauen und in sich zu verkörpern." Eine leichtsinnige Libertinage der Empfindungen wird als der Grundzug dieser Gedichte bezeichnet, die nicht aus dem Herzen kämen, sondern aus einer Phantasie, welcher die Tugend eben so viel werth sei, wie das Laster, wenn sie ihr nur gleiche poetische Dienste leiste. Zum Schlusse wird von Heine gesagt: „Man sieht ihn unaufhaltsam sich der Auflösung nähern, die zuletzt auch seine Glanzseite verdirbt. Schon seine letzten Poesien zeigen den Fortschritt zu diesem Endpunkte an. Er ist darin zu seinem eigenen Nachahmer herabgesunken, und vom Troß der Uebrigen nicht mehr verschieden. Früher hat er einen würzigen Wein ausgeschenkt, möge er die Hefe nun für sich behalten. Wir haben sogar genug an Dem, was wir von jenem gekostet, und wollen kein neues Faß mehr, auch wenn er eins darzubringen hätte. Seine Poesie ist ein Individuum, was nur *einmal* zu leben die Berechtigung hatte, keine Gattung, die immer neue Individuen zeugen soll." Ein so hartes und liebloses Urtheil musste den Dichter um so tiefer verletzen, je mehr

demselben eine gewisse Wahrheit zu Grunde lag, und je häufiger sich fortan gleichlautende Stimmen in der deutschen Presse vernehmen ließen. Theodor Mundt hatte in dem Einleitungsaufsatze seines „Literarischen Zodiakus": „Ueber Bewegungsparteien in der Literatur" Heine geradezu verloren gegeben und die Behauptung aufgestellt, „bei dem besseren Theile des deutschen Publikums sei der Ekel an ihm bereits so groß geworden, daß man seine Vernichtung der Zeit überlassen könne." Alexander Jung nahm freilich in seinen oben erwähnten „Ausstellungen" keinen Anstand, Heine noch immer für einen der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands zu erklären; aber auch er warf Demselben doch vor, daß er in den Frohndienst einer ephemeren Literatur getreten sei, und daß er anfange, von den großen Gaben, die ihm verliehen, einen unwürdigen, gewissenlosen Gebrauch zu machen: „Er theilt zwar immer noch mit, aber doch nur kleine Portionen, Schüsseln, ausgerieben mit Asa fötida zu pikantem Reiz für schlaffe, übersättigte Magen, langweiligen Bericht über Hexen- und Kobold-Märchen, Anekdoten und Auszüge aus Büchern, ein willkürlich zusammengerafftes Gespinst, ein wahrer Alterweibersommer, der sich über ganze Seiten fortschleicht." Die feindseligste Kritik der Heine'schen Schriften aber lieferte Gustav Pfizer zu Anfang des Jahres 1838 im ersten Hefte der von ihm mit Wolfgang Menzel und Friedrich von Kölle begründeten „Deutschen Vierteljahrsschrift". Trotz der erkünstelten Ruhe des Stils und der anscheinend objektiven Haltung, war dieser achtzig Großoktavseiten umfassende Aufsatz, seinem ganzen Inhalte nach, kaum etwas Anderes, als ein Echo der Menzel'schen Denunciationen und ein ziemlich unwürdiger Racheakt für die malitiöse Strophe, mit welcher Heine in seiner Parodie des Tannhäuserliedes (Bd. VII, S. 252) die schwäbische Dichterschule bedacht hatte. Franz Dingelstedt wies in einer maßvollen Entgegnung in Nr. 71—75 der „Mitternachtzeitung" vom 3. bis 10. Mai 1838 die animosen Ungerechtigkeiten Pfizer's in gebührende Schranken zurück, und Heine selbst verwahrte sich bald darauf im „Schwabenspiegel" mit Recht gegen das perfide Verfahren, verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammen zu stellen, um Demselben jede

beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden (Bd. XIV, S. 100). Obschon Heine durch eine im „Journal des Débats“ abgedruckte Erklärung vom 7. Oktober 1835 gegen die Behauptung, dass er Jude sei, protestiert[58]), und in seiner Broschüre „Ueber den Denuncianten“ (Bd. XIV, S. 73) jede ihm angedichtete Sympathie für die Synagoge mit der beißenden Bemerkung abgefertigt hatte, dass „man sich nicht an die überwelken Reize der Mutter wende, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behage“, verschmähte es doch Gustav Pfizer nicht, die von Menzel ausgeheckte Verdächtigung wieder aufzuwärmen: „Heine's Religionshass entstamme seiner jüdischen Abkunft, er sei entweder ein Emissär des Judenthums, der sich ins christliche Lager geschlichen, um Zwietracht zu säen und Unheil zu stiften, oder er wolle einen Groll gegen seine Stammgenossen befriedigen, indem er, dem doch der Name des Juden noch anhafte, durch seine Lästerungen und Blasphemien geflissentlich den Zorn der Christen gegen die Juden neu aufreize; die Juden, welche ihn bei dem Kampfe um ihre Emancipation insgeheim immer noch als Bundesgenossen betrachteten, könnten also, wenn sie ihre Sache nicht aufs höchste gefährden wollten, nichts Besseres thun, als den lästernden Spötter zweier Religionen völlig verleugnen.“ Als ob sie Das nicht schon bei Gelegenheit der Menzel'schen Anklagen und der bundestäglichen Verfassungsbeschlüsse wider das junge Deutschland in bündigster Weise gethan hätten! „Wem, der Heine's ganze Tendenz nur irgend kennt“, hatte Dr. J. Weil in seiner Broschüre „Das junge Deutschland und die Juden“ gefragt, „kann es einfallen, seine Verspottung des Christenthums und der Moral ‚jüdischen Antipathien‘ zuzuschreiben? Wie Voltaire im Judenthum die Mutter des Christenthums, so hasst ja offenbar Heine im Christenthum nur die Tochter des Judenthums. Nicht was jenes von diesem unterscheidet, sondern was es mit ihm gemein hat, reizt ihn so sehr gegen dasselbe. Dass beide Religionen eine Sittlichkeit anerkennen, die ‚das Fleisch nicht emancipieren will‘, dass sie den Pantheismus verwerfen, und Gott nicht in der Natur, sondern über derselben sehen, Das ist es ja, warum er in Versen und Prosa beide, am bittersten aber das Judenthum, verspottet.

Darum sind ihm, eben wie dem römischen Kaiser Claudius und vielen klügeren Römern der alten Zeit, Christen, ja selbst Deisten — Juden, und er belegt sie spöttisch mit diesem Namen. Und Das hätten ihn jüdische Antipathien gelehrt? . . . Heine ist ein Pantheist, Neander ein frommer protestantischer Christ, Börne hat sich neulich im „Reformateur' gewissermaßen für den Katholicismus ausgesprochen. Heine hasst alles positiv Religiöse, Börne fühlt sich dazu hingezogen, Neander ist davon durchdrungen. Alle Drei sind jüdischen Ursprungs. Wie mag ein Mann wie Menzel von diesen drei Richtungen gerade die pantheistische auf Rechnung des Judenthums stellen?" — Eben so bemerkte Berthold Auerbach in seiner geistvollen Abhandlung „Das Judenthum und die neueste Literatur": „Das Christenthum ist ihm (Heine) ein längst antiquiertes Institut, und das Judenthum eine verweste schmutzige Pflanze, die er nur wieder zerreiben will, um Juden und Christen damit zu ärgern; er kann für die rehabilitation de la chair, seinen neuen Kult, keine Spiritualisten, wie er die Christen, und keine Deisten, wie er die Juden nennt, brauchen; wie er überhaupt keine Menschen will, deren Streben innere sittliche Vervollkommnung erzweckt. Die Religion des Judenthums wie des Christenthums stehen beide unter derselben Fahne des Gegenkampfes gegen sensualistische Extravaganzen . . . Sollten aber wohl Menzel und Konsorten wirklich glauben, alles Antichristliche sei jüdischen Ursprungs? Waren denn Voltaire, Diderot, d'Alembert, Helvetius, Holbach und alle die Encyklopädisten ehemalige Juden? Oder hassten sie nicht vielmehr Juden und Judenthum, weil sie Alles hassten, was nicht mit dem Geiste des radikalen Zweifels inficiert war? War Friedrich II. von Preußen ein Jude? und doch schrieb er die Vorrede zu Fleury's Kirchengeschichte, in welcher Alles zusammengedrängt ist, was das achtzehnte Jahrhundert gegen das Christenthum vorbrachte . . . Wenn man aber ja der Judenchristen erwähnen will, warum erwähnt man nicht auch eines Neander und jener unzähligen Schar gläubiger Missionäre, die mit apostolischem Eifer das Evangelium verkünden? oder warum erwähnt man nicht eines Hitzig, Gans, Leo, Mayer, O. L. B. Wolff, Julius Mosen 2c. 2c.? Dies könnte wohl genugsam dar-

thun, daß der Judgeborne dennoch allen Phasen deutscher Nationalbildung sich anschließen kann.“ — Der edle Gabriel Riesser, welcher im ersten Heft seiner „Jüdischen Briefe“ den von Gustav Pfizer dem Judenthume hingeworfenen Fehdehandschuh in tapferster Weise aufnahm, wies zugleich nach, daß Heine seit seinem Uebertritte zum Christenthum niemals von den Juden als einer der Ihrigen anerkannt, sondern vielmehr stets von ihnen verleugnet und bekämpft worden sei. Die einzige scheinbare Ausnahme bildete die Aufnahme seines Porträts und einer Charakteristik seines schriftstellerischen Wirkens in die „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte“ (Dritte Lieferung; Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835). Aber die Herausgeber dieses Unternehmens — Heine's alter Freund, der Graf Eugen Breza, welcher seit dem Falle Warschau's nach Paris emigriert war, und Dr. Richard Otto Spazier, der Biograph Jean Paul's — waren Beide, sowohl ihrem Bekenntnis wie ihrer Geburt nach, Christen, und es mochte Heine Nichts weniger als erwünscht sein, auch von ihnen zu einer Zeit, wo er sich so nachdrücklich als Vorkämpfer der „protestantischen Denkfreiheit“ gebärdete, wieder an seine jüdische Abstammung erinnert zu werden, ja seine ganze schriftstellerische Eigenthümlichkeit vorwiegend aus den Einflüssen des Judenthums abgeleitet zu sehen.

Fast gleichzeitig mit dem parteilichen Angriffe Pfizer's in der „Deutschen Vierteljahrsschrift,“ aber von einem weit höheren Standpunkte aus, unterzog Arnold Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern“ die Tendenz der Heine'schen Schriften einer vorurtheilslos prüfenden Kritik[59]). Wenn Heine dieselbe als eine „Todtschlagkritik“ ansah (Bd. V, S. 21), so beweist dies Urtheil nur von Neuem, wie empfindlich er gegen jeden, auch den gerechtesten Tadel war, und wie ungern er sich öffentlich über seine Fehler belehren ließ. Ruge erkannte ihn ausdrücklich als eine Macht an, die nicht zu ignorieren sei, und wenn er ihm nicht bedingungslos huldigte, sondern neben den glänzenden Vorzügen seines Talentes auch den wunden Fleck desselben hervorhob, so geschah Dies augenscheinlich in der wohlwollenden Absicht, ihn zu höherem Fluge anzuspornen. „Die Heine'sche Poesie und Schriftstellerei,“ sagte er, „hat Bedeutung nicht nur als Ausdruck

irgend einer verschimmelten und im Winkel versteckten Richtung, sie ist bei dem Fortschritt unserer Zait betheiligt und darum eine weitverbreitete Gemüthsangelegenheit, ihre kritische Beleuchtung aber nichts Geringeres, als ein Spiegel der heutigen Bildung, vor dem sie erschrecken oder sich putzen mag." Ruge zeigt nun, wie Heine, nach der unklaren Romantik seiner ersten Jugendgedichte, schon in den Liedern der „Heimkehr" und in den „Reisebildern" durch seinen befreienden Witz der Dichter der neuesten Zeit geworden sei: „Mit ihm lebt in der Poesie eine Emancipation von den alten Autoritäten auf, er bringt einen heilsamen Sauerteig in den faulen Haufen, er formuliert die Nichtigkeit der Zeit, er stört die Ruhe der selbstgenügsamen Positivisten, er ist ein kritischer Dichter. Nicht in Grundsätzen und Gesetzen, vielmehr in ihrer Auflösung durch Witz und Kritik stellt sich ihm die Befreiung dar. Heine's nirgends betheiligter, nur kritischer Geist goutiert die Dogmen der deutschen Revolutionärs nur darum nicht, weil sie nicht die Revolution (die Auflösung, die Kritik) selber sind. Der Witz ist Herr überall, wo er es werden kann, und er hat Recht, so weit er die Welt gewinnt. Was ihm verfällt, Das ist verloren; was reelle Macht hat, Dem kommt er nicht bei, Dem folgt er, wie der Sklave in der Komödie seinem Herrn. Daſs der Witz sich an Alles macht, ist seine Empörernatur, daſs er nicht Alles besiegt, ist seine Sklavenrolle; der siegende Witz kommt nach dem ernsthaften Freiheitskampf, der resultatlose ist der ohnmächtige Trost über die Zäheit einer dauernden Sklaverei, die der Witz nicht praktisch stürzt, von der er nur in seiner Phantasie sich befreit. Aber man besinnt sich über die Berechtigung des Witzes, wenn man auch Anfangs von ihm überrascht wurde, und diese Poesie fordert zuletzt die Freiheit im Ernst, weil sie sie nur im Spiel erreicht. Eben diese Besinnung, zu der sie anregt, denn jeder Witz ist die Besinnung über eine Absurdität, erscheint als ihr Wurm, der sie von innen heraus verzehrt, oder als die ernsthafte Befreiung, in der dies Spiel mit seinem zügellosen Strudel untergeht. Heine ist ein Widersacher der trüben deutschen Romantik von 1813 und 1815; die Hegel'sche Philosophie und der französische Esprit haben ihn in die Lehre genommen, und er sucht nun den senti-

mentalen, schwerfälligen, trübseligen, religiösverdumpften deutschen Geist zu verarbeiten und zu verdauen. Es weht in der That Frühlingsluft in seinen Schriften. Er hat Recht gegen die Zeit, die er ironisiert. Der Askese, der Romantik und dem Christenthum setzt er die heitere Freiheit entgegen." In den Schlusskapiteln seiner Abhandlung kommt Ruge, bei Gelegenheit der Heine'schen „Witz- und Pointenpoesie", die eine Komödierung und Travestierung des ganzen Weltlaufs sei, auf den Unterschied von Witz und Humor, und damit auf die Achillesferse des Dichters, zu sprechen. Er macht Demselben zum Vorwurf, dass er, statt des Humors, der für das Wahre sei und den verborgenen Kern des Wahren auch in der beschränkten Gestalt hege und pflege, häufig zu malitiösen Schlusswitzen greife, die sich gegen das Wahre richten und unpoetisch seien, da sie jedesmal der eigenen Empfindung die prosaische gemeine Welt entgegen halten. Das heiße aber Nichts anders, als die Poesie deprecieren und den verständigen gemeinen Zustand gegen die geistige Erfüllung, Begeisterung, Berauschung als den selbstbewussten und wahren behaupten. So verfalle er in einen falschen Realismus, der sich den Geist, welchen die Materie erzeugt, zu leicht aus den Augen rücken lasse: „Ueberall wo Heine sich über den wahren Sinn der Realität täuscht, fällt er aus der Poesie heraus, und glücklich wenn er nur in die Prosa, wenn er nicht über und über in den Koth fällt. Dies Unglück begegnet ihm bei aller Richtigkeit seines Princips: der wahre Mensch sei die wahre Realität. Das wahre Princip richtet ihn aber auch von tiefen Stürzen wieder auf, sobald ihm der edlere Sinn des Realismus aufgeht." „Mit all' seinen Fehlern", schloss Ruge seine kritischen Aperçus, „darf man ihn immer zu den Befreiern des neunzehnten Jahrhunderts zählen; und eine spätere Zeit wird seine universelle Komödie, seinen Uebermuth mitten in dem tauben Philisterthum unserer Zeit ernster nehmen und höher anschlagen, als seine Zeitgenossen es vermögen. Niemand verurtheilt sich selbst." In einem Nachtrage zu diesen Betrachtungen erläutert Ruge noch schärfer die Bedeutung der Heine'schen Poesie und die gesteigerten Anforderungen, welche die Zeit an den Dichter stelle: „Heine war im Recht, als er im Anfang seiner Laufbahn mit seiner Harlekins-

pritsche den alten Ungeist blinder und hohler Begeisterung für alles mögliche wieder eroberte deutsche Unwesen überwand. Ihr sagt, er war frivol und kannte kein anderes Interesse, als das der Frivolität. Ja, er war und er ist frivol; aber wenn er die Welt frivol nimmt, ist es nicht die Welt, die ihn frivol gemacht? Ihr sagt, dieser Mensch treibt seinen Spott mit dem Heiligen; aber wenn nun vorher das Heilige seinen Spott mit ihm getrieben? Wenn er sich in eine Zeit versetzt sah, wo die Heiligthümer profan und die Priester Heuchler und Komödianten waren — wie dann? Niemand ist witzig, ohne dass ihm Einer Gelegenheit giebt, es zu sein; Niemand frivol, wenn die Heiligthümer nicht leer, die geistige Welt nicht hohl und das Herz nicht ohne Nahrung ist. Es ist seine Schuld, allerdings! aber es ist auch sein Schicksal. Sein Dämon ist sein Witz. Aber es wäre sehr voreilig, wenn man ihn nun sogleich beim Wort nehmen wollte, und jeden Witz für Ernst, jeden Ernst für Witz hielte, die Fähigkeit aber, seine eigne und die Tragödie seiner nichtswürdigen Zeit zu empfinden, ihm nicht zutraute. Es wäre ungerecht. Kein Mensch verfällt dem leeren Witz und der Verzweiflung an dem Idealen, ohne im Gefühl seiner Leerheit sogleich auch die Sehnsucht nach wahrer Erfüllung zu empfinden. Heine hatte lange Nichts anders getrieben, als die Verhöhnung alles Dessen, was nicht mit Händen zu greifen ist — da trat die Julirevolution ein, und er gehörte zu Denen, die nun an die Freiheit glaubten. Aber Realist, wie er war, drehte er diesem Glauben gar bald wieder den Hals um. Er sah, wie Ludwig Philipp ‚die beste Republik' zu kehren und zu wenden wusste, und nun war er wieder für lange Zeit vom Idealismus kuriert: man darf sagen, er warf sich weg. Unterdessen darf man auch in seinen neuesten Schriften nur suchen, um überall Spuren der alten Sehnsucht, die bei seiner Flucht nach Paris an den Tag gekommen war, zu entdecken; und es muss zugegeben werden, dass er Ursach hatte, Realist zu sein. Wenn er nun sagte: ‚Ich gebe meinen Witz für die Freiheit. Ich gebe ihn in ihren Dienst. Gebt mir Freiheit, aber die ganze, reelle Freiheit, und sie wird meine Religion sein. Ihr könnt es nicht; gut, so bleiben wir Sklaven mit einander; ich wenigstens will

nicht zu Denen gehören, die sich darüber täuschen. Und ihr selbst, glaubt mir's nur, ihr thätet wohl, es eben so zu machen, wie ich, Reißt einen Witz, so sieht man doch, dass ihr es merkt, wo man euch bei der Nase hat.' Es zeigt sich nur, dass er von der deutschen Freiheit darum Nichts glaubt, weil er sie kennt und durchschaut. Wäre nun die politische Freiheit eine Sache, wie ein Juwel oder ein schönes Schloss; wäre sie nicht vielmehr eine Form der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Denkens und Thuns, die fortdauernd in der Bildung begriffen ist, so müsste man dem Realismus, der in prosaischen Zeiten verzweifelt, frivol und blasiert wird, Recht geben. Gleichgiltigkeit, Schlaffheit, Blasiertheit, Frivolität sind Produkte sklavischer Zustände und eines praktisch und politisch verwahrlosten Volksgeistes; wo aber die Freiheit auch nur theoretisch, in Philosophie und Poesie, verwirklicht ist, liegt schon eine Bürgschaft für totale Befreiung vor. Der Realist ist in der Täuschung, wenn er die Theorie, den ewigen Mutterschoß der Weltgestaltung, für unfruchtbar hält, weil noch nicht alle Formen menschlicher Entwürdigung aufgehoben sind. Die Wahrheit und der befreiende Gedanke ist allemal hinter den Dingen verborgen, und Heine hat 1830 selbst erlebt, dass die Idee Alles vermochte gerade zu einer Zeit, als er ihr Nichts zutraute, — dass also ein zündender Gedanke Millionen Herzen entflammte. Alle diese Herzen waren Idealisten; wenn aber der Idealismus allgemein ist, so ist er eine Macht und eine Realität, auch für den äußersten Zweifler. Das empfand damals unser Witzdichter. Aber auch in Deutschland hat Heine die Erfahrung machen können. Es versteht den zwecklosen Witz nicht mehr, es will die Narrenkappe los sein; und selbst im Politischen, wo die Satire so sehr am Platze ist, ahnet man schon die Gewitter, die, statt mit Gelächter, mit Donner und Blitz die Luft erschüttern werden. Aus diesem Grunde muss jetzt eine frivole Poesie und Literatur, selbst wenn sie unter der Firma der politischen Satire Glück macht, sich immer gefallen lassen, dem befreienden Luftzuge unserer Zeit nur zu dienen und eine untergeordnete Rolle zu spielen. Sie selbst hat die Luft gereinigt und dem neuen Odem der Freiheit die Stätte bereitet; sie selbst, die herzlos scheinende Frivolität, war

nur die Sehnsucht nach der Religion, die jetzt wieder die Welt mit lyrischem Feuer und mit energischem Thatenmuth erfüllt." „Heine's Fehler besteht darin," heißt es an einer andern Stelle dieses trefflichen Aufsatzes, „dass er bei der Kritik des hohlen Idealismus, der hohlen Begeisterung für die abgetragenen Kleider der Zeit, in denen die Priester und Despoten einhergehn und der ‚elenden' Menschheit aufs Haupt treten, das Kind mit dem Bade ausschüttet. Seine Realität, die er der ‚hohlen Idee' entgegensetzt, ist selbst hohl und morsch, sie ist die gemeine, geistlose Welt. Seine Freiheit, die er aus der ‚kalten Heuchelei' rettet, ist eben so kalt, als sie. Erst der Spott, der den Witz von seiner Empörung gegen Vernunft und Freiheit zurückbrächte, wäre die wirkliche Befreiung, die nun auch ihn und sein Publikum nicht mehr kalt ließe. Der Mensch ließe sich mit dem Wahren erfüllen und Herz und Seele von ihm bewegen: es wäre ein Umschlagen der Komödie in die Begeisterung, man könnte sagen in die Religion, um damit die hinreißende Gewalt der beseelenden Idee und den Uebergang zur That unter dem Einfluss dieser Gewalt zu bezeichnen."

Solche Ermahnungen zu einem ernsthafteren Erfassen der Zeitfragen fielen jedoch einstweilen bei Heinrich Heine auf einen ungünstigen Boden. Seine Betheiligung an den politischen und religiösen Kämpfen der Gegenwart hatte ihm von allen Seiten nur Haß und Verfolgung eingebracht, selbst die Parteigenossen hatten ihn missverstanden und verdächtigt, es war jetzt eine Müdigkeit über ihn gekommen, die ihm selber manchmal (Bd. XV, S. 8) wie ein Zeichen heran nahenden Alters erschien. „Ich wollte einst die Hellebarden brechen," seufzte er in der Einleitung zu „Shakspeare's Mädchen und Frauen" (Bd. III, S. 192), „womit man euch die Gärten des Genusses versperrt. Aber die Hand war schwach und die Hellebardiere lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vorlaut großmüthige Herz verstummte aus Scham, wo nicht gar aus Furcht." — „Wie beneide ich Ihre Einsamkeit," schrieb er an Laube (Bd. XX, S. 74), „ich, der ich verdammt bin, in dem wildesten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir selber kommen kann, und betäubt bin von den schreienden Tagesnöthen, und

müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht sagen wie ein Hund — Wie sehne ich mich nach einer ruhigen deutschen Festung, wo eine Schildwache vor meiner Thür stünde und Niemanden herein ließe, weder meine Geliebte noch die übrigen Qualen — mit Leidenschaft lechze ich nach Stille!" — „Von Natur neige ich mich zu einem gewissen Dolce far niente," gestand er in den Briefen an August Lewald über die französische Bühne (Bd. XI, S. 239), „und ich lagere mich gern auf blumigen Rasen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, dass ich aus dieser gemächlichen Träumerei sehr oft durch harte Rippenstöße des Schicksals geweckt wurde, ich musste gezwungenerweise Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich schlug mich trotz den Tapfersten. Aber, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewisse Abgeschiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wusste, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtross auch noch so muthig tummelte und mit dem Schwert auch noch so gnadenlos auf die Feinde einhieb, so erfasste mich doch nie das Fieber oder die Lust oder die Angst der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, dass die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichtesten Gedränge des Parteikrieges mich herumschlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht." Wohl riethen ihm Laube und mancher andere Freund, nach Deutschland zurück zu kehren, da es ihm doch nicht gelingen wollte, in Frankreich ein tieferes geistiges Verständnis seines literarischen Strebens zu finden und in der fremden Atmosphäre heimisch zu werden; aber Heine lehnte solche Einladungen aufs bestimmteste ab, und zwar aus höchst ehrenhaften Gründen. „Ihre Frage in Betreff einer Rückkehr nach Deutschland hat mir sehr weh gethan," schrieb er an Laube (Bd. XX, S. 50); „denn ungern gestehe ich, dass dieses freiwillige Exil eines der größten Opfer ist, die ich dem Gedanken bringen muss. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müssen, die mich

allen möglichen Mißdeutungen aussetzen könnte. Ich will auch den Schein des Unwürdigen vermeiden. Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir Etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblieben; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen ans Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris sehr gut stehe — aber alles Dieses sind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutschen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrathes sehen würden. Bis jetzt können sie mich doch nur durch Muthmaßungen verleumden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche geliefert." In ähnlichem Sinne betont Heine in seinen damaligen Briefen an Campe [60]) den Umstand, daß sein Streben kein politisch revolutionäres, sondern mehr ein philosophisches sei, wo nicht die Form der Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet werde. „Alle Republikaner," spottet er, „grollen mir wegen meiner monarchistischen Grundsätze — und, spaßhaft genug! meine gnädigen, allerhöchst beschränkten deutschen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien . . . Die politische Aufregung hat sich so sehr, seit drei Jahren, bei mir gelegt, daß ich wahrhaftig jetzt keine Koncessionen zu machen brauche, und daß es nur gilt, mich vor dem Verdacht zu schützen, als wäre ich von außen bekehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, daß ich weder durch das Eine noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muß sich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten." Einige Monate früher — Anfangs August 1837 — schrieb er seinem Bruder Maximilian [61]): „Du bist der Einzige von Allen, der mich schweigend verstehen kann, und dem ich nicht nöthig habe weitläuftig auseinander zu setzen, wie alle Bekümmernisse meines Lebens nicht durch eigene Schuld entstanden sind, sondern sich als nothwendige Folge meiner socialen Stellung und meiner geistigen Begabung erklären lassen. Du weißt, daß die Größe des Charakters und des

Talentes in unserer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieses Verbrechens sich nicht durch eine Anzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchste und allerniedrigste Verzeihung erkaufen will! . . . Obgleich die deutschen Demagogen das Gerücht verbreiten, ich sei von den Regierungen gekauft, so kann ich dir doch bei dem Leben aller Derer, die ich liebe, beschwören, dass ich nie einen Sou nehmen wollte, selbst wenn ich in der größten Bedrängnis war. Und jetzt ist es gar unmöglich, dass ich eine so klägliche Handlung beginge — genug davon!"

Heine sollte die Bitterkeiten des Exils bis zur Hefe kosten. Er hatte die Rolle eines Volkstribunen mit so viel Geräusch übernommen, dass es nicht eben zu verwundern stand, wenn die deutschen Flüchtlinge, welche seit dem Hambacher Feste und dem Frankfurter Aprilattentate in größerer Anzahl, als früher, nach Paris kamen, in ihm, wie in Börne, einen geistigen Führer der revolutionären Bewegung zu finden erwarteten. Sie gedachten ihre kleinen Konspirationen zum Umsturz der heimischen Throne auf fremder Erde fortzusetzen, und als Heine, auf dessen Unterstützung sie wesentlich gerechnet, sich sehr kühl und ablehnend zu ihren Bestrebungen verhielt, rächten sie sich, wie wir sahen, durch allerlei hämische Intrigen, vor allem durch Verdächtigung seines Charakters und durch Ausbreitung des Gerüchtes, dass er die Fahne der Freiheit verlassen. Börne schürte das Feuer, indem er in seinen „Briefen aus Paris" und im „Reformateur" scharfe Angriffe gegen Heine drucken ließ, den er eines zweideutigen Diplomatisierens und feigen Lavierens zwischen den Parteien beschuldigte. Die Pariser Korrespondenten deutscher Zeitungen, meistens politische Flüchtlinge, schrieben in ihre Berichte allerhand Klatschereien, die Heine, der Sachlage nach, nicht berichtigen konnte, wenn er sich nicht mit Hinz und Kunz in allen erdenklichen Journalen herumbeißen wollte. Diese Nergeleien verstimmten ihn so tief, dass er eine Zeitlang allen Deutschen seine Thür verschloss und seine Wohnungsadresse möglichst geheim hielt. Schon im September 1835 klagte er in einem Briefe an Laube (Bd. XX, S. 39 ff.): „Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen, haben wahrlich mich vor

Heimweh geschützt. Lumpengesindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen Nichts giebt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe — doch Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen; aus Ihrem Briefe ersah ich, daß Sie von selbst mich beklagten ob des sauberen Personals, das sich mir hier als deutsche Landsmannschaft präsentiert. Poignées de main habe ich den schmutzigen Gesellen nie geben können, und jetzt versage ich ihnen sogar den Anblick meines Antlitzes." Trotz dieses ungünstigen Urtheils über die Mehrzahl seiner deutschen Landsleute in Paris, das sich mit den Jahren eher verschärfte als milderte, ließ sich Heine nicht abhalten, viele derselben mit Wohlthaten zu überhäufen. Seine Börse war Nothleidenden immer geöffnet, er verbürgte sich oft mit bedeutenden Summen für ihm nur oberflächlich bekannte Personen, er lieh ihnen Hunderte von Franks ohne die mindeste Aussicht, je einen Centime wieder zu erhalten, und wir könnten mehr als ein Beispiel anführen, daß er bedürftigen Landsleuten, deren Verlegenheiten er errieth, unaufgefordert in der diskretesten Weise Geldmittel anbot, oder seinen Einfluß aufwandte, ihnen Arbeit und Brot zu verschaffen. So berichtet Kertbeny aus eigener Erfahrung; so erzählte uns der schwäbische Naturdichter Niklas Müller aus Stuttgart, der als Buchdrucker in der Cotta'schen Officin beschäftigt gewesen und im Frühjahr 1838 nach Paris kam, daß er von Heine, an welchen er keinerlei Empfehlungen besaß, aufs freundlichste empfangen und theilnehmend nach seinen Subsistenzmitteln befragt worden sei. Auf die Klage, daß es ihm bisher nicht gelungen, einen Platz in einer Druckerei zu erhalten, ging Heine sofort mit ihm zu dem Chef einer großen französischen Bilderdruckerei, und vermittelte ihm durch seine warme Fürsprache ein gut salariertes Engagement. Als Herr Müller nach seiner Rückkehr in die Heimat dem ihm befreundeten Gustav Schwab einen Besuch machte, behandelte ihn Dieser mit der empörendsten Kälte und betrachtete ihn fast als einen verlorenen Menschen, weil er in seinen Briefen nach Hause mit innigem Dankgefühl der Zuvorkommenheiten erwähnt hatte, mit welchen der verketzerte Feind der Schwabendichter ihn überhäuft. Im Allgemeinen jedoch machte Heine die trübe Erfahrung, daß

seine Gutherzigkeit von gewissenlosen Industrierittern aufs schamloseste missbraucht wurde, und dass er für alle Wohlthaten, die er seinen Landsleuten erwies, meist nur den schmählichsten Undank erntete, wie er denn auch bei Gelegenheit (Bd. XIV, S. 210) darüber klagt, dass unter allen Schelmen, die ihm die Tasche geleert, sich nur ein einziger Franzose befand. Von dem wohlthätigen Sinne des Dichters und seiner Bereitwilligkeit, Nothleidenden trotz solcher stets wiederholten Enttäuschungen, zu helfen, wissen uns Alle, die mit ihm in nähere Berührung gekommen, manches rührende Beispiel zu berichten. Ein junger Maler, Benoit, den er nur im Café kennen gelernt, gestand ihm eines Tages, dass er ohne Mittel sei, ein angefangenes Porträt zu vollenden. Heine sandte ihm am folgenden Tage 300 Franks, mit der Bitte, sich keineswegs mit seinem Bilde zu übereilen. Ein junger, viel Talent verrathender Dichter war in Verzweiflung, dass er Soldat werden müsse, ohne durch Bezahlung eines Stellvertreters diesem Loose entgehen zu können. Gérard de Nerval theilte Heine das Unglück des von Beiden gekannten Jünglings mit. Sofort rief Heine den Verzweifelnden herbei, setzte sich mit ihm in einen Fiaker und stellte ihn einem Bankier seiner Bekanntschaft vor, der nach Mittheilung der Sache bereitwillig die tausend Franks vorschoss, deren der junge Poet bedurfte, um sich einen Stellvertreter zu verschaffen. Diesen von Schmidt-Weißenfels mitgetheilten Erinnerungen fügen wir einen von Meißner erzählten Vorfall aus späterer Zeit hinzu. Im Winter 1847, dem letzten Jahre der Julimonarchie, berichtete ein Zeitungsblatt, daß ein verarmter, brustkranker Musiker, Namens Gallien, eine Bittschrift eingereicht, worin er den König ersuchte, im Treibhause des Luxembourg auf einem Orangerietopfe, wo der Pomeranzenbaum eben ausgegangen sei, wohnen zu dürfen. So werde er wenigstens ein ruhiges, warmes Obdach haben und im Stande sein, die Partitur einer Oper zu beendigen, nach deren Verkauf er das Treibhaus wieder zu verlassen gedenke. Heine kannte den phantastischen Bittsteller, aber Derselbe war ihm seit Jahren aus den Augen gekommen. Kaum hörte er von seiner Noth, als er sich, trotz seiner damals bereits sehr schwachen Gesundheit, aufmachte und den Unglücklichen in seiner hohen,

windigen Dachkammer aufsuchte. Er traf ihn im Bette, auf einem mit Noten bedeckten Lager, pfeifend und schreibend. „Gallien," redete er den Kranken an, „Sie haben eine wunderliche Bittschrift eingereicht." — „Scheint sie Ihnen so thöricht?" fragte der Musiker. „Sehen Sie sich diese Dachstube an, in welcher der Wind durch alle Löcher pfeift, dies elende Lager, und sagen Sie selbst, ob ich es nicht auf dem Orangerietopfe besser hätte?" — „Aber Sie sind nun einmal kein Pomeranzenbaum." — „Freilich, nicht einmal ein Holzapfelbaum. Folgt aber daraus, daſs ich absterben soll? Ich frage Sie: Bin ich ein Talent?" — „Sie wissen, wie sehr mir Ihre Lieder gefallen haben." — „Nun, dann verdiene ich's auch, daſs man mir zum mindesten ein wenig warme Luft nicht miſsgönnt. Meinen Sie nicht, daſs der Aufenthalt im Treibhaus mir eine Reise nach Neapel oder Nizza ersetzen könnte? Ich verspreche, daſs meine Oper gut wird, wenn die Regierung mir dies Asyl gewährt." — „Auch mir," erwiderte Heine nachdenklich, „würde eine Reise nach Italien wohlthun — wir sind Beide krank! Aber ich könnte nicht allein hinreisen, und Das wäre eine theure, unerschwingliche Sache. Ich will sehen, ob ich Sie statt meiner nach Italien senden kann. Leben Sie wohl! Wenn meine Bemühungen gelingen, sollen Sie bald von mir hören." Er stieg die drei Treppen wieder hinab, und fuhr zu Thiers, um den immer noch mächtigen Staatsmann, der ihm viele Beweise des Wohlwollens und der Hochachtung gegeben, für den armen Musiker zu interessieren. Aber Heine selbst war nicht mehr jener einfluſsreiche Journalist, dem man in früheren Jahren aus Rücksicht auf seine scharfe Feder manche Gefälligkeit erwiesen. Sein Fürwort blieb unbeachtet, und Gallien's Bittschrift wurde als durchaus unvernünftig bei Seite gelegt Der arme Mann erlag im Frühjahr seinen Leiden, und Heine, der es auch an Geldunterstützungen nicht hatte fehlen lassen, war abermals einer der Wenigen, die ihn zu seiner letzten Ruhestatt geleiteten.

In der ersten Zeit kam er, wie schon erzählt worden, mit Börne und den hervorragenderen politischen Flüchtlingen aus Deutschland in häufige Berührung, zog sich aber fast gänzlich von ihnen zurück, nachdem er eingesehen, daſs er ihre sanguinischen

Hoffnungen und ihre auf das nächste Tagesinteresse gerichteten Bestrebungen nicht zu theilen im Stande sei. Mit Börne brach er gänzlich, seit Dieser die Ehrlichkeit seiner demokratischen Gesinnung öffentlich zu verdächtigen begann; ja, nachdem die Angriffe im „Reformateur" erschienen waren, nahm er keine gesellschaftliche Einladung mehr an, ohne sich vorher zu versichern, dass Börne nicht unter der Zahl der Gäste sei, die er dort finden würde. Als sein Onkel Henry Heine und Dessen Sohn Hermann, welcher damals in einem Geschäfte in Havre placiert war, ihn im Sommer 1836 besuchten, und in einer Gesellschaft mit Börne zusammen trafen, sprach ihnen Dieser seinen lebhaften Wunsch aus, wieder in ein freundlicheres Verhältnis zu dem von ihm so schwer beleidigten Dichter zu treten; Derselbe wies aber jeden Versöhnungsantrag mit dem Bemerken zurück, dass bei Börne's argwöhnischer Natur jedes Gespräch nur zu neuen Missverständnissen führen werde, darum habe er seit Jahren seinen Umgang vermieden und gedenke ihn auch ferner zu meiden. Mit dem ehemaligen Advokaten Joseph Savoye aus Zweibrücken, der als Komitémitglied des süddeutschen Pressvereins wegen Verbreitung revolutionärer Flugschriften zu zehnjähriger Landesverweisung kondemniert worden war, und mit den übrigen nach Paris geflüchteten Verurtheilten des Landauer Hochverrathsprocesses unterhielt Heine nur einen oberflächlichen Verkehr. Oefter besuchte ihn Jakob Venedey, der, nach dem Hambacher Feste verhaftet und einem deutschen Gefängnisse entsprungen, 1835 in Paris eine ultraradikale Monatsschrift, „Der Geächtete", herausgab, welche, von der preußischen Gesandtschaft als staatsgefährlich denunciert, ihm eine fünfjährige Verbannung nach Havre zuzog. Vergebens bemühte sich Heine, durch Vermittelung seines Gönners, des Ministers Thiers, eine Zurücknahme des über seinen Landsmann verhängten Ausweisungsdekrets zu erwirken. Erst 1840 wurde Venedey die Rückkehr nach Paris gestattet, und er erneuerte alsbald den Umgang mit dem Dichter, obschon das Verhältnis zwischen den Beiden ein sonderbar gespanntes war. Venedey — so erzählt Alfred Meißner[62]) — trug eine Unmasse Bedenken gegen Heine's Poesie und Charakter mit sich herum, und Heine ironisierte den alten Burschenschafter und hatte kaum ein

Auge für sein edles Herz, seinen ehrlichen Charakter, seine noble Natur, so possierlich waren ihm seine Schwächen, die ihn fortwährend an die seiner alten Kommilitonen aus der Studentenzeit erinnerten. Insbesondere komisch war für Heine die Aengstlichkeit, das Schwanken, die gespaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menschen, der von Deutschland und seinen Fürsten nur Böses empfangen. Venedey, ein alter Freund Börne's, ja, was noch mehr, ein Freund von Buonarotti und Teste, den Männern des „jungen Europa", hätte vor jedem Blutstropfen, der im Dienst seiner Ueberzeugungen vergossen worden wäre, zurück geschaudert, und er pflegte oftmals den Spruch zu wiederholen, dass, „wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen müsse." Nur protestieren, seine Meinung sagen und für sie dulden solle der Volksmann, und in diesem Sinne einer Befürwortung des passiven Widerstandes ist auch sein „John Hampden" geschrieben. So war er schon damals ein seltsames Prototyp jener Schwäche, die man oft eine edle Schwäche genannt, und die in der That vom Schicksal dazu ausersehen ist, in Zeiten des Sturmes zerrissen zu werden und zwischen beiden Parteien ein beklagenswerthes Ende zu finden. Viele Stunden täglich stand Venedey an seinem Pulte und schrieb. Außer den Berichten für die „Allgemeine Zeitung", förderte er auch vielbändige Werke politischer Gattung in die Welt. Heine fand dieselben langweilig und bespöttelte das geringe Schriftstellertalent des wohlmeinenden, aber gedankenarmen Verfassers. Zur Zeit als Lola Montez in München die ganze Presse mit ihren Abenteuern erfüllte, schrieb Venedey voll tugendsamer Entrüstung über die Schmach, dass in Deutschland eine Maitresse à la Pompadour Einfluss auf die Leitung der Staatsangelegenheiten gewinne, ein Büchlein: „Die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit". Auf die Frage, ob er die kleine Broschüre gelesen, antwortete Heine: „Nein. Ueberhaupt lese ich nur die großen Werke unseres Freundes. Die drei-, vier-, fünfbändigen sind mir die liebsten. Wasser in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Wasser ist eine schöne Sache — im Kaffeelöffel kann ich es nicht leiden." Ein andermal behauptete er, der ganze Anspruch des biederen „Kobes" auf eine

geistige Führerschaft im Heere des Liberalismus beruhe darauf, daß sein Vater Anno dazumal in Köln auf dem Neumarkte um einen Freiheitsbaum getanzt, und die Variationen dieses Themas entlockten ihm ein Sprühfeuer von Witzen. „Venedey", sagt Levin Schücking, der uns diese Anekdote mitgetheilt[63]), „hatte dem Dichter, soviel ich weiß, nie Etwas zu Leide gethan; aber solch eine biedere, urteutonische Kernnatur, mit ihrem ausgesprochenen Antipodenthum gegen sein ganzes Wesen, diente ihm so lange als Scheibe, bis ‚Atta Troll' all' diese Banderillos und Schwärmer zugeschleudert bekam und sie an seinem zottigen Bärenfell auffing." Auch nachdem Venedey in die Heimat zurückgekehrt und als Abgeordneter Hessen-Homburgs in das deutsche Parlament gewählt worden war, hörte seine drollig ernsthafte Figur nicht auf, den kranken Dichter als belustigende Erinnerung zu umgaukeln, und Derselbe schrieb in seinen letzten Lebensjahren jenes muthwillige Gedicht (Bd. XVIII, S. 301 [277] ff.), in welchem er der deutschen Nation den mephistofelischen Rath ertheilt, falls sie durchaus auf der Wahl eines Kaisers bestünde, sich nicht von Geist und Talent blenden zu lassen, sondern „den dummen Kobes von Köllen" als Karnevalskaiser zu wählen, da ein Klotz immer der beste Regent sei. Venedey, der keinen Humor verstand, hatte den geschmacklosen Einfall, seinem Aerger in holprigen Versen Luft zu machen, die er im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" abdrucken, und in denen er sich sogar zu der unwürdigen Androhung von Handgreiflichkeiten hinreißen ließ[64]). Gleichzeitig schickte er dem Dichter eine Geldsumme zurück, die er vor zwanzig Jahren von Demselben geliehen oder, wie Heine behauptet, geschenkt erhalten. Da Venedey die Taktlosigkeit besaß, auf diese Geldaffäre öffentlich anzuspielen, rächte sich Heine, indem er das Bankbillett mit einem boshaft witzigen Begleitschreiben — jedoch unter Verschweigung von Venedey's Namen — als Beitrag zu einer mildthätigen Kollekte an Alexandre Dumas sandte[65]).

Einer der ehrenwerthesten Deutschen, mit welchem Heine bis an sein Lebensende in fortgesetztem Verkehre stand, war der feine Kunstkenner und Musikschriftsteller August Gathy, den er schon bei seinem Aufenthalte in Hamburg kennen gelernt, und

der kurz vor der Julirevolution, über welche er einen begeisterten Bericht veröffentlichte, sich dauernd in Paris niedergelassen. Mit aller Schwärmerei eines kindlich treuen Gemüthes hing Gathy an dem deutschen Dichter, den er in einer enthusiastischen Broschüre[66]) als „Verkünder des Völkerfrühlings“ gefeiert und zu gemeinschaftlichem Wirken mit Börne und dem — heutigen Tags fast vergessenen — Publicisten Johannes Weitzel aufgerufen hatte, damit sie durch die Macht ihrer Worte alle freiheitsdurstigen Seelen im Vaterlande zur Abstreifung der Winterfesseln politischer und religiöser Knechtschaft entflammten. Bei den häufigen Differenzen zwischen Heine und Campe suchte Gathy, der Beiden befreundet war, ausgleichend und versöhnend zu wirken, und den reizbaren Dichter, welcher nur allzu leicht hinter jeder verzögerten Beantwortung seiner Briefe, hinter jedem buchhändlerischen Bedenken seines Verlegers eine beleidigende Intrige witterte, von übereilten Schritten abzuhalten, was ihm freilich nicht immer gelang. — Ein anderer diensteifriger Freund Heine's war der Verfasser der „Elsässer Dorfgeschichten“ und einer volksthümlichen Geschichte des Bauernkriegs, Alexander Weill, ein Deutschfranzose, der mit vielseitiger Gewandtheit für eine Unzahl deutscher und französischer Journale korrespondierte, und dessen mannigfache Gefälligkeiten Heine durch die brillante Vorrede vergalt, mit welcher er die erwähnten Dorfgeschichten bei dem deutschen Publikum einführte. Anfangs leidenschaftlicher Republikaner und Socialdemokrat, änderte Weill, zum Verdrusse Heine's, der sich schon früher von ihm zurückgezogen, nach dem Staatsstreiche vom 2. December plötzlich seine politischen Ansichten und wurde ein eifriger Anhänger des zweiten Kaiserthums. — In kollegialisch freundlichem Verhältnisse stand Heine, trotz abweichender Gesinnung, mit den Pariser Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung“, welche den verschiedensten politischen Richtungen huldigten: mit dem Baron Ferdinand von Eckstein, einem getauften und geadelten Juden, welcher sich nach einem abenteuernden Leben in die Beschäftigung mit indischen Studien zurückgezogen hatte, gleichzeitig aber unermüdlich in diplomatisch feinem Stile den Liberalismus bekämpfte; — mit dem Historiographen Capefigue, einem alten französischen Legitimisten, der

mit sorgfältigen Späheraugen jede Blöße des Bürgerkönigthums zu erforschen bedacht war; — mit dem Dr. Seuffert aus München, welcher geistvolle Berichte über französische Wissenschaft, Kunst und Literatur schrieb, — und mit Franz Dingelstedt, der im Herbst 1841 nach Veröffentlichung seiner „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" auf längere Zeit nach Paris kam. Mit deutschen Familien pflog Heine geringen Umgang. In den vierziger Jahren besuchte er jedoch oftmals das Haus der liebenswürdigen Baronin Santeuwel, die in ihren Mittwochsgesellschaften alle in der Weltstadt weilenden deutschen Celebritäten bei sich zu versammeln pflegte.

Schmerzlich entbehrte Heine in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes die Möglichkeit, sich über die politischen und literarischen Zustände der Heimat auf dem Laufenden zu erhalten. Seine ganze Kenntnis derselben musste er aus den wenigen deutschen Zeitungen schöpfen, die ihm in den französischen Cabinets de lecture zu Gesicht kamen, — meist nur die Augsburger „Allgemeine" und das „Morgenblatt". Erst im Jahre 1837 wurde diesem Journalmangel abgeholfen, als die Herren Baer und Ettinghausen ein deutsches Lesekabinett gründeten, das Heine fortan regelmäßig in den Vormittagsstunden frequentierte. „Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt," lautet ein bezeichnender Stoßseufzer in seinen „Gedanken und Einfällen" (Bd. XXII, S. 187). Je mehr er sich von den politischen Flüchtlingen zurückzog, desto angelegentlicher erkundigte er sich bei den alten Freunden, die ihn in Paris aufsuchten, nach den deutschen Verhältnissen. Besonders das Jahr 1835 führte ihm viele Gäste aus der Heimat zu: O. L. B. Wolff, die Schwester Varnhagen's Rosa Maria Assing, die Dichterin Helmina von Chezy, welche er als Student in Berlin kennen gelernt, den jungen Schriftsteller Ludwig Bechstein aus Thüringen und den Improvisator Langenschwarz, der kürzlich in Rußland gewesen und ihm Viel von seinem Bruder Maximilian zu erzählen wusste. Im folgenden Frühjahr kehrte der geniale Musiker Ferdinand Hiller nach Paris zurück, dessen elegante Salons in der Rue Saint-Florentin ein Rendezvousplatz aller berühmten Virtuosen und Komponisten wurden. Hier

traf man den Direktor des Konservatoriums Cherubini, den Violinisten Baillot, die Klavierspieler und Komponisten Chopin, Thalberg und Onslow, den gefeierten Sänger der großen Oper Adolphe Nourrit, und selten fehlte Heine in diesen anregenden Soiréen. Um dieselbe Zeit überraschte ihn August Lewald durch seinen Besuch, und wurde durch ihn bei allen Celebritäten der französischen Literatur eingeführt. Im Winter kamen Detmold und Professor Schottky, der unlängst in deutschen Zeitungen todtgesagt worden, und dem Gutzkow bereits den Nekrolog geschrieben. Heine war nicht wenig erstaunt, als der auferstandene Freund sich plötzlich in seiner Wohnung bei ihm melden ließ. Mit komischem Erschrecken herrschte er ihm die Frage zu: „Was kommen Sie als todter Mann zu mir? Machen mir nicht die Lebendigen schon genug zu schaffen? Weiß Gott, es ist mir schwer angekommen, lieber Professor, aber ich habe mich endlich doch über Ihren Tod getröstet — quälen Sie mich jetzt nicht als Gespenst!" — Sehr lästig waren dem Dichter die Besuche der vielen literarischen Touristen, die sich in seine Häuslichkeit eindrängten, um durch seine Unterhaltung, durch Beschreibung seiner Persönlichkeit, seiner Wohnung rc. Stoff zu feuilletonistischen Genrebildern zu erhaschen, deren Indiscretion ihm unaufhörlichen Aerger bereitete. Nicht selten geriethen sich diese Herren über die geringfügigsten Lappalien — ob das Ameublement von Heine's Zimmern luxuriös oder dürftig, ob er mit diesem oder jenem seiner Landsleute befreundet oder verfeindet sei — gegenseitig in die Haare, forderten ihn zu öffentlichen Erklärungen auf, ob Herr Beurmann, Herr Adelbert von Bornstedt oder Herr Ludwig Wihl der Wahrheit eine Nase gedreht, und beschuldigten ihn der unmännlichen Feigheit, wenn er von diesen Fraubasereien selbstverständlich keine Notiz nahm. — Ein erfreulicheres Ereignis war ihm die Ankunft des Grafen Auersperg, des liebenswürdigen Verfassers der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", welcher den Winter 1837—38 in Paris verlebte und von Heine mit der auszeichnendsten Theilnahme behandelt ward. Auch der Fürst Pückler-Muskau, dessen „Briefe eines Verstorbenen" er mit ungewöhnlichem Interesse gelesen, und der ihn 1835 bei einem kurzen Besuche in der französischen Hauptstadt wiederholentlich verfehlt hatte,

kam einige Jahre später wieder nach Paris und trat zu dem Dichter in ein freundschaftliches Verhältnis, das bis zum Tode Desselben in einer geistvollen Korrespondenz fortgesetzt wurde, und dessen Frucht u. A. jene Widmung der „Lutetia“ war, durch welche Heine dem Gefühl geistiger Wahlverwandtschaft mit „dem romantischen Anacharsis, dem fashionablesten aller Sonderlinge, dem Diogenes zu Pferde, welchem ein eleganter Groom die Laterne vortrug, womit er einen Menschen suchte“, beredten Ausdruck lieh. „Reisende waren wir Beide auf diesem Erdball“, sagte er (Bd. IX, S. 22 u. 32), „Das war unsre irdische Specialität, und Diejenigen, welche nach uns kommen, und in diesem Buche den Kranz sehen, womit ich unsre beiden Namen umschlungen, gewinnen wenigstens ein authentisches Datum unsres zeitlichen Zusammentreffens, und sie mögen nach Belieben darüber glossieren, in wie weit der Verfasser der ‚Briefe eines Verstorbenen‘ und der Berichterstatter der ‚Lutetia‘ zusammen passten.“

Im Sommer 1839 sollte Heine endlich auch die persönliche Bekanntschaft Heinrich Laube's machen, der in Begleitung seiner Frau fast ein Jahr lang in Paris verblieb, und dem im Exil lebenden Dichter die willkommensten Aufschlüsse über die politischen und literarischen Zustände der Heimat gab. Laube, welcher von ihm allen französischen Schriftstellern von Ruf und Talent vorgestellt ward, machte ihn dafür wieder mit Richard Wagner bekannt, der im Herbst jenes Jahres den kühnen Einfall gehabt, als unbekannter Musikus, mit einer Frau, mit anderthalb Opern, mit einer kleinen Börse und einem furchtbar großen, furchtbar Viel fressenden neufundländischen Hunde, an Bord eines Segelschiffes von Riga nach London, von London nach Paris zu fahren, in der Hoffnung, dort Gold und Ehre zu erwerben. In Paris, wo halb Europa um den lärmenden Ruhm konkurriert, wo Alles erkauft, wenigstens bezahlt werden muß, auch das Verdienstvollste, wenn es auf den Markt und dadurch zur Geltung kommen will! Heine faltete andächtig die Hände ob dieser Zuversicht eines deutschen Künstlers. Auch sollte Wagner, trotz Meyerbeer's warmer Empfehlung, bald erfahren, wie geringe Aussicht er hatte, eine seiner Opern in Paris zur Aufführung zu bringen. Um sich die nothdürftigsten Subsistenzmittel zu verschaffen, musste

er Novellen und Musikaufsätze schreiben, musste für einen Musikalienhändler Arrangements für alle Instrumente der Welt übernehmen, und schwer enttäuscht kehrte er im Frühjahr 1842 nach Deutschland zurück. Bald nach seiner Ankunft in Paris komponierte er eine für ihn angefertigte Uebersetzung der Heine'schen „Grenadiere", der eine wahrhaft barbarische Verstümmelung des deutschen Originaltextes angefügt wurde. Schon auf der stürmischen Seereise nach London hatte die Durchfahrt durch die norwegischen Scheren einen wunderbaren Eindruck auf seine Phantasie gemacht; die Sage vom fliegenden Holländer, wie er sie aus dem Munde der Matrosen bestätigt erhielt, gewann in ihm eine bestimmte, eigenthümliche Farbe, welche ihr nur die von ihm erlebten Seeabenteuer verleihen konnten. Dazu machte er in Paris die Bekanntschaft von Heine's origineller Anwendung dieser Sage in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski". Besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab ihm, wie Richard Wagner in einer autobiographischen Skizze erzählt[67]), Alles an die Hand, um diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen. Er verständigte sich mit Heine, schrieb selbst das poetische Libretto, und in sieben Wochen war die ganze Oper komponiert, die in Deutschland rasch zur Anerkennung gelangen sollte.

Auch die dänischen Dichter H. C. Andersen und Oehlenschläger lernte Heine in Paris kennen. Ersterer besuchte ihn im Sommer 1833, und zum zweiten Male im Frühjahr 1843, bei welcher Gelegenheit ihm Heine das wehmüthig trübe Gedicht „Lebensfahrt" ins Album schrieb, worin sich das Gefühl seiner zunehmenden Vereinsamung in der Fremde mit rührendem Klageton aussprach:

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

Und Das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

So ehrenwerth Heine den Charakter Andersen's fand, so belustigend wirkte auf ihn die abstoßende äußere Erscheinung des dänischen Dichters und Dessen krankhafte Eitelkeit. „Er kam mir vor wie ein Schneider," erzählte er einige Jahre später einem ihn besuchenden Deutschen [68]), „und er sieht auch wirklich ganz so aus. Er ist ein hagerer Mann mit einem hohlen, eingefallenen Gesichte und verräth in seinem äußeren Anstande ein ängstliches, devotes Benehmen, wie die Fürsten es lieben. Daher hat Andersen auch bei allen Fürsten eine so glänzende Aufnahme gefunden. Er repräsentiert vollkommen die Dichter, wie die Fürsten sie gern haben wollen. Als er mich besuchte, hatte er seine Brust mit einer großen Tuchnadel geschmückt; auf die Frage, was er den eigentlich da vor seiner Brust sitzen habe, antwortete er mir mit einer ungemein salbungsreichen Miene: ‚Das ist ein Geschenk, welches die Kurfürstin von Hessen mir zu verleihen die Gnade hatte'." — Oehlenschläger verbrachte den Winter 1844—45 in Paris. Eines Abends las er bei Koreff mit schlechter Deklamation und mit prononciert dänischem Accente sein neuestes Trauerspiel vor. Heine rächte sich für die ausgestandene Ohrenmarter, indem er nach beendeter Vorlesung, statt des erwarteten Lobes, mit treuherzigster Miene bemerkte: „Wahrhaftig! hätte ich mir doch niemals vorgestellt, daß ich so gut Dänisch verstünde [69])!"

Von Heine's Freunden in Deutschland waren, seit er nach Frankreich ausgewandert, viele gestorben. Zuerst Ludwig Robert und seine Frau, die im Juli 1832 bei einem Besuche in Baden-Baden fast gleichzeitig der Cholera erlagen, dann die ihm Theuerste von Allen, Rahel, nach deren am 7. März 1833 er-

folgtem Tode er an Varnhagen schrieb[70]) „Ach, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: ‚Leben ist Kriegführen‘. So stehe ich nun auf der Bresche und sehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unsere Freundin hat immer wacker gestritten und hat wohl einen Lorber verdient. Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben — ach! wir armen Menschen, mit Thränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld diese Erde!“ Das lebhafteste Interesse nahm Heine an der Veröffentlichung von Rahel's Briefen. „Es war,“ sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder“ (Bd. XV., S. 6), „eine große That von August Varnhagen, dass er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rahel wusste, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an, und starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.“ Um die nämliche Zeit wurde Heine durch die Nachricht von dem Tode seines Oheims Simon von Geldern in Düsseldorf schmerzlich erschüttert. Im August 1838 starb sein alter Freund Moses Moser, am 5. Mai 1839 Eduard Gans, am 22. Januar 1840 Rosa Maria Assing, und am 25. August desselben Jahres sein „treuer Waffenbruder“ Karl Immermann. Beim Heimgange von Varnhagen's Schwester schrieb Heine an Diesen[71]): „Ich habe die Hingeschiedene sehr gut gekannt, sie zeigte mir immer die liebreichste Theilnahme, war Ihnen so ähnlich in der Besonnenheit und Milde, und obgleich ich sie nicht allzu oft sah, so zählte ich sie doch zu den Vertrauten, zu dem heimlichen Kreise, wo man sich versteht, ohne zu sprechen — Heiliger Gott, wie ist dieser Kreis, diese stille Gemeinde, allmählich geschmolzen seit den letzten zehn Jahren! Einer nach dem Andern geht heim —

Unfruchtbare Thränen weinen wir ihnen nach — bis auch wir abgehn — Die Thränen, die alsdann für uns fließen, werden nicht so heiß sein, denn die neue Generation weiß weder, was wir gewollt, noch was wir gelitten! Und wie sollten sie uns gekannt haben? Unser eigentliches Geheimnis haben wir nie ausgesprochen, und werden es auch nie aussprechen, und wir steigen ins Grab mit verschlossenen Lippen! Wir, wir verstanden einander durch bloße Blicke, wir sahen uns an und wussten, was in uns vorging — diese Augensprache wird bald verloren sein, und unsere hinterlassenen Schriftmäler, z. B. Rahel's Briefe, werden für die Spätgeborenen doch nur unenträthselbare Hieroglyphen sein — Das weiß ich, und daran denk' ich bei jedem neuen Abgang und Heimgang."

Während so die Verbindung mit der Heimat immer lockerer und hauptsächlich nur noch durch die vereinzelten Besucher aus Deutschland unterhalten ward, knüpfte sich mehr und mehr ein freundschaftlich gesellschaftlicher Verkehr zwischen dem deutschen Dichter und den hervorragenden französischen Schriftstellern an. Bei Diesen galt Heine zwar Anfangs für einen halben Franzosen, so lange sie ihn nur noch aus den für die „Revue des deux mondes“ ausgewählten Fragmenten der „Reisebilder“ oder aus seinem von saint-simonistischen Einflüssen inspirierten Buche „De l'Allemagne“ kannten; je mehr ihnen aber im persönlichen Umgange ein tieferes Verständnis seines Wesens aufging, desto deutlicher erkannten sie, dass unter der eleganten, an französische Grazie erinnernden Form sich ein eigen gearteter Geist verberge, der dem Boden einer andern Nation entwachsen und ein glänzender Repräsentant deutscher Gefühls- und Denkweise sei. Es war ein Zeichen hoher Achtung, dass sich ihm nicht allein die Salons literarischer Berühmtheiten an den fest stehenden Empfangsabenden erschlossen, sondern dass ihnen der Besuch Heine's und der von ihm empfohlenen Freunde auch im intimen Verkehr des Familienlebens oder in der zurückgezogenen Stille ihres Arbeitszimmers jederzeit willkommen war. „Dies ist in Frankreich nicht leicht," bemerkt Heinrich Laube, der durch Heine's Empfehlung bei allen Notabilitäten von Paris die zuvorkommendste Aufnahme fand; „der französische Schriftsteller ist sehr karg mit

seiner Zeit, und namentlich Ausländer interessieren ihn wenig. Einer Heine'schen Anfrage aber zeigten sie sich Alle zugänglich, selbst Victor Hugo, dessen Schwulst und Bombast dem Spotte Heine's näher lagen, als der Verehrung. So lange die gegenseitige Abneigung nicht schriftlich und grell manifestiert worden, verdecken die französischen Autoren die inneren Antipathien recht geflissentlich und zeigen sich freundlichst als Männer von Welt, die Höflichkeit einschiebend als einen Wall von Blumen. Davon hatte auch Heine Viel gelernt, und sein artiger Umgang mit französischen Poeten, deren Poesien ihm gar nicht zusagten, verrieth keinen Zug des rücksichtslosen deutschen Schriftstellers." Unerklärlich waren den Franzosen die vielfachen Klatschereien über Heine's Privatleben und die kleinlichen Herabsetzungen seines Ruhmes in deutschen Journalen. Als Alexandre Dumas von diesen Dingen hörte, rief er verwundert aus: „Dann sind ja die deutschen Literaten noch miserabler, als die dortige Presse! Wenn Deutschland von Heine Nichts wissen will, so adoptieren wir ihn gern als den Unsern; aber Heine liebt Deutschland leider mehr, als dasselbe es verdient." Auch Jules Janin erzählte an Weill, der uns diesen Ausspruch berichtet [72]), daſs Heine den Franzosen gegenüber Deutschland stets mit dem lebhaftesten Eifer vertheidige. Anfangs Mai 1837 durchlief sogar eine Notiz die französische und die deutsche Presse, wonach Heine um deutscher Interessen willen ein Duell mit einem jungen französischen Gelehrten ausgefochten. Der Streit begann, Pariser Blättern zufolge [73]), in einem Café, wo einige Franzosen beleidigende Bemerkungen über deutsche Manieren machten. Heine fühlte sich, obwohl jene Bemerkungen keine persönliche Beziehung auf ihn hatten, dadurch als Deutscher verletzt, und rächte sich, indem er einen der Franzosen schwer insultierte. Dieser forderte Genugthuung. Es wurden von jeder Seite zwei Pistolenschüsse gewechselt, dann traten die Sekundanten ins Mittel, und die Gegner trennten sich nach Austausch der gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen. Nach all' diesen Berichten scheint Heine, den seine Feinde in Deutschland beständig des „Franzosenthums" und des verrätherischen Abfalls vom Vaterlande bezichtigten, bei den Franzosen in einem ganz anderen Lichte gestanden zu haben. Die Schriftsteller, mit denen er

am häufigsten verkehrte, waren Alexandre Dumas, Jules Janin, Théophile Gautier, Alfred de Vigny, die Historiker Mignet und Thierry, und die von ihm besonders hochgeschätzte George Sand, „der größte Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen". Aber auch mit Victor Hugo, Thiers, Custine, Béranger, Alfred de Musset, Philarète Chasles, Fréderic Soulié, Granier de Cassagnac, Eugène Sue, Léon Gozlan, mit dem Musiker Hector Berlioz und dem Sänger Roger, mit Emile de Girardin und seiner geistvollen Gemahlin Delphine Gay, sowie mit der als Schriftstellerin unter dem Namen Daniel Stern bekannten Gräfin d'Agoult pflog er von Zeit zu Zeit freundlichen Umgang. Sein brillanter Witz machte ihn überall zum gern gesehenen Gesellschafter; „denn," sagt Gautier in einer Studie über den Dichter [74]), „wenn er verschwenderisch mit seinem Gelde und mit seiner Gesundheit umging, so that er es mehr noch mit seinem Geiste. Obschon er des Französischen durchaus mächtig war, machte es ihm zuweilen Spaß, seine Sarkasmen unter einer germanisierenden Aussprache zu verstecken, zu deren Wiedergabe man sich jener seltsamen Klangmalerei hätte bedienen müssen, durch welche Balzac in seiner ‚Comédie humaine' die barocke Redeweise des Barons von Nucingen markiert; die komische Wirkung war in solchen Fällen unwiderstehlich — es war Aristophanes, der in der Manier Eulenspiegel's sprach." Börne erzählt in den nach seinem Tode gedruckten Ergänzungen seiner Briefe aus Paris einen solchen Scherz, den er, ohne die witzige Pointe zu merken, auf Unkosten von Heine's mangelhafter Kenntnis der französischen Aussprache setzt [75]). Er und Heine waren Trauzeugen bei der Vermählung ihres gemeinschaftlichen Freundes, des Dr. Sichel, und mussten als Solche die Protokolle des Civilstands- und des Kirchenbuches unterschreiben. Als der Sekretär Heine frug, wie sein Name zu schreiben sei, antwortete Derselbe: „Avec une Hache" („Mit einem Beil"), statt zu sagen: „Mit einem Asch" („H"). Das nachfolgende Zeugnis Laube's [76]) ergänzt diese Berichte: „Heine sprach gerade nicht besonders gut Französisch, weil er in guter Stimmung und bei frischem Gedächtnis sein musste, wenn ihm die fremde Sprache leicht fließen sollte. Aber er sprach charakteristisch. Wie er sich im Deutschen immer genau

die überraschenden und treffenden Ausdrücke hervorsuchte, so hatte er sich auch im Französischen vorbereitet. Der schlagende Ausdruck war ein immerwährendes Studium Heine's. Tagelang prüfte und fragte er: wie drückt man diesen Begriff, jenes Wort am Besten im Französischen aus? ‚Ich hab's!‘ rief er eines Tages, bei mir eintretend, — ‚ich hab's! Les élèves de Charles muss man Karlsschüler übersetzen.‘ Mit dieser simplen Entdeckung hatte er sich tagelang beschäftigt. Aber gerade dadurch war er eindrucksvoll bei den Franzosen. Die Ausfüllphrasen wurden gleichgültig, weil die entscheidenden Punkte trefflich zum Vorschein kamen. Er war ihnen wie ein Gesicht, von welchem man nur die prächtigen Augen sieht und beachtet. Uebrigens war er in guter Stimmung vollkommen befähigt, ein inhaltsvolles Gespräch mit den begabtesten Franzosen so zu führen, dass er ganz wie ihres Gleichen erschien. Ich habe Das einmal bei einem Morgenbesuche erfahren, zu welchem uns George Sand annahm, obwohl sie eben erst aus dem Bette aufgestanden war. Sein Verhältnis zu ihr war ein sehr freundschaftliches. Sie war Heine's frivolen Wendungen fremd, aber sie hatte Achtung vor seinem Geiste. Es fanden sich zu diesem Lever allmählich recht verschiedene, aber lauter interessante Personen ein: der Musiker Chopin, damals Günstling der Sand, der Schauspieler Boccage, ein geistvoller Mann, ein Rochefoucauld (Sosthène) mit Traditionsgedanken des französischen Adels, und endlich Lamennais. Zwischen ihm und der Sand gab es ein innerliches Bündnis religiösen Sinnes. Er übersah ihre sinnlichen Bedürfnisse, sie übersah seine kirchlichen Anknüpfungen und Wünsche. Das ehrliche, religiöse Herz war ihnen gemeinschaftlich, ihr beiderseitiges Verhältnis zu Heine war der freie Geist, welchen sie ihm Beide zutrauten, und welchen Heine an jenem Morgen gegen Lamennais fast missbrauchte, — zu meinem Erstaunen missbrauchen konnte, denn es gehörte dazu eine volle Beherrschung der französischen Sprache. Er hatte mir zugeflüstert, dass Lamennais einmal nahe daran gewesen, Papst werden zu können, und dass es den gesellig schüchternen Mann in Verlegenheit setzen werde, wenn das Gespräch nach dieser Richtung hingeleitet würde. Dies that Heine, und zwar in den mannigfaltigsten sarkastischen Wendungen.

An jenem Morgen sprach er Französisch, wie ich es nie wieder von ihm gehört; ein Beweis, wie sehr er Mensch der Stimmung war und wie viel Vorbereitetes zerstreut in ihm lag, was bei erhöhter Stimmung zu einer mächtigen Wirkung gesammelt werden konnte. Im Grunde war es mit seiner deutschen Rede nicht viel anders. Kopfweh war seine immer wiederkehrende Noth. Er glich oft einer hysterischen Frau, die ewige Krisen in Migräne durchmacht. Da sprach er dann abgebrochen und wüst, die Sätze nur halb fertig, die nothwendigsten Worte oft mühsam suchend. Man meinte eine verdrießliche Unfähigkeit vor sich zu haben. Hunderten von deutschen Besuchern hat er damit den widerwärtigsten Eindruck gemacht, denn Geringschätzung Anderer, Ungezogenheit vielfältigster Art fehlten selten dabei; wohl aber fehlte Alles, was man human nennt. Und derselbe Mensch war in der nächsten Stunde ein ganz Anderer. Körperlich wohler und gut angeregt von den Gegenständen des Gesprächs, oder auch nur von den Sprechenden, denen er schmeicheln oder die er bekämpfen wollte, entwickelte er eine Suada voll Inhalt, Raschheit und Lebendigkeit. Seine Stimme war Tenor, weich und angenehm, wenn er guter Laune war. Er konnte dann fein schmeicheln und so liebenswürdig sein, wie er's mit Franzosen war, auch mit denen, die ihm gleichgültig waren." Auch Arnold Ruge hebt die Gewandtheit hervor, mit welcher Heine sich aller Feinheiten der französischen Sprache zu bedienen und aufs schlagfertigste durch einen glücklichen Witz jeden Einwand zu widerlegen verstand [77]). Einmal sagte ein Franzose zu ihm: „Mit dem Rationalismus kann ich mich befreunden, aber den Atheismus begreife ich nicht." „Er ist doch sehr leicht zu verstehen," antwortete Heine; „l'athéisme est le dernier mot du théisme" („der Atheismus ist das letzte Wort des Deismus"). Das „letzte Wort" hat im Französischen einen Anklang von „letztem Willen". Ein andermal störte ihn bei Lektüre der Zeitungen in einem Lesekabinette ein alter französischer Herr, der sich fortwährend mit lautem Geräusch räusperte. Heine rief ärgerlich: „Hsch! hsch!" Dies nahm der Räusperer übel, trat heran und fand sich beleidigt. „Oh, Sie waren's mein Herr?" entschuldigte sich Heine mit artigster Verwunderung. „Um Verzeihung! Ich glaubte,

es wäre ein Hund!" Der alte Herr verneigte sich und gab sich mit der Erklärung zufrieden. —

Auch mit manchen hervorragenden Geistern anderer Nationalität trat Heine während seines Pariser Aufenthaltes in freundschaftlichen Verkehr. Der geistvolle ungarische Publicist Graf Aurel Dessewffy, einer der geachtetsten Führer der altkonstitutionellen Partei und entschiedener Gegner Kossuth's, war bei seinen häufigen Besuchen in Paris in ein näheres Verhältnis zu dem deutschen Dichter getreten, bei welchem er durch seinen Landsmann, den genialen Musiker Franz Liszt, eingeführt worden war, der mit Heine nicht allein einen anregenden persönlichen Umgang, sondern längere Jahre auch eine lebhafte Korrespondenz unterhielt. Bei seinem leidenschaftlichen Interesse für die Sache Polens knüpfte Heine Anfangs Beziehungen zu manchen bedeutenden Mitgliedern der polnischen Emigration an; die vielen Zänkereien und Spaltungen zwischen den Parteiführern ließen ihn aber bald sich von den meisten derselben zurückziehen, und nur mit Theodor Morawski, dem Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten zur Zeit der Erhebung von 1831, blieb er in herzlichem Einvernehmen. Besonders häufig sah man ihn im Hôtel der Fürstin Christina von Belgiojoso, jener edlen italiänischen Patriotin, die dem Streben für die Befreiung ihres Vaterlandes vom Joche der Fremdherrschaft so heldenmüthige Opfer brachte, und der Heine bei ihrer Abreise nach Rom im Jahre 1848, in scherzhafter Anerkennung ihres Muthes, nach dem Tode zu erscheinen versprach, wenn die Atome sich dann noch zu manifestieren vermöchten. Als die österreichische Regierung die in der Lombardei liegenden Güter der Fürstin, welche sogar ein Freikorps in Livorno gelandet hatte, um es vor Mantua in das piemontesische Lager zu führen, mit Beschlag belegte, und die edle Verbannte in größter Dürftigkeit zu Tscherkiesch in Kleinasien lebte, interessierte sich Heine aufs theilnehmendste für das Geschick seiner Freundin. Er forderte den Grafen Auersperg, der ihn im Jahre 1853 wieder besuchte, dringend auf, sich mit Mignet, an den er ihm eine warme Empfehlung ausstellte, über die Mittel zur Linderung der traurigen Lage der lombardischen Emigration zu bereden. Aber so gern auch Beide den Wünschen

Heine's, eine vermittelnde Intercession in dieser humanen Angelegenheit zu übernehmen, entsprochen hätten, mussten sie sich doch bald darüber verständigen, dass unter den damaligen Verhältnissen an keinen Erfolg eines derartigen Schrittes zu denken sei. Erst zwei Jahre später wurde die Beschlagnahme der Güter aufgehoben und der Fürstin die Rückkehr in ihre Heimat gestattet.

Wir haben schon früher der vielen flatterhaften Liebesverhältnisse gedacht, welche Heine in Paris anknüpfte und meistens rasch wieder löste. Eines dieser Verhältnisse sollte sich jedoch nach mannigfachen Schwankungen zu einem dauernden Bündnis gestalten, das dem Dichter alle Segnungen einer befriedeten Häuslichkeit gewährte. Die erste Andeutung seiner leidenschaftlichen Liebe zu Mathilde Crescence Mirat findet sich in einem Briefe an Lewald vom 11. April 1835 (Bd. XX, S. 26). Heine entschuldigt sein langes Stillschweigen mit dem Umstande, dass er zu der Zeit, als er den letzten Brief seines Freundes erhielt, „bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß," aus der er sich noch nicht herausgezogen. „Seit Oktober," fährt er fort, „hat Nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, Niemand sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke . . . Und Das ist Alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, dass ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte." Acht Wochen später heißt es in einem Briefe an Campe (Ebd., S. 28): „Seit vier Monaten ist mein Leben so stürmisch bewegt, namentlich in den letzten drei Monaten schlagen mir die Wogen des Lebens so gewaltig über den Kopf, dass ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen schreiben konnte. Ich Thor glaubte, die Zeit der Leidenschaft sei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hinein gerissen werden, ich sei den ewigen Göttern gleichgestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und

siehe! ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch. Jetzt, Dank meiner unverwüstlichen Gemüthskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten. Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt, meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer. Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor Allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu.' Wieder zehn Wochen später schrieb er aus Boulogne an seinen Freund Laube (Ebd., S. 39): „Den Ueberbringer Ihres Briefes habe ich leider nicht sehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes, — in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben — begreifen Sie, wie Das einen Menschen quälen muss, der stolz und sehr geistreich ist?" Bei seiner Rückkehr nach Paris nahm Heine sofort das Verhältnis zu Mathilden wieder auf, er bezog mit ihr ein hübsch eingerichtetes Logis, und stellte sie seinen Freunden als Madame Heine vor, obschon er, der Dichter der freien Liebe, vorläufig weder daran dachte, die weltlichen Formalitäten bei Schließung einer bürgerlichen Ehe zu erfüllen, noch die Sanktion der Kirche für dieselbe nachzusuchen. Solche Ménages parisiens, die in den Augen der französischen Welt fast legitimiert sind, darf man billigerweise nicht nach deutschem Maßstab beurtheilen. Ehen dieser Art sind in Paris, namentlich bei Künstlern, ungemein häufig; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimen Gattin, und nur die vertrautesten Freunde wissen, dass der bürgerliche Kontrakt und der Priestersegen fehlt. „Unter dem Worte ‚Weib‘," bemerkt Heine einmal in einem Briefe an Campe, wo er von diesem Verhältnisse spricht (Ebd., S. 139), „verstehe ich etwas Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau;" und ein andermal (Ebd., S. 281) schreibt er an Lewald: „Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist eben so moralisch wie der

beste in Krähwinkel.“ Auch fand er keinen Grund, seine Wahl zu bereuen. Eine theilnehmende Genossin seines höheren Geisteslebens, seiner schriftstellerischen Arbeiten, hatte er niemals in Mathilden gesucht; er hatte, wie uns Meißner erzählt[78]), einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandesweibe — Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses Geplauder, ihre oftmals wechselnde, aber stets heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie war eine hübsche Brünette mit vollen, stattlichen Formen, mit einem runden freundlichen Antlitz, das von schwarzen Haaren umrahmt war, mit schelmischen Grübchen auf den Wangen und munter blitzenden Schwalbenaugen; aber der Witz, den man darin las, verbleichte etwas vor der kleinen Stirn und dem starken Munde, so daſs die Physiognomie den Eindruck jener gutmüthigen und harmlosen Charaktere machte, welche entweder für jede Kleinigkeit sich interessieren, oder für Nichts auf der Welt eine innige Theilnahme zu fühlen pflegen[79]). Daſs seine Frau Nichts von seinen Schriften verstand, war für ihn ein Triumph, mit dem er gern etwas kokettierte. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daſs die Bewunderung des Dichters Nichts mit ihrer Liebe zu schaffen hatte. Wie sonst wohl Fürsten ihren Stand verbargen und in Jäger- oder Hirtentracht sich um die Huld eines Mädchens bewarben, um zu sehen, ob sie ihrer persönlichen Eigenschaften wegen geliebt werden könnten, so verschwieg Heine bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften und war entzückt, sich doch geliebt zu wissen, und zwar — parcequ'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunstsprache der Pariserinnen heißt. „Es ist als ein Hauptvorzug an Mathilden zu rühmen,“ sagte er scherzend zu Lewald[80]), „daſs sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat.“ — „Die Leute sagen,“ fügte Mathilde dann wohl hinzu, „daſs Henri ein geistreicher Mann sei und sehr schöne Bücher geschrieben; ich merke aber Nichts davon, und muſs mich begnügen, es aufs Wort zu glauben.“ Zuweilen sprach sie freilich davon, daſs sie mit der Zeit auch Deutsch lernen wolle, und ein in Paris lebender Flüchtling hatte, wie Meißner berichtet, wirklich den Versuch gemacht, ihr die Elementar-

begriffe der deutschen Grammatik beizubringen. Dabei hatte sich aber gezeigt, dass sie zur Erlernung der Sprache Schiller's und Goethe's völlig unfähig sei. Sie hatte es nach einem halbjährigen Studium kaum dahin gebracht, einen deutschen Satz auszusprechen. „Nehmen Sie Platz!" war die eingelernte Formel, mit welcher sie Landsleuten ihres Gemahls ein Fauteuil anzuweisen pflegte, worauf sie ob der plumpen Anstrengung und der Schwierigkeit der Sache jedesmal in ein herzliches Lachen ausbrach. Ein einziges Mal hatte sie neugierig einen Blick in die französische Ausgabe der „Reisebilder" geworfen, „aber," so erzählt Heine lachend in einem Briefe an Lewald (Bd. XX, S. 77) „kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blass wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle gestoßen, und, eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, dass ich *vor* ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben sollte; ja, ich musste ihr versprechen, dass ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle." — „Für Frau Mathilde," sagt Meißner[81]), „war also Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war; er war ihr aber, was alle Welt leugnete, der beste, herzlichste, aufrichtigste Mann. Mit Thränen in den Augen hat sie mir oft, die lächelnde Französin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendste Beweis seltener Herzensgüte waren. Geistreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat sie sich nie gemerkt, sie wusste nichts Dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Ueber ihn selbst wird sie heute eben so Wenig zu erzählen wissen, wie ein Kind, das in seiner Nähe gelebt, aber sie wird sich unermesslich allein, hilflos und verlassen fühlen und einzig in der Erinnerung leben." — „Heine hatte die größte Freude an ihrem naiven fröhlichen Naturell," berichtet Heinrich Laube[82]), „und hat diese Freude an ihr nie verloren. Stets, bis zu seinem letzten Athemzuge, hat er sich glücklich gepriesen in ihrem Besitze, und er selbst hatte immer etwas Naives und Kindliches, wenn er von ihr erzählte und sie schilderte. In keinem andern Verhältnisse habe ich ihn so viel kleine liebenswürdige Züge und Wendungen enthüllen sehen,

welche aus seinen besten Gedichten wie mit Kindesaugen hervorblicken. Er war durchaus lieb und gut und fein und liebenswürdig mit seiner sogenannten ‚kleinen Frau'. Es war sehr drollig, wenn sie fragte, ob es denn wahr wäre, dass ihr Henri ein berühmter Dichter sei? Heine war aber doch darauf bedacht, sie auch systematisch in Kenntnissen und Bildung weiter zu bringen — er gab sie 1839 in ein Pensionat, und besuchte sie nur Sonntags. Eines Sonntags nahm er uns mit. Die jungen Pensionärinnen hätten einen kleinen Ball, und wir sollten seine ‚kleine Frau' tanzen sehen. Sie war bei Weitem die größte unter allen, tanzte aber zum Entzücken ihres Mannes mädchenhaft und graciös wie der kleinste Backfisch. Wie glücklich war er damals, wie unbefangen im Zauberkreise seiner Neigung! Jede Stufe der fortschreitenden Schulbildung, besonders in Geographie und Geschichte, gab ihm Stoff zu lustigen Betrachtungen. Dass sie die Reihe der ägyptischen Könige jetzt besser auswendig wusste, als er selbst, und dass sie ihn belehrt habe über den wunderlichen Vorfall mit der wollespinnenden Lucretia, fand er reizend über die Maßen." In den ersten Jahren störte ihn manchmal das allzu lebhafte und unruhige Temperament seiner französischen Frau. „Wir leben Beide sehr glücklich," schrieb er im Januar 1837 an Lewald (Bd. XX, S. 106), „d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe. Ich war immer der Meinung, dass man in der Liebe besitzen müsste, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes; es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig." — „Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich," heißt es in einem Briefe an denselben Freund vom 18. Oktober desselben Jahres (Ebd., S. 154); „diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist desshalb heilsam, Dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden." Mit der Zeit wurden solche Störungen immer seltener, Heine lernte sich in das Naturell seiner Frau mehr und mehr einleben, und was ihn Anfangs häufig verstimmt hatte, diente ihm später nur noch zur Belustigung. „Fortwährend,"

so erzählt Meißner, „neckte er Mathilden, und stellte sich, wenn sie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergötzte ihn dann ihr kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine possierliche Komödie, bis Mathilde ihr Missverständnis merkte und Beide sich unter Lachen umarmten." — „Meine Frau," schrieb er einmal im Jahre 1843 seinem Bruder Maximilian[83]), „ist ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launisch wie nur irgend eine Französin sein kann, und sie erlaubt mir nicht, in melancholisches Träumen, wozu ich so viel Anlage habe, zu versinken. Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die ans Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlichster Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte." — „Haben Sie schon eine echte Pariser Grisette gesehen?" frug er 1847 den ihn besuchenden deutsch-ungarischen Schriftsteller Kertbeny. „Rund, drall, ewig heiter, liebenswürdig, treu und ehrlich? Sie müssen durchaus keinen deutschen Begriff mit in das Bild mischen, sonst beschmutzen Sie es. Mathilde ist nicht leidenschaftlich, aber auch nicht sentimental; sie ist durch und durch gut, keine Geliebte im lyrischen Sinne, aber eine Freundin, wie es eben eine Französin nur sein kann. Ich geniere sie nun auch nie; sie kann gehen und kommen, wie sie will; sie bleibt oft den ganzen Tag aus, besonders des Sommers, und dann ist sie wieder tagelang wie ein Engel um mich." Auch an der Frömmigkeit seiner Gattin, die aus erzkatholischer Familie war, nahm der selbst so freigeistige Dichter keinen Anstoß. Höchstens gab er ihr den Scherznamen „Nonnotte", mit Anspielung auf den gleichnamigen, durch seine Polemik gegen Voltaire bekannten Jesuiten. Mathilde hatte in ihrem mit Nippsachen geschmückten Zimmer ein Krucifix und einen kleinen Jesus von Wachs; sie betete viel, und ging täglich schön geputzt zur Messe, wie sie es von Hause aus gewohnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Es ist sehr gut," sagte er in seiner humoristischen Weise (Bd. XIV, S. 311), „wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Konfession mehr Treue zu finden, lasse ich dahin-

gestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben, behalten sie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhielten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben sie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkische Uebertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung ist die Beichte hier so nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müssen, ist es besser, sie gestehen gewisse Dinge nur ihrem Beichtiger, als dass sie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Gewissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse zu machen." — Heine war, so wenig ihm Mathilde begründeten Anlass dazu gab, nicht frei von thörichter Eifersucht; er dachte von den Frauen im Allgemeinen nicht allzu hoch, und sein ironischer Geist war unerschöpflich in Anspielungen auf die Unbeständigkeit und Untreue „jener lieblichen Geschöpfe, die wir anbeten und die uns verrathen." Als er im Herbst 1836 mehre Monate im südlichen Frankreich verlebte, und Mathilde bei ihrer Mutter in Paris zurückgeblieben war, stickte die in weiblichen Handarbeiten sehr geschickte Frau einen großen, schönen Teppich, den Heine seinem Freunde Lewald zum Geschenk bestimmte. „Durch diese mühsame und langwierige Arbeit," schrieb er in dem witzigen Begleitbriefe (Bd. XX, S. 106), „hat sie mir bewiesen, dass sie während meiner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiss eben so wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, dass diese Madame Ulysses des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weisgemacht, als Dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen gesponnen." Ein andermal erinnerte er Meißner mit humo-

ristischem Behagen an die von Herodot berichtete Geschichte des erblindeten Königs Pheron von Aegypten, der nach einem Spruche des Orakels, um wieder sehend zu werden, sich mit dem Wasser einer Frau waschen sollte, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Er wusch sich täglich mit dem Wasser einer Andern, blieb aber zehn Jahre lang blind, bis er endlich die Augen im Urin einer Tänzerin aus der Vorstadt badete und nun sofort sein Gesicht wieder erhielt. Heine scherzte viel über diese Geschichte, und nannte sie einen Beweis, dass eine treue Frau von jeher die größte Seltenheit gewesen sei. „Aber," fügt Meißner mit Recht hinzu[84]), „Dies waren nur Blitze einer mit Gegensätzen spielenden Natur, oder vielmehr: ich glaube, Heine sah in seiner Frau selbst jenes Kind der Vorstädte, das er treuer erfunden, als die ehrsamsten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, dass der Poet seine Mathilde mehr geliebt, als jedes andere Wesen auf Erden. Auf seinem Krankenlager, unter den ärgsten Schmerzen, waren seine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren, und sie für den Rest ihrer Tage sicher zu stellen. Es war sein ewiger Schmerz, dass er in den Tagen seines Glückes zu wenig gewirthschaftet und Nichts zurückgelegt, und er suchte nach Kräften das Versäumte nachzuholen. Nur für sie strengte er noch seine letzten Kräfte zur Arbeit an, und jeder Artikel seines Testaments giebt Zeugnis von einer Sorgfalt, die sich über das Grab hinaus erstreckte. Sie war seine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönsten geschmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Koncerte, lächelte, so oft sie ihm entgegen kam, und hatte für sie nur Bonmots und kosende Worte. An seinen Geistesprocessen hat sie nie Theil genommen, von seinen Kämpfen hat sie nie Etwas gewusst, aber sie hat nur durch ihn gelebt und ist ihm zwanzig Jahre lang treulich zur Seite gestanden." —

Im Allgemeinen hatte der Zustand von Heine's Gesundheit sich in Frankreich erheblich gebessert. Die stereotypen Klagen über nervösen Kopfschmerz wurden seltener in seinen Briefen, und die allsommerlichen Badereisen nach Boulogne, Dieppe, Havre

oder Granville, bei welchen er die Bretagne und Normandie nach allen Richtungen durchstreifte, übten eine kräftigende und erfrischende Wirkung. Nur im Sommer 1836 wurde er auf der Reise nach Boulogne von der Gelbsucht befallen, und kehrte deßhalb von Amiens sofort wieder nach Paris zurück. Zur Herstellung seiner Gesundheit von den Aerzten nach dem Süden geschickt, wollte er von Marseille nach Neapel reisen, litt aber bei der Abfahrt noch im Hafen Schiffbruch, und als er darauf nach der spanischen Küste hinüber zu fahren beschloß, bekam das Schiff einen Leck und musste umkehren. Heine nahm diese wiederholten Unfälle für ein böses Omen, und zog es vor, die Provence zu durchwandern, da der Aufenthalt in Marseille ihm nicht zusagte. „Das Geräusch der schachernden Seestadt," schrieb er an Campe (Bd. XX., S. 86), „wirkt peinigend auf meinen Körper; Marseille ist Hamburg ins Französische übersetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der besten Uebersetzung nicht vertragen." Gegen Weihnachten traf er wieder in Paris ein, und eine Reise mit Mathilden durch die Bretagne im folgenden Frühjahr vertilgte die letzten Spuren der Krankheit. Seine äußere Erscheinung war um diese Zeit jugendlicher und gesünder, als je zuvor; seine vollen Wangen waren rosig gefärbt, seine früher so schmächtigen Formen ründeten sich, ja ein leichtes Embonpoint machte sich bemerkbar und ließ ihn die scherzende Befürchtung aussprechen, er werde bald wie ein Bürgermeister aussehen. Es giebt mehrere Bilder von ihm aus dieser Periode. Das erste, von Ary Scheffer, soll etwa aus dem Jahre 1833 stammen, und ist uns nie zu Gesicht gekommen. Es ist, wie Alfred Meißner berichtet [85]), ein schöner Kopf, aber sehr unähnlich den späteren Porträts. Die Bezeichnung: „mit langem Haar, ohne Halstuch" läßt es als möglich erscheinen, daß hier vielleicht eine Verwechselung mit dem von Tony Johannot gezeichneten Bilde vorliegt, das in der weichen Manier Scheffer's gehalten ist und den Chamisso'schen Musenalmanach für 1837 zierte. Dies ist allerdings, trotz der sorgfältigen Ausführung, mehr ein träumerisch idealer Johanneskopf, als ein Porträt H. Heine's. Der untere Theil des Gesichtes und der entblößte Hals sind viel zu lang; die griechische Nase ist ohne die leichteste Krümmung, der

saftige Mund zeigt in den Winkeln nicht die leiseste Andeutung einer satirischen Falte; das Haar fällt weich und seiden fast bis auf die Schultern herab. Das offene Hemd mit breit überfallendem Kragen, wird unterhalb des Halses durch eine feine Brustnadel zusammen gehalten. Noch unähnlicher ist ein bei F. Paterno in Wien erschienenes, 1838 von Jul. Giere gezeichnetes Kniestück in faltigem Mantel, den die linke Hand über dem zugeknöpften Rocke unten zusammen fasst. Ein Brustbild von Fr. Pecht, das 1840 in Paris gezeichnet und neuerdings in einer photographischen Nachbildung von P. Rohrbach bei E. H. Schroeder in Berlin veröffentlicht ward (ein früherer Kupferstich nach diesem Bilde — im Baumgärtner'schen Verlage zu Leipzig — ist total mißlungen), mag schon eher den Zügen Heine's in jener Periode entsprechen, wo er, um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, im Zenith seines Fettes stand; doch ist die Aehnlichkeit eine todte, verdrießlich geistlose. Dunkler Rock, helle Weste. Ein schwarzseidener Shawl ist in doppelter Windung um den Hals geschlungen und vorn in eine Schleife geknüpft, deren Enden breit herunter hängen. Das lange Haar, zu beiden Seiten des vollen Gesichtes glatt herabfallend, ist leicht gekräuselt auf dem Scheitel und verdeckt einen Theil der faltenlosen Stirn. Die kleinen Augen sind matt und ausdruckslos, mit zu schwungvoll gerundeten Brauen. Die Nase ist leicht gebogen und an der Spitze etwas schlaffer gesenkt, als auf dem Oppenheim'schen Bilde. Der Mund üppig, mit vollen Lippen und schmerzlich scharf markierten Winkeln. Die Wangen pausbäckig rund; das volle Kinn unten in eine Fettfalte auslaufend. Durchaus verzeichnet ist das schlechte Steindruck-Porträt, welches die von Arnold Ruge (Leipzig, Verlagsbureau, 1847) herausgegebene Sammlung: „Die politischen Lyriker unserer Zeit" begleitete. Ein von Cäcilie Brandt angefertigtes Bild des Dichters in Nr. 25 der Diezmann'schen „Blätter aus der Gegenwart", Jahrgang 1843, stammt nach Angabe des Redakteurs aus früherer Zeit, kann aber niemals dem Original ähnlich gewesen sein. Alle diese Porträts sind en face aufgenommen, und lassen die fast weiblich feinen Züge minder charakteristisch hervortreten, als die Profilbilder, unter welchen die nach einem Gipsabgusse des

französischen Bronce-Medaillons von David d'Angers gefertigte Photographie (Hamburg, Hoffmann und Campe) vor allen übrigen weitaus den Vorzug verdient.

Die äußere Erscheinung Heine's war stets geschmackvoll und sauber. Seine Röcke waren nach der letzten Mode, doch trug er die Kleider nachlässig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines fashionablen Dandy. Dabei wusste er sich über die herrschenden Moden genaue Rechenschaft zu geben. So war es äußerst ergötzlich, ihn einst drei Silberhäkchen an dem breiten Sammetkragen seines Ueberrocks mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu hören, welche dieselben als geschmacklos angriff und behaupten wollte, dass kein Mensch sich so trüge. Heine konnte triumphierend auf mehre der anwesenden Herren deuten, die eben solche Röcke anhatten, welche gerade damals sehr in Gebrauch waren[86]). — Seine Wohnung trug durchaus nicht jenen Stempel eines künstlerischen Luxus, wie ihn die französischen Schriftsteller lieben. Er hatte in seinen Zimmern keine geschnitzten Möbel, keine kostbaren Teppiche, keine Statuen und Gemälde. Man glaubte sich bei ihm in einem schlichten deutschen Bürgerhause zu befinden, wo die Absicht, jeden Schein des Excentrischen zu vermeiden, sich aufs deutlichste aussprach. Ein hübsch gemaltes weibliches Porträt von Lämmlein, das jene Juliette darstellte, deren der Dichter im Eingange des „Atta Troll" gedenkt, war der einzige Kunstgegenstand, welchem man dort begegnete. — Ueberaus mäßig war Heine im Genuss berauschender Getränke. Selbst in seiner tollsten Studentenzeit hat ihn nie Jemand betrunken gesehen. Grog, Punsch und alle starken Spirituosen verabscheute er, selbst vom Weine pflegte er nur zu nippen, und mit Recht durfte er auf die Bemerkung Levin Schücking's, dass er, trotz seiner Liebe zum Rhein, niemals ein rechtes Rhein- und Weinlied gedichtet, die scherzende Erwiderung geben[63]): „Hab' ich nicht? Es mag wahr sein. Ich habe nie den Wein besungen; da sehen Sie nun gleich, wie ich verleumdet werde, und welch ein moralischer Poet ich bin." Um so größeres Gewicht legte Heine auf eine gute Mahlzeit, und mit behaglichster Gourmandise sah man ihn oftmals bei Véry oder Véfour sich in die Geheimnisse der Speisekarte vertiefen.

„Dies Essen ist so gut, daſs es verdiente, knieend eingenommen zu werden," sagte er einmal zu Arnold Ruge, als Dieser mit ihm in dem berühmten Restaurant des Palais-royal dinierte; und als die Mahlzeit beendigt war, rief er aus: „Nun fühle ich mich besser!" Ein andermal traf ihn in der Provinz ein befreundeter Engländer, als er eben an der Table d'Hôte über die Verdienste eines köstlichen Aalgerichtes mit sich zu Rathe ging. Er sah äußerst glücklich aus, und antwortete dem Engländer, der ihn nach dem Grund seiner Heiterkeit fragte: „Wie darf Sie Das überraschen! War jemals ein Mensch unglücklich, während er gut aß?"

Heine war niemals ein guter Wirthschafter gewesen, und Mathilde verstand so wenig, wie er selbst, haushälterisch mit dem Gelde umzugehen. Die häufigen Villeggiaturen zur Frühjahrszeit auf den Dörfern in der Umgegend von Paris, die allsommerlichen Badereisen, bei welchen er sich ebenfalls meistens von seiner Frau begleiten ließ, der oftmalige Wohnungswechsel und die so reichlich gewährten Unterstützungen an hilfesuchende Freunde oder Bekannte verschlangen bedeutende Summen, die zu den Einkünften des Dichters in keinem rechten Verhältnisse standen. Von seinem Onkel Salomon empfing er seit seiner Uebersiedelung nach Paris eine Jahresrente von 4000 Franks; was er durch literarische Arbeiten erwarb, belief sich in der ersten Zeit auf Wenig mehr, als jährlich im Durchschnitte 3000 Franks, so daſs seine gesammte Jahreseinnahme reichlich 7000 Franks oder circa 2000 Thlr. betrug; gewiſs eine kärgliche Revenue für einen Schriftsteller von verschwenderischen Gewohnheiten, der in Paris im Foyer der vornehmen Gesellschaft lebte! Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daſs er sich in unaufhörlichen Geldverlegenheiten befand und beständig auf Mittel sann, seiner Finanznoth abzuhelfen. Die Bekanntschaft mit dem Baron James von Rothschild, in dessen Familie er gleich bei seiner Ankunft in Paris durch einen Empfehlungsbrief seines reichen Oheims eingeführt war, brachte ihn auf den Gedanken, sich in allerlei gewagte Börsenspekulationen einzulassen, bei welchen ihn zuweilen nur die Freundschaft des Fürsten der Millionäre vor allzu empfindlichem Schaden behütete. Es cirkulierten übrigens unzählige

Anekdoten, welche, wenn auch nur der geringste Theil davon wahr sein sollte, den Beweis liefern, daſs der deutsche Dichter sein stolzes Selbstgefühl als Repräsentant geistiger Mächte dem Goldkönig gegenüber aufs rühmlichste bewahrte und Demselben Nichts weniger als schmeichelte[87]). Die Kapacität des Barons James erstreckte sich bekanntlich nur auf Finanzoperationen; für Kunst und Poesie hatte er geringes Verständnis, und seine cynische Verachtung der Söhne des Genius sollte ihm mehr als einmal fatale Verlegenheiten bereiten. Balzac hat ihn in mehreren seiner Romane als Baron Nucingen unsterblich lächerlich gemacht, und schlimmer noch erging es ihm mit Horace Vernet, als er sich einst von dem großen Schlachtenmaler porträtieren lassen wollte. Der Baron fand den geforderten Preis von 150 Louisd'or zu hoch und begann zu feilschen. Vernet steigerte jetzt ärgerlich seine Forderung auf 200, dann auf 300 Louisd'or, und schrie endlich außer sich: „Fünfhundert Louisd'or oder -- gratis!" und malte auf seinem berühmten Bilde: „Die Wegnahme der Smala Abdelkader's" den Baron in Gestalt jenes fliehenden Juden im Vordergrunde des Gemäldes, der, ohne sich um das Gemetzel zu bekümmern, nur sein Kästchen mit Gold und Edelsteinen zu retten sucht. — „Was thu' ich mit all den faulen Schriftstellern und Künstlern?" rief der Baron einmal verächtlich aus; „wenn ich will, kauf' ich sie dutzendweis." — „Wohl möglich," antwortete Heine; „aber wie werden Sie es anfangen, wenn Sie sie gekauft haben, sie mit gutem Verdienst wieder los zu werden? Denken Sie an Horace Vernet!" — Eines Abends kam das Gespräch auf das in Paris so schmutzige und trübe Wasser der Seine. Der Baron erzählte, daſs er den Fluſs in der Nähe seiner Quelle gesehen habe, und daſs sein Wasser dort klar und hell wie Krystall sei . . . „Ihr Herr Vater soll auch ein sehr rechtschaffener Mann gewesen sein, Herr Baron," warf Heine trocken dazwischen. Die Anwesenden bissen sich auf die Lippen — der Baron verstand nicht die Malice. — „Herr Doktor," rief er ihm einmal bei Tische zu, „Sie sind doch ein Gelehrter, sagen Sie mir, warum dieser Wein Lacrymae Christi heißt." — Uebersetzen Sie nur!" antwortete Heine; „Christus weint, wenn reiche Juden solchen Wein trinken,

während so viel' arme Menschen Hunger und Durst leiden." — Rothschild bewohnte jenen neuen, ganz im Renaissancestile ererbauten Palast in der Rue Laffitte, auf dessen Ausschmückung er Millionen verwandt hatte. Er glaubte sehr geistreich zu sein, indem er jeden Besuchenden fragte: „Comment trouvez-vous mon chenil?" — „Wissen Sie, dass chenil Hundehütte heißt?" flüsterte ihm Heine ins Ohr. — „Nun, was ist?" fragte Rothschild. — „Und dass Sie der Bewohner dieses chenil sind? Wenn Sie so schlecht von sich denken, verschweigen Sie es wenigstens." — In seinen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" spottet Heine gelegentlich über das „Unglück" Rothschild's, so viel Geld zu besitzen. „Es wimmelt in der Welt von Philanthropen," scherzt er (Bd. X, S. 130), „es giebt Thierquälergesellschaften, und man thut wirklich sehr Viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher sind, geschieht gar Nichts. Ueberreichthum ist vielleicht schwerer zu ertragen, als Armuth. Jedem, der sich in großer Geldnoth befindet, rathe ich, zu Herrn von Rothschild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, dass er etwas Erkleckliches bekömmt), sondern um sich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu trösten. Der arme Teufel, der zu Wenig hat und sich nicht zu helfen weiß, wird sich hier überzeugen, dass es einen Menschen giebt, der noch weit mehr gequält ist, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in seine kosmopolitische Riesentasche geflossen, und weil er eine solche Last mit sich herumschleppen muss, während rings um ihn her der große Haufe von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausstreckt." — „Wie geht es Ihnen?" frug Heine einst den Baron. „Ich bin verrückt," antwortete Dieser. „Ehe Sie nicht Geld zum Fenster hinauswerfen," sagte der Dichter, „glaube ich es nicht." Der Baron fiel ihm seufzend in die Rede: „Das ist eben meine Verrücktheit, dass ich nicht manchmal Geld zum Fenster hinauswerfe." — So sehr Heine, nach seiner gewohnten Art, im persönlichen Umgange mit Herrn von Rothschild seinen Witz an Demselben übte, und ihn seine geistige Ueberlegenheit empfinden ließ, so fein und zartfühlend war sein Verkehr mit der Dame des Hauses, deren mildthätigen Sinn er oftmals, wie in dem Falle von Ludwig Markus, zur Unter-

stützung bedrängter Landsleute in Anspruch nahm, wenn seine eigene Kasse erschöpft war, und der er als Zeichen seiner Hochachtung das schöne Gedicht „Die Engel“ (Bd. XVIII, S. 142 [133]) in ein Exemplar des „Atta Troll“ schrieb. Die vielfachen Zuvorkommenheiten, welche der Baron ihm erwiesen, suchte Heine nach Kräften durch Wort und That zu vergelten. In seinen Korrespondenzberichten für die „Allgemeine Zeitung“ (Bd. X, S. 125 ff. ꝛc.), vor Allem aber in seiner Denkschrift über Börne (Bd. XII, S. 37 ff.) hob er auf anerkennendste Weise die novellierende Bedeutung des von den Brüdern Rothschild geschaffenen Rentensystemes und ihre Verdienste um den Aufschwung des Verkehrs- und Industriewesens hervor. Eben so verhütete er durch seine Intervention das Erscheinen einer von Friedrich Steinmann verfassten Geschichte des Hauses Rothschild, die sehr scharfe und ungerechte Invektiven enthielt. Julius Campe zahlte, auf Andringen Heine's, welcher ihm die Erstattung aller Unkosten aus eigener Tasche garantierte, dem Verfasser das geforderte Honorar, ließ aber die Schmähschrift niemals das Licht der Oeffentlichkeit erblicken (Bd. XX, S. 365). Freilich konnte er nicht hindern, daß Herr Steinmann dieselbe in späteren Jahren, nach dem zurückbehaltenen Brouillon überarbeitet, im Verlag einer anderen Firma (Prag, bei J. Kober, 1858) herausgab.

Gerade zur Zeit, als die Verfolgungen über das „junge Deutschland“ herein brachen, durch welche auch Heine seine Schriftsteller-Existenz so bedrohlich gefährdet sah, sollten ihn noch mancherlei andere Unglücksfälle betreffen. Ein Freund, für den er gutgesagt und bei dem er Gelder deponiert hatte, brachte ihn um mehre tausend Franks und versetzte ihn dadurch in die peinlichste Lage. Vor Aerger und Aufregung erkrankte der Dichter an der Gelbsucht, und als der reiche Onkel Salomon, den er um Beistand angerufen, nur mit Vorwürfen antwortete und ihn bei seinen Zahlungsnöthen im Stiche ließ, schrieb er Demselben von seinem Krankenbette aus einen herben Klagebrief, welcher den einstweiligen Abbruch aller Beziehungen zwischen Oheim und Neffen zur Folge hatte. „Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst aufs bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen,“ meldete er im November 1836

einem Freunde, und in einem Briefe an Campe vom 10. Mai des folgenden Jahres schrieb er (Ebd., S. 93, 98 u. 138): „Mit meinem Oheim Salomon Heine stehe ich sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es ist schlimm genug, dass dieser Mann, der, wie ich höre, Institute stiftet, um herunter gekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen, seinen Neffen mit Weib und Kind in den unverschuldetsten Nöthen lungern lässt." Ein Vierteljahr später ermahnt er seinen zum Besuch in Hamburg anwesenden Bruder Maximilian aufs eindringlichste, den Verleumdungen, welche im Hause des Onkels von klatschhaften Zungen über ihn vorgebracht werden möchten, keinen Glauben zu schenken. „Zur Zeit," sagt er[88]), „als ich durch Krankheit und unverschuldetes Unglück bis zur äußersten Bitterkeit gestimmt war, schrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen musste, und der dennoch nur seinen Zorn erregte. Das ist all sein Klagegrund gegen mich! Denn die paar tausend Franks, die ich ihm koste, berechtigen ihn schwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, dessen Generosität . . . genug davon! Du weißt, dass ich diesen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun musste ich . . . genug davon! Am meisten schmerzt mich die Meinung der Welt, die sich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann, als durch irgend eine schlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und im Publikum verschweigt . . . ach! wenn ich schlechte Handlungen begehen wollte, ich stünde gut mit der ganzen Welt und . . . genug davon!" Schon ehe der Bruder ihm rieth, den Zorn des Oheims durch ein versöhnliches Entgegenkommen zu beschwichtigen, hatte H. Heine dem Letzteren einen gehorsamen, ganz aus der Seele geflossenen Versöhnungsbrief geschrieben, der jedoch keine Wirkung gethan. „Ist Onkel Heine so edel, so großmüthig, wie du mir immer rühmst," antwortete der Dichter seinem Bruder; „ist er dieser außerordentlich edle, große Mensch, so geb' ich ihm ja Gelegenheit, es zu beweisen . . . Ich werde ihm mit dem zunächst abgehenden Dampfboote schreiben. Der Gedanke schon an diesen Brief erregt allen

Missmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, sondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geschunden von den schneidendsten Beschuldigungen, und ich soll um Verzeihung bitten! Es giebt keine Opfer, welche ich für diesen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehnmal mehr Kummer verursacht, ich hätte es gewiss längst verziehen, aber es ist grausam hart, dass ich das himmelschreiende Unrecht, das er an mir begeht, verschweigen soll. Ich bin kein falscher Mensch, sagt mein seliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle." In der That schloss er diesem Briefe an seinen Bruder ein stolzdemüthiges Schreiben an den Oheim bei, das folgendermaßen lautete: „Havre de Grâce, den 1. September 1837. Lieber Onkel! Mit Verwunderung und großem Kummer ersehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, dass Sie noch immer Beschwerde gegen mich führen, sich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt glauben; und mein Bruder, in seinem Enthusiasmus für Sie, ermahnt mich aufs dringendste, Ihnen mit Liebe und Gehorsam zu schreiben, und ein Missverhältnis, welches der Welt so viel Stoff und Skandal bietet, auf immer zu beseitigen. Der Skandal kümmerte mich nun wenig, es liegt mir Nichts daran, ob die Welt mich ungerechterweise der Lieblosigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewissen ist ruhig und ich habe außerdem dafür gesorgt, daß, wenn wir Alle längst im Grabe liegen, mein ganzes Leben, mein ganzes reines, unbeflecktes, obgleich unglückliches Leben, seine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir sehr Viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt ist, zu verscheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieses ist jetzt das schmerzlichste Bedürfnis meiner Seele, und um diese Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden, und deren ich mich n u r e i n m a l im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdientesten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtigste Krankheit, die Gelbsucht, mein ganzes Wesen verkehrte, und Schrecknisse in mein Gemüth traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wissen, dass in unserer Familie, bei

unserem aufbrausenden und offenen Charakter, die bösen Worte nicht Viel bedeuten, und in der nächsten Stunde, wo nicht gar vergessen, doch gewiss bereut sind. Wer kann Das besser wissen als Sie, lieber Onkel, an dessen bösen Worten man manchmal sterben könnte, wenn man nicht wüsste, dass sie nicht aus dem Herzen kommen, und dass Ihr Herz voll Güte ist, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären sie noch so böse, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich aufs gramvollste, es schmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die sich jetzt in Ihrem Herzen selbst zeigt. Ich sage unnatürliche Härte, denn sie ist gegen Ihre Natur, hier müssen unselige Zuflüsterungen im Spiel sein, hier ist ein geheimer Einfluss wirksam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um so verdrießlicher ist, da mein Argwohn Jeden in Ihrer Umgebung, die besten Freunde und Verwandte verdächtigen könnte — Mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alle andere Unglücke muss mich dieses Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es ist, dass ich davon erlöst werde. Sie haben keine Vorstellung davon, wie sehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen besseren Eigenschaften verdanke ich die Kümmernisse, die mich zernagen und vielleicht zerstören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörtesten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die schleichenden Intrigen, die nach den wilden Aufregungen des Parteikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht erhält, ist der Stolz der geistigen Obermacht, die mir angeboren ist, und das Bewusstsein, dass kein Mensch in der Welt mit weniger Federstrichen sich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. — — Aber sagen Sie mir, was ist der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius lastet? Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geister, die Thürme der Menschheit, am öftesten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit so liebreich verschont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe säet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der so weichfühlend, so mit-

leidig, so barmherzig ist gegen fremde Menschen, sich jetzt so hart zeigt gegen seinen Neffen?“ Wie Maximilian Heine erzählt, gab ihm der Oheim, welcher bei Lektüre dieses Briefes mehrmals ärgerlich von seinem Lehnstuhl in die Höhe geschnellt war, das Schreiben zurück, und tobte und murrte mehrere Tage lang, mit dem beständigen Refrain: „Nichts will ich für ihn thun!“ Endlich jedoch gelang es dem Bruder, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, und als Salomon Heine im September des nächsten Jahres zur Hochzeit eines Neffen auf einige Tage nach Paris kam, bezeigte er sich überaus huldreich gegen den Dichter und dessen Frau, und erhöhte die Jahresrente Desselben auf 4800 Franks, mit dem Versprechen, dass die Hälfte dieser Rente, welche in monatlichen Raten von 400 Franks bei dem Bankierhause Fould & Co. erhoben ward, nach dem Tode H. Heine's auf seine Wittwe übergehn solle.

Inzwischen hatte sich Letzterer durch die Weigerung des Oheims, ihm in seinen außerordentlichen Finanznöthen beizustehen, zwei Jahre lang in steigender Geldverlegenheit befunden. In dieser misslichen Lage, die ihn zu Demüthigungen mancher Art nöthigte, war ihm sogar der Einfall gekommen, seinen alten Freund Moser, welchem er vor fünf Jahren auf so verletzende Art jeden Verkehr aufgekündigt, um ein Darlehen von 400 Thalern anzusprechen. Das seltsame Schreiben ist aus Avignon, den 8. November 1836, datiert und lautet der Hauptsache nach, wie folgt (Bd. XX, S. 91 ff.): „Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängst, erfreuen, obgleich die Veranlassung Nichts weniger als erfreulich ist? Wirst du verstehen, dass dieser Brief der höchste Beweis ist, den ich dir von der Zuversicht meiner Freundschaft geben konnte? Wirst du ihn sogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deshalb schreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerstreben, ja sogar mit der wehmüthigen Freude, dass ich doch endlich wieder einmal dazu komme, dir wirklich einen Brief zu schreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht hab' ich freilich genug an dich, und als ich unlängst in Paris todtkrank darniederlag, und in schlafloser Fiebernacht alle meine Freunde musterte, denen ich wohl

die Execution meines letzten Willens anvertrauen dürfte: da fand ich, dass ich deren keine zwei auf dieser Erde besitze, und nur allein auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und desshalb wende ich mich auch heute an dich, und der Freund, dem ich Jahre lang nicht geschrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange . . . Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muss ich dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblicke so schlecht, dass nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde." Im weiteren Verlauf seines Briefes deutet Heine in der Kürze an, wie er sich mit dem reichen Oheim ganz überworfen, wie seine französischen Freunde ihn durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn in großen Geldschaden gebracht, wie Andere ihn exploitiert, und wie die deutschen Regierungen ohne Anklage und Urtheil, so zu sagen, seine Feder konfisciert, ihn seines literarischen Eigenthums beraubt hätten. „Aber," so schließt er seine Klagen, „es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren. Ich weiß nicht, theurer Moser, ob ich dir noch so viel werth bin, wie ehemals; ich weiß nur, dass ich seitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre Dieses der Fall, so befände ich mich heute nicht in schmerzlicher Geldnoth, wenigstens würde ich zu ganz anderen Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir sagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterschrieben ist, darfst du Glauben schenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Christen und Juden; Letzere sind gegen mich erbost, daß ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Nassau oder sonstigen Krähwinkelstaaten. O der Kurzsichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Hast auch du mich missverstanden? — Ich schreibe dir diese Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Residenz der Päpste und der Muse Petrarca's: ich liebe Diesen eben so wenig wie Jene; ich hasse die christliche Lüge in der Poesie eben so sehr wie im Leben. Leb wohl und hilf deinem Freunde H. Heine."

Die Geldnoth Heine's war nicht allein durch zahlreiche Notizen der Pariser Korrespondenten für deutsche Blätter bekannt

geworden, sondern auch der Dichter selbst hatte in der Vorrede zum dritten „Salon"-Bande des materiellen Elends gedacht, in welches ihn die Beschlüsse des Bundestags durch Beraubung seiner Erwerbsmittel zu stürzen drohten. Mit berechtigtem Unmuthe warf Gutzkow den Deutschen vor, dass sie in einer Zeit bitterer Verfolgung, wo die Literatur ihre Geburten, so zu sagen, mit Angst auf öffentlicher Straße ablegen müsse, Nichts für ihre Schriftsteller thäten, denen sie doch so viel Genuss und Anregung verdankten. „Lebte Jean Paul noch unter uns," meinte er[89]), „und hätte durch irgend einen Nachtrag zu den ‚Dämmerungen' seine bairische Pension verscherzt, ihr würdet sie ihm nicht gezahlt haben . . . Freilich, wir Deutsche sind nur poetisch bis zu einem gewissen Grade. Dass wir nun auch denken sollten: Wie viel Liebes und Gutes hat nicht Heine geschrieben, wie rührend ist sein Scherz, wie drollig sein Pathos, wie lächerlich sind seine Thränen, wie wunderlich und anziehend alle seine Gebärden! Und dass wir nun, statt Goethen und Schillern und Lessingen ein Denkmal aus Stein zu setzen, es so machten, wie die Franzosen mit Berryer, und Heinen ein Landgut kauften, oder so, wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm seine Schulden bezahlten — dazu werden wir zeitlebens zu ungeschickt sein. Niemand würde uns hindern, ihm bei einem Pariser Hause so lange eine Pension auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelaufen und dem Staate genug gethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller werden die Deutschen zusammen bringen." — Unter diesen Umständen kann es nicht allzu sehr überraschen, dass Heine in seiner materiellen Bedrängnis sich zu einem Schritte entschloss, der ihm hart genug ankommen musste, und der ihm von seinen Gegnern aufs schlimmste ausgelegt worden ist. Er nahm nämlich seine Zuflucht zu einer jährlichen Unterstützungs-Pension aus Staatsmitteln, zu „jenem großen Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution, in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten." Unter den Männern, welche auf dieser Pensionsliste figurierten, befanden sich Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge

aus Griechenland und San Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hoch klingende Namen von Baronen, Grafen, Fürsten, Generälen und Exministern, Priestern und Volksmännern, eine Aristokratie von Berühmtheiten des Talents und des Unglücks. Aus derselben Kasse des Ministeriums der äußern Angelegenheiten, aus welcher der Exkönig von Schweden Oberst Gustavson, Godoy der „Friedensfürst“, und der verdienstvolle Geschichtschreiber Augustin Thierry ihre Jahrgehalte bezogen, empfing auch der deutsche Dichter die verlangten Hilfsgelder, welche ihm als eine „allocution annuelle d'une pension de secours“ zuerkannt, und in Monatsraten von 400 Franks regelmäßig bis zum Jahre 1848 ausgezahlt wurden. Die Anweisung dieser Unterstützungsgelder auf die geheimen, keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzten Fonds findet ihre genügende Erklärung in dem Wunsche der französischen Regierung, sich nicht durch Namensnennung ihrer Pensionäre, unter welchen in Dürftigkeit gesunkene Männer und Frauen des höchsten Ranges waren, einer lieblosen Indiskretion schuldig zu machen. „Vielleicht auch wollte sie,“ wie Heine in einer öffentlichen Erklärung über diese Hilfsgelder andeutet (Bd. X, S. 152), „nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden.“ Irgendwelche Verpflichtungen der französischen Regierung gegenüber hat Heine durch Annahme dieser Unterstützung weder übernommen, noch ist dafür jemals der geringste Dienst von ihm begehrt worden. Nachdem Guizot am 29. November 1840 an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, ließ er dem deutschen Dichter die Fortsetzung seiner Pension notificieren, und die Audienz, in welcher Dieser sich dafür bei dem Minister bedankte, ist die einzige Berührung, in welche er je mit Demselben gekommen. Eine andere Frage ist, ob Heine sich nicht moralisch verpflichtet fühlte, eine Regierung, von welcher er eine ansehnliche Geldunterstützung bezog, fortan in seinen Büchern und Journalkorrespondenzen mit einiger schonenden Rücksicht zu behandeln. Und es kann nicht geleugnet werden, daſs in seinen Aufsätzen für die „Allgemeine Zeitung“ aus dem Anfang der vierziger Jahre

allerdings eine minder schroffe Befehdung der Politik Ludwig Philipp's und seiner Räthe vorwaltet, als in früheren Berichten. Zu einer offenen Vertheidigung der gouvernementalen Akte ließ er sich freilich niemals herbei, und so durfte die Redaktion jener Zeitung mit Grund erklären, dass er seine Pension in keinem Falle für Das, was er schrieb, empfangen habe. Sie hatte aber geringes Recht, gleichzeitig die Insinuation hinzu zu fügen, als ob Heine vielmehr „für Das, was er nicht schrieb," bezahlt worden sei; denn sie wusste sehr gut, dass unter den bestehenden Verhältnissen kein scharfer Angriff Heine's auf das Regierungssystem Ludwig Philipp's in ihrem Blatte gedruckt worden wäre. Der schlaue König hatte nämlich schon vor dem 29. November 1840 den damaligen Censor der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg zum Officier der Ehrenlegion ernannt, und Dieser strich seitdem unbarmherzig jedes missliebige Wort in den Berichterstattungen über französische Zustände. Zudem konnte Heine sich nicht verhehlen, dass eine allzu feindselige Kritik der Regierungsmaßregeln Ludwig Philipp's und seiner Minister voraussichtlich die Ausweisung des unbequemen Korrespondenten aus Paris zur Folge haben würde. Gegen solche Vexationen hätte ihn allerdings die Erwerbung des französischen Bürgerrechts geschützt, und in einer ängstlichen Stunde hatte er einst die Formalitäten erfüllt, welche den Ausländer in Stand setzen, nöthigenfalls die Naturalisation ohne Zögerung zu erlangen. Aber vor dem definitiven Akt hegte er immer eine unüberwindliche Scheu. „Es war," sagt er (Bd. X, S. 180), „der närrische Hochmuth des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro Forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf Das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich Etwas thun sollte, was nur halbwegs als ein Lossagen vom Vaterlande erscheinen mochte . . . Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müsste, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose. Ich käme mir selber vor wie eine jener Missgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt.

Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im französischen Truthahnpathos die unnatürlichsten Alexandriner zu skandieren, während der andere in den angebornen wahren Naturmetren der deutschen Sprache seine Gefühle ergösse . . . Nein, der Steinmetz, der unsre letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: „Hier ruht ein deutscher Dichter'." — Der zufällige Umstand, daß der größere Theil des Publikums erst im Frühjahr 1848 durch die Enthüllungen der „Revue retrospective", welche aus den Archiven der Juli-Regierung die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizot's veröffentlichte, von der Unterstützungspension Heine's Kunde erhielt, hat Viel dazu beigetragen, die Sache in einem widerwärtigen Lichte erscheinen zu lassen. In Wahrheit machte der Dichter, von welchem man doch nicht verlangen konnte, daß er ohne triftigen Grund öffentliche Rechenschaft über seine Einnahmequellen ablege, Freunden und Bekannten gegenüber niemals ein Hehl daraus, daß er jene Unterstützung bezöge; Kertbeny, der ihn im Februar und März 1847 wiederholt besuchte, erzählt sogar[90]), daß Heine dieselbe als ein Zeichen hervorhob, wie man in Frankreich selbst den fremden Schriftsteller zu achten wisse, während man in Deutschland den Landsmann zu Grunde gehen lasse.

Der Versuch zweier Stuttgarter Buchhändlerfirmen (Hallberger und Scheible), durch Vermittelung August Lewald's Unterhandlungen mit Heine über den Verlag einer Gesammtausgabe seiner Werke anzuknüpfen, bewog den Dichter, im April 1837 einen Kontrakt mit Julius Campe abzuschließen, wonach er Diesem für eine Pauschalsumme von 20,000 Franks das Recht der Ausbeutung seiner sämmtlichen Schriften auf elf Jahre verkaufte. Bei dem Besuche Heine's in Hamburg im Herbst 1843 wurde dieser Kontrakt durch einen neuen ersetzt, welcher dem Verleger das durch keinen Termin beschränkte Ausbeutungsrecht der Gesammtausgabe sicherte, wofür dem Dichter eine jährliche, nach seinem Tode auf seine Wittwe vererbende Leibrente zufiel, die für die nächsten vier Jahre 200, von 1848 an aber

1200 Mark Banko betragen sollte, und die seit Anfang 1853 laut nachträglicher Vereinbarung auf 1500 Mark Banko erhöht ward. Durch diesen Verkauf einer künftigen Gesammtausgabe seiner Werke, deren Erscheinen er nicht mehr erleben sollte, sah Heine sich mindestens für die nächste Zeit von seinen finanziellen Bedrängnissen erlöst, er konnte seine Schulden, welche die bedenkliche Höhe von 20,000 Franks erreicht hatten (Bd. XX, S. 100), vollständig berichtigen und einer sorgloseren Zukunft entgegen sehn. Auch von anderer Seite kamen ihm gerade jetzt mancherlei ehrenvolle Anträge zu gut honorierten literarischen Arbeiten. Für den dritten Jahrgang der von August Lewald in Cotta'schem Verlage herausgegebenen „Allgemeinen Theater-Revue" schrieb er im Frühling 1836 auf dem Dorfe Coudry bei Le Plessi in der Nähe von Fontainebleau jene geistvollen Briefe über die französische Bühne, welche Anfangs 1838 abgekürzt auch in französischer Version in der „Revue musicale du 19e siècle" erschienen, und 1840 im vierten „Salon"-Bande wieder abgedruckt wurden. Flüchtigere Arbeiten sind die Vorrede Heine's zu einer, von der Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart veranstalteten, deutschen Prachtausgabe des „Don Quixote" mit Tony Johannot'schen Illustrationen, und die Erläuterungen zu „Shakspeare's Mädchen und Frauen", welche den Text zu einer, im Verlage des Pariser Buchhändlers Delloye erschienenen Galerie ziemlich werthloser englischer Stahlstiche bildeten, und dem Dichter mit der ansehnlichen Summe von 4000 Franks honoriert wurden. Der Briefwechsel mit Campe giebt Zeugnis davon, daſs Heine sich, trotz all' seines Poetenleichtsinns, auf Geschäftsangelegenheiten recht wohl verstand, und Laube bemerkt mit Recht[91]), daſs von seiner Familie und seiner Jugendzeit her ein positiver Kaufmannsrest in ihm verblieben war. Nicht bloß in seiner sauberen, kaufmännisch festen Handschrift prägte sich Dies aus; nein, auch in Geldfragen war er genau, er berechnete Auflagen und Honorare sehr pünktlich; er machte mit Behendigkeit Ueberschläge, er spekulierte, unter klassenmäßiger Eintheilung und Abtheilung des Publikums, auf Leser und auf Käufer, er that sich Etwas zu Gute auf seine literarische Geschäftskenntnis. Aber nach allen Vorbereitungen der Ziffern war doch ein Windstoß

der öffentlichen Meinung, war irgend eine höhere Wendung der Dinge hinreichend, diesen ganzen Ziffernbau wie ein Kartenhaus umzublasen. Der Poet und der Gentleman sprangen dann in ihm auf und ließen jeglichen Streit um Geldvortheile ohne Beachtung.

Der großartige Aufschwung, welchen das Journalwesen seit der Julirevolution in Frankreich nahm, erweckte insbesondere Heine's Aufmerksamkeit. Er hatte den Organismus der Presse jahrelang gründlich studiert und glaubte ihren Geheimnissen endlich tiefer, als irgend ein Anderer, auf die Spur gekommen zu sein. Nun wollte er es im reichen Erwerb den Franzosen gleichthun, welche den eigenen Boden pflügten und von ihm mit goldenen Früchten gelohnt wurden, die dem armen Eingewanderten niemals reifen wollten. Er schmeichelte sich, eine Kombination erfunden zu haben, durch welche eine von ihm in Paris herauszugebende deutsche Zeitung alle bestehenden Blätter überflügeln und den sichersten Erfolg haben würde. „Sie werden," schrieb er an Lewald (Bd. XX, S. 165), „bei dem Gerüchte, dass ich hier eine ‚Pariser Zeitung' herausgebe, gewiss das Richtige gedacht haben, nämlich, dass ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderestheils, dass ich in diesem Kriege eine formidable Bastion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann." Die Zeitung sollte weniger auf den Absatz in Paris, als auf Abonnenten in Deutschland berechnet sein und Diesen die Lektüre der französischen Zeitungen entbehrlich machen. Während die Pariser Artikel der heimatlichen Blätter häufig von schlechtgewählten, unzuverlässigen Korrespondenten mitgetheilt oder gar im Redaktionsbüreau fabriciert wurden, sollte Heine's Zeitung täglich eine große Anzahl gut kontrollierter Originalkorrespondenzen aus der französischen Hauptstadt bringen. Um die enorme Stempelgebühr zu umgehen, welche den Preis der Zeitung für die Abonnenten jährlich um 18 Franks vertheuert hätte, sollte letztere zwar in Paris redigiert, aber in einem deutschen Grenzorte, etwa in Kehl, gedruckt werden, wodurch zugleich ihr Einlass in deutschen Staaten mindere Schwierigkeit fände. Mehr noch, als auf den Talisman seines Namens und auf die

Ressourcen seines Talentes, rechnete Heine auf die Hilfsquellen, die ihm seine Kenntnis des Annoncenbetriebs böte. Durch seine Bekanntschaft mit dem Eigenthümer eines angesehenen Annoncenbüreaus hoffte er den Inseratenraum seiner Zeitung rasch mit gut bezahlten Anzeigen zu füllen, welche den größten Theil der Unkosten decken würden. Ein vermögender Freund hatte sich bereit erklärt, für die Ausführung des Unternehmens das nöthige Kapital von 150,000 Franks herzugeben, wenn Heine sich für den Erfolg glaube verbürgen zu können. Das Wichtigste schien dem Dichter die Erlangung einer bestimmten Zusicherung zu sein, dass man seiner Zeitung in den preußischen Staaten ungehinderten Eingang gestatten werde. Er hoffte, hier keinem entschiedenen Misswollen zu begegnen, da er in den letzten Jahren sich fast gänzlich den politischen Kämpfen der Zeit ferngehalten. „Mit den Regierungen," schrieb er an Lewald (Ebd., S. 166), „habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muss man küssen), und nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem literarischen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg schwingen . . . Schon seit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Missverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußischen Regierung wollte ich nicht kommen, Das erlaubte mein Selbstgefühl um keinen Preis, und es musste die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich sie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geschlagen." Heine rechnete nämlich darauf, durch Vermittelung Varnhagen's unschwer die gewünschte Zusicherung von Seiten der preußischen Regierung zu erlangen. Er schrieb zu diesem Ende unterm 12. Februar 1838 einen Brief an den früheren Gesandten am französischen Hofe und damaligen preußischen Staatsminister von Werther, welchem er vor einigen Jahren, kurz nach dem Erscheinen der famosen Vorrede zu den „Französischen Zuständen", in Besorgnis einer Ausweisung aus Paris seine Aufwartung gemacht, um ihn zu versichern, dass er keineswegs so feindlich gegen die preußische Regierung gesinnt sei, wie in den Journalen behauptet werde. Der Baron Werther hatte ihm damals wohl-

wollend den Rath ertheilt, Varnhagen von Ense zum Vertrauten dieser Angelegenheit zu machen, dessen Verwendung es leicht fallen werde, eine honette Verständigung zwischen Heine und der preußischen Regierung zu vermitteln. Aus Furcht, daß eine solche Handlung ihn „nach unten kompromittieren", ihm von der Volkspartei als Servilismus ausgelegt werden möchte, hatte Heine es zu jener Zeit aber doch vorgezogen, die Abgabe weiterer Erklärungen zu unterlassen[92]), und sein Ehrgefühl hatte ihn später in der Periode bundestäglicher Verfolgungen der jungdeutschen Schriftsteller vor allen Transaktionen mit den heimischen Machthabern bewahrt. Jetzt glaubte er, nachdem der Sturm politischer Aufregung sich etwas verzogen, schon eher eine Annäherung wagen zu dürfen, ohne dabei der Gefahr des Mißverständnisses oder der Zumuthung allzu demüthigender Koncessionen ausgesetzt zu sein. Er stellte in dem erwähnten Schreiben an den Minister von Werther die Anfrage, ob man dem Debit einer deutschen Zeitung, die er in Paris herauszugeben gedenke, in Preußen kein Hindernis in den Weg legen werde, falls diese Zeitung sich jeder parteilichen Animosität gegen die Maßregeln der preußischen Regierung enthalte. Gleichzeitig schrieb er an Varnhagen, den er um Beförderung des Briefes an den Baron Werther bat[93]): „Sollten Sie Etwas mehr thun wollen, sollte es Ihnen nicht unpassend sein, ihn in dieser Angelegenheit auch zu sprechen, so dürfen Sie ihm alle möglichen Garantien (die sich nämlich mit der Ehre vertragen) in meinem Namen versprechen. Ich unterschreibe, Sie wissen Das längst, Alles, was mir Ihre Einsicht diktiert . . . In Betreff der Garantien, die ich der preußischen Regierung für ihre Begünstigung geben kann, bemerke ich Folgendes: Wie ich es seit der Juliusrevolution immer gethan habe, mit Ueberzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchischen Princip huldigen. Dieses wird ohne zweideutische Verklausulierung, wie wir sie bei den süddeutschen Konstitutionellen sehen, stattfinden — denn, wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthusiast für das deutsche Ständewesen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen

die konstitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgesprochen. Jedoch unlängst, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieser Beziehung nicht ganz verbergen können. In besagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzu große Vergötterung der Franzosen finden. Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußische Censur passiert, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privatkorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Korrespondenten nie das Mißfallen der Regierung riskieren. Die Interessen der altpreußischen Provinzen sind mir eben so unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Ueberwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen oder nur die Meinungen Anderer zu referieren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist der Vogel zu Hause, dieser Boden ist mir nicht ganz gleichgültig, und es ist mir eben so sehr Bedürfnis wie Pflicht, mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muß mir das uneingeschränkte Wort gestattet sein. Aber die preußische Regierung kann sicher sein, daß bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf Seiten Preußens sind, daß ich nie die Verdienste Preußens um dieses Bastardland verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiedergewonnen und zu deutscher Art und Weise erhoben wird — denn Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, daß unsre Landsleute nie Charakter besessen, nie ein Volk waren, sondern nur ein zusammen gelaufener Haufen, den jeder Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur gesteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegen setzt — sie sind weder Deutsche noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der Erstern, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der Letzteren zu besitzen, am allerwenigsten die französische Menschlichkeit — mit einem Worte, sie sind Belgier. Wie Diese den Holländern gegenüber, so stehen den Preußen gegenüber meine Landsleute; ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für sie, sie haben Charakter, sie besitzen Volkswürde, sie führten die Revolution aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einst ihre Republik, so wissen sie auch

jetzt ihren König zu vertheidigen. Ich bin der Meinung, dass in der erzbischöflichen Sache die preußische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen, wodurch zwar das Uebel im Momente sehr grell sich äußern wird, aber für die Zukunft gehoben werden kann. Es ist ein Glück vielmehr, dass dieses Uebel jetzt, in der Stillzeit, wo Preußen Alles wagen darf, sich zeigt; später, in unruhiger Zeit, ist größere Gefahr zu befürchten, und die Rheinlande könnten dadurch für Deutschland verloren gehn. Dr. Kolb hat einmal in der ‚Allgemeinen Zeitung' berichtet, wie bestimmt ich mich über diesen Verlust gegen die deutschen Revolutionäre im Jahre 1832 ausgesprochen, nämlich mit den Worten: ‚Ihr Lumpen habt Nichts zu verlieren, wenn die Franzosen die Rheinlande nehmen, ich aber verliere drei Millionen Leser'." — In ähnlichem Sinne schrieb Heine seinem Freunde Lewald über dies an den Minister von Werther gerichtete Gesuch (Bd. XX, S. 167): „Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehen sie, dass ich nicht Mehr versprechen durfte, aber Mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vortheil erkennen." — Obschon der preußische Staatsminister Heine's Gesuch und Varnhagen's Befürwortung desselben aufs freundlichste entgegen nahm[94]), konnte er doch die gewünschte Zusicherung nicht unbedingt ertheilen. Unter diesen Umständen gab Heine, welcher das ihm zur Verfügung gestellte fremde Kapital, bei so schwankender Stellung zur preußischen Regierung, nicht aufs Spiel setzen wollte, das Zeitungsprojekt auf, wiewohl er sich Anfangs noch mit dem Gedanken einer Umwandlung desselben in eine illustrierte Monatsschrift: „Paris und London" trug (Bd. XX, S. 180). „An der preußischen Regierung", schrieb er Varnhagen, „räche ich mich — durch Schweigen. Ich hatte vor, meinem Landsmann Görres recht ordentlich den Kopf zu waschen und ihn nebst seinen Spießgesellen in ihrer scheußlichsten Blöße darzustellen — aber

ich schweige." Auch Ludwig Wihl erzählt[95]), daß Heine die Absicht gehegt habe, anläßlich der auf die Mischehen bezüglichen Kölner Wirren, welche der preußischen Regierung Ausgangs der dreißiger Jahre durch Aufreizung der Katholiken Seitens der römischen Kurie so große Mißhelligkeiten bereiteten, gegen Joseph Görres und Dessen „Athanasius" zu schreiben. Er wollte sich den boshaften Spaß machen, bei dieser Gelegenheit einige Stellen aus einer vergessenen Jugendschrift von Görres wieder abzudrucken, worin Dieser das Christenthum als eine überlebte Institution dargestellt, unterließ aber die Ausführung seines Vorhabens, als er vernahm, daß Gutzkow bereits mit einer scharfen Abfertigung des ultramontanen Kampfhahns der katholischen Kirche beschäftigt sei[96]). Es war übrigens mehr als ein bloßer Scherz, wenn Heine sich an der preußischen Regierung für die ungenügende Begünstigung seines Zeitungsprojektes dadurch zu rächen drohte, daß er über wichtige Lebensfragen des preußischen Staates ein schmollendes Stillschweigen beobachte. Subjektive Interessen und Liebhabereien spielten von jeher eine hervorragende Rolle bei seiner politischen Schriftstellerei. Er dachte in erster Linie immer an sein persönliches Schicksal, wenn von einer Umgestaltung der Staatsformen die Rede war, und wenn man ihm solchen Egoismus vorwarf, sagte er wohl lachend[97]): „Dies ist ja natürlich, und weil natürlich, ist es auch richtig. Thäten Dies alle Politiker, so entstünde nicht so viel Abstraktes, Künstliches und Gemachtes, was keinen Bestand hat. Man soll naiv sein als Politiker, wie als Poet. In der Philosophie soll sich das Bedürfnis der Denker ausdrücken, im Staate aber das Bedürfnis der Menschen." Trotz seiner Vorliebe für die monarchische Staatsverfassung fehlte es ihm keineswegs an der Definition einer Republik, die erstrebt werden könnte, aber er zeigte spöttisch auf die jetzt lebende Menschheit, welche noch hundert Gewohnheiten der absoluten Königszeit im Blute trage. Wie viel' Aderlässe, Häutungen und Blutumwandlungen müßten da noch vorüber gehen, namentlich in Betreff der Eitelkeit! Die Republik werde und müsse die Eitelkeit auch befriedigen, aber die Eitelkeit werde einen veränderten Inhalt haben. Diese Veränderung gerade werde den Menschen sehr sauer. „Und besonders dir!" rief ihm Laube zu, welcher häufig

solche Gespräche mit ihm führte. „Freilich!" entgegnete Heine; „ausgezeichneten Menschen wird eine Veränderung immer am sauersten. Die Mittelmäßigkeit ist am leichtesten zu ändern, weil ihre Eigenschaften an und für sich verwischt sind."

Auch mancherlei andere literarische Pläne, mit denen Heine sich in dieser Zeit beschäftigte, sind nicht zur Ausführung gediehen. Weder die Charakteristik Grabbe's, an welche er, nach einer brieflichen Mittheilung an Lewald vom 10. April 1837 (Bd. XX, S. 129), bereits Hand gelegt, noch der glänzend illustrierte belletristische Almanach, welchen er im folgenden Jahre als den „brillantesten Keepsake, den je die deutsche Welt gesehen", herausgeben wollte (Ebd., S. 163), haben jemals das Licht erblickt. Eben so wenig gelang der Versuch, für den vierten „Salon"-Band das einst mit so viel Eifer begonnene Jugendwerk, den „Rabbi von Bacharach", zu vollenden, und Heine beschönigte den fragmentarischen Abdruck der vielbesprochenen Novelle mit der lakonischen Bemerkung, dass der Schluss „ohne Verschulden des Autors verloren gegangen". Dass ihn wiederholt der Ehrgeiz quälte, neben dem Ruhme des Lyrikers auch den Lorber des dramatischen Dichters zu erringen, wird uns von Mundt, Laube und Schmidt-Weißenfels bestätigt [98]. Wir bezweifeln jedoch die Richtigkeit der von Letzterem mitgetheilten Erzählung, wonach Heine wirklich ein Lustspiel vollendet und durch Vermittelung Gérard de Nerval's, welcher auch einzelne deutsch abgefasste Scenen des Stückes übersetzt, dasselbe der Direktion des Odéon oder des Théatre français eingesandt hätte. Missmuthig über die verweigerte Aufführung seiner Arbeit, habe der Verfasser sein Manuskript den Kaminflammen übergeben. Authentischer jedenfalls sind die bis auf den heutigen Tag, wo nicht auf immer, durch Schuld der Familie dem Publikum vorenthaltenen „Memoiren" des Dichters, an welchen er seit dem Jahre 1837, mit wiederholten Unterbrechungen, fleißig arbeitete. Heine betrachtete diese Memoiren als sein wichtigstes und bedeutendstes Werk. „Ich bin nicht geneigt", schrieb er an Campe im Frühling des genannten Jahres [99], „einen kurzen dürren Lebensabriss zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluss der Gesammtausgabe bilden sollen und die ganze Zeitgeschichte, die

ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfassen, sammt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet.“ Und im Herbst 1840 heißt es in einem Briefe an denselben Freund: „Selbst wenn ich heute stürbe, so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Uebergangskrise, auf die Nachwelt kommen.“ Leider hat auch Herr Maximilian Heine in den Erinnerungen an seinen Bruder jede bestimmte Erklärung darüber vermieden, ob sich die „Memoiren“ wirklich noch in Händen der Familie des Dichters befinden, und wann in solchem Falle endlich die Veröffentlichung derselben erfolgen wird.

Abgesehen von dieser, dem Urtheil des Publikums unterschlagenen Arbeit, läßt sich nicht leugnen, daſs seit Mitte der dreißiger Jahre die Produktionskraft Heine's sichtlich erlahmte. Er selbst schien Das mitunter zu verspüren. „Ich habe,“ schrieb er im Oktober 1839 an Gustav Kühne (Bd. XX, Seite 247), „überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poesie — nämlich zur versificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unsere ganze Zeit, ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa.“ In der That ist die Anzahl der Gedichte, welche Heine von 1834 bis 1841 geschrieben, außerordentlich gering; höchstens daſs ihm hin und wieder noch eine treffliche Romanze gelang. Aber auch in den Prosaschriften zeigt sich eine Abnahme der schöpferischen Gestaltungskraft, die um so auffallender zu Tage tritt, je weniger hier ein großer Gedankengehalt Ersatz für die Armuth der Erfindung gewährt. Die „Florentinischen Nächte“, welche auch bei den Franzosen besonderes Glück machten, und die Aufsätze über die französische Bühne sind die einzigen glänzenden Zeugnisse, daſs die Flamme des Genius in dieser trübseligen Periode dem Dichter nicht erloschen war, sondern unter dem Aschenregen und Staub politischer Verfolgungen, literarischer Zänkereien und ma-

terieller Tagessorgen immer noch fortglomm. Vielleicht konnte sie hell wieder empor leuchten, wenn ein günstiger Windzug einmal den Staub und Schmutz jener Widerwärtigkeiten hinweg blies, deren Druck sein reizbares Gemüth so schwer belastete und ihn mehr als einmal das stolze Gleichgewicht männlicher Würde fast verlieren ließ. Die öffentlichen und geheimen Katzbalgereien mit literarischen Gegnern und mit seinem Freunde und Verleger Julius Campe, in denen Heine sich selbst bis zum Abdruck klatschhafter Privatbriefe vergaß [100]), die unmotivierten galligen Schmähungen gegen Gutzkow und Dessen vermeintliche Satelliten, bewiesen zur Genüge die krankhaft bittere Stimmung, in welche die Vereinsamung des Exils den Dichter allmählich hinab zerrte, und welche nicht dadurch gebessert ward, daſs er, im Gefühl, seinen Feinden im Gebrauch der Waffen weit überlegen zu sein, einmal spöttisch ausrief (Bd. XX, S. 249): „Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie — ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan!“

Die Spuren solcher maßlosen Verbitterung trägt vor Allem Heine's Denkschrift über Ludwig Börne. In diesem Buche entlädt sich ein seit Jahren angehäufter Groll des Poeten wider die einseitig politischen Revolutionäre, als deren typischer Repräsentant ihm Börne entgegen trat. Die erste persönliche Begegnung der beiden Männer in Frankfurt am Main, zur Zeit als Heine nach München reiste, um die Redaktion der „Annalen“ zu übernehmen, war eine sehr herzliche gewesen, und nach der Julirevolution hatte Börne eine Zeitlang den lebhaften Wunsch gehegt, in Gemeinschaft mit dem Verfasser der „Reisebilder“ ein politisches Journal, etwa in der Schweiz, herauszugeben, oder mit ihm eine Korrespondenz zu führen, die als eine eigene Art von Quartalschrift veröffentlicht werden sollte [101]). Aber Heine hatte geringe Lust zu solchen Dingen; er zog es vor, seine Kriege allein und auf eigene Hand zu führen. „Willkommen in Paris!“ rief ihm Börne entgegen, als Heine ihn am 26. September 1831 im Hôtel de Castille wiedersah (Bd. XII, S. 112). „Das ist brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am besten meinen, werden bald Alle hier sein. Hier ist der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle

Völker die Hände reichen.“ Und nun entwickelte er dem Dichter seine republikanischen Ideen, seine aus den Pariser Briefen bekannte Wuthpolitik, und suchte nach Kräften, Einfluß auf Heine's schriftstellerische Thätigkeit zu gewinnen. Das grämliche, misstrauisch ausholende Wesen, welches zum Theil aus der zunehmenden Schwerhörigkeit Börne's entspringen mochte, übte auf Heine von vornherein eine eben so abstoßende Wirkung, wie Heine's diplomatische Zurückhaltung und witzige Frivolität das Unbehagen Börne's erweckte. Gleich nach der ersten Unterhaltung schrieb Letzterer seiner Freundin Madame Wohl, an welche die Briefe aus Paris gerichtet sind, dass Heine „keine Seele“ habe, dass ihm „Nichts heilig“, dass er nach den Berichten Anderer „grenzenlos eitel" und „gemein liederlich“ sei. Die folgenden Briefe wiederholen mit gesteigerter Schärfe dies absprechende Urtheil, dass „Heine herzlos, seine Unterhaltung geistlos, sein Ernst immer affektiert“ sei, dass er „kein vernünftiges Wort rede“, und entweder „keinen Eifer für die gute Sache habe oder denselben verberge, was er doch bei ihm, dem Gleichgesinnten, gewiss nicht zu thun brauche“. Börne führt in seinen Briefen an Madame Wohl [102]) förmlich Tagebuch über alle Klatschereien, die ihm in Betreff Heine's zu Ohren gekommen. Er verfolgt ihn, er horcht ihn aus, er moralisiert: — „Der arme Heine wird chemisch von mir zersetzt, und er hat gar keine Ahnung davon, dass ich im Geheim beständig Experimente mit ihm mache . . . Ich sammele Alles, was ich von Anderen über ihn höre, und ich selbst über ihn beobachte . . . Ich komme bestimmt mit ihm früher oder später öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen.“ Eine Zeitlang aßen Beide zusammen in einem Restaurant, wo viele deutsche Handwerker verkehrten. Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam regelmäßig eine schmutzige Subscriptionsliste den Tisch herunter. Aus früheren Lebensverhältnissen, als gelernter Kaufmann, war Heine gewohnt, sich bei Namensunterschriften sehr schwierig finden zu lassen; da sollte nun alle Tage vermittelst einer Adresse ein Fürst vom Throne gestoßen, oder es sollte durch Geldzeichnungen für hundert kleine politische Zwecke gewirkt werden, und immer seinen Namen unter all dies ungewaschene Zeug zu setzen, war ihm höchst unangenehm. Gern hätte er die von rauhen

Proletarierfäusten beschmutzten Subskriptionsbögen unter seinen glacierten Händen durchschlüpfen lassen, aber einige Terroristen passten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Besonders ärgerte ihn, dass Börne, der kränkliche Mensch, solch einen fanatischen Königsfresser spielte, es so ernst mit der Revolutionspropaganda nahm, und jede Tollheit, die Einer aufs Tapet brachte, mit unterschrieb. Heine war in Verzweiflung. Er wartete seine Gelegenheit ab, und als ihm eines Tages auch eine Adresse vorgelegt wurde, die sich in heftigen Ausdrücken gegen das politische Verfahren des Papstes in der Romagna aussprach, rief er spöttisch: „Was ihn der Papst anginge!" und zog sich von dem Umgange mit dem exaltierten Leuten zurück [103]). Aber Heine sollte fortan keine Ruhe haben vor den Anfeindungen der Radikalen. Börne vor Allen ließ es ihn bitter entgelten, dass er jede Aufforderung zu gemeinschaftlicher Thätigkeit von der Hand wies und seine eigenen Wege ging. Im sechsten Bande der „Briefe aus Paris" griff Börne ihn öffentlich an, er beschuldigte ihn daselbst in einer Kritik der „Französischen Zustände" der politischen Apostasie, der feigen und zweideutigen Hinneigung zu aristokratischen Tendenzen, ja, er deutete selbst auf Bestechung hin [104]). Die Folge war ein offener Bruch, den die Zwischenträger nur noch erweiterten und unheilbar machten. Heine sollte Drohungen ausgestoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, bemühte sich, seine Furchtlosigkeit recht geflissentlich zur Schau zu stellen. Je mehr ihn Heine zu vermeiden suchte, desto emsiger bot Börne Alles auf, dass sie sich begegnen mussten. Er kundschaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heine treffen konnte, er lauerte ihm auf in Lesekabinetten und Restaurants, und seine Umgebung hatte Mühe, ihn von dieser förmlichen Hetzjagd auf die Person des Dichters zurück zu halten. Später begegneten sie sich noch mehrmals in Soiréen, welche die Mutter des Komponisten Hiller gab. Börne nahm es übel, wenn Madame Wohl, von Heine angeredet, Diesem nicht den Rücken kehrte. „Wie Sie mit meinem Feinde sprechen können, begreif' ich nicht," sagte er unwillig zu seiner Freundin, die nicht wusste, wie sich hier zu gleicher Zeit Börne und dem geselligen Anstande willfahren ließe [105]). Im

„Reformateur" setzte Börne nach dem Erscheinen von Heine's Buch „De l'Allemagne" seine Angriffe gegen Denselben noch giftiger fort[106]), er sprach ihm jeden Charakter ab, wie er denn auch einmal äußerte[107]): „Es ist Heine ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform, oder die Monarchie. Er wird immer nur Dasjenige wählen, was in dem Satze, den er eben schreiben will, einen besseren Tonfall macht." Und hiermit kommen wir auf den eigentlichen Kern der Differenz zwischen den beiden Männern, die aus einem tief inneren Gegensatze ihrer Naturen hervorging. Börne war ein durchaus einseitiger Politiker, alle Fragen des Jahrhunderts beschränkten sich für ihn auf eine revolutionäre Aenderung der Staatsform. Gegen die Beschäftigung mit philosophischen Fragen besaß er eine unüberwindliche Abneigung. Von dem Wesen der Kunst hatte er, wie schon seine dramaturgischen Abhandlungen verrathen, einen sehr oberflächlichen Begriff; sie dünkte ihn nur dann von Werth, wenn sie sklavisch in den Dienst einer bestimmt abgegrenzten Partei trat; ja, er betrachtete sie geradezu als Etwas, das er gleichfalls nach Belieben erlernen könne, und wie er einmal der Politik etwas überdrüssig wird und ihm die Censur etwas schärfer, als gewöhnlich, auf die Finger sieht, will er sich auf die Kunst, auf's Romanschreiben und Novellendichten verlegen! Heine's Kunst-Interesse schien ihm mit den politischen Interessen des Tages ganz unvereinbar. In dem Umstande, daß Derselbe gleich nach seiner Ankunft in Paris einen Bericht über die Gemäldeausstellung schrieb, sah Börne einen Beweis seines Indifferentismus für die heilige Sache der Menschheit, er zieh ihn des bloß artistischen Spieles mit politischen Grundsätzen, und als er einstmals in Heine's Schriften einen Widerspruch entdeckt haben wollte, begnügte sich Dieser mit der ironischen Antwort (Bd. XII, S. 179); „Sie irren sich, Liebster, Dergleichen findet sich nie in meinen Büchern, denn jedesmal, ehe ich schreibe, pflege ich vorher meine politischen Grundsätze in meinen früheren Schriften wieder nachzulesen, damit ich mir nicht widerspreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Principien vorwerfen könne." So weit es sich um eine nur politische Wirksamkeit handelte, war Börne vollkommen im Rechte, zu verlangen, daß die Wort-

führer der liberalen Opposition sich über ein fest geschlossenes Parteiprogramm verständigten; hier galt es, mit gegebenen Faktoren zu rechnen, um die Ansprüche von heute und morgen zu befriedigen. Heine aber war vor Allem Poet; die politischen Fragen, so lebhaft ihn dieselben interessierten, bildeten in seinen Augen doch immer nur einen Theil der Fortschrittsaufgabe, welche dem Jahrhundert gestellt war, und der Genius in ihm empörte sich gegen eine Beschränkung auf bestimmt formulierte Interessen des Augenblicks, welche in ihrer praktischen Nüchternheit jede künstlerische Behandlung ausschlossen. Börne ging unleugbar zu weit, wenn er deßhalb in puritanischem Eifer Heine jede Ehrlichkeit der Gesinnung absprach, wenn er ihm ein bloßes Liebäugeln mit der Freiheit, ein nur ästhetisches Behagen an der Revolution vorwarf, und spöttisch meinte, die „spartanischen Suppen der Freiheit" würden Demselben nicht sonderlich schmecken. Gewiss nicht; denn Heine begehrt die freieste Entwicklung der Individualität, er will keine „spartanischen Suppen", sondern „Austern und Rheinwein für Alle". Und Das ist zwischen diesen Männern der Unterschied: Börne verlangt Judenemancipation, Aufhebung der Censur und eine republikanische Staatsverfassung — Heine verlangt eine neue Welt, eine wiedergeborene Menschheit. Gutzkow, der sonst im Ganzen für Heine's Richtung geringe Sympathie besitzt, hebt, bei Gelegenheit einer Abweisung der Börne'schen Angriffe im „Reformateur", den inneren Gegensatz beider Naturen treffend hervor. „Börne und Heine", sagt er[108]), „Beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnsucht ein Uebermüthiger. Börne rettet das Uebrige, während er Eines aufgeben muss; Heine wirft Alles hin, er krankt an demselben Schmerze. Börne hält sich an Gott und giebt den Menschen auf. Heine klammert sich an den Menschen und scheidet sich von Gott. Börne will die moralische und religiöse Weltordnung kultivieren, bis wir in andern politischen Verhältnissen sind. Heine will, ehe wir nicht zu demselben Ziele sind, auch alles Uebrige preisgeben. Börne, dem der deutsche Adler an der Leber frisst, ist kein Prometheus. Heine ist es; denn Heine flucht den Göttern, wie Prometheus. Börne glaubt früher zu seinem

Ziele kommen zu können, als Heine; denn Börne läſſt der Welt, was ſie hat, nur will er ihren politiſchen Zuſtand verändern. Heine will ihr noch den Glauben nehmen. Börne hat nur Einen, Heine hat ſie Alle gegen ſich. Börne leidet an einer Einſeitigkeit; Heine an einer Ungerechtigkeit. Börne glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. Heine rächt ſich gleichſam an den Gärten, Beſitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm ſeine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an ſeinem Ziele wäre, vielleicht würde er dann erſt die andern ſocialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn Heine es wäre, vielleicht würde er gegen Börne's Frivolität ſchreiben, vielleicht eingeſtehen, daſs er früher die Erde und den Himmel nur verwüſtet hätte, beinahe um zu ſagen: ‚Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, ſo werde euch auch das Andere benommen!' Diesmal iſt es Börne, welcher Heinen der Frivolität anklagt, aber es iſt ein großer Leichtſinn, das Jahrhundert nur auf die konſtitutionelle Frage zu reducieren. Börne ſchneidet für unſere Zeit die Spekulation ab, wenn er die theologiſche Debatte in die Vergangenheit verweiſt und von den Unterſuchungen über das Chriſtenthum wie von einer antiquierten und verbrauchten Maxime ſpricht. Börne tödtet die Keime künſtleriſcher Ausbildung, mit deren Blüthe vielleicht die nächſte Zukunft unſeres Vaterlandes bedacht iſt, wenn er eben ſo von den Beſtrebungen, über die Schönheit neue Beſtimmungen feſtzuſetzen, geringſchätzig redet." Und Das hatte Börne in ſeinen Aufſätzen über Heine's Schriftſtellerei in bedenklichſter Weiſe gethan. Wie er früher in ſeinen Tagebuchblättern aus Soden den Dichterlorber Goethe's angetaſtet, weil die kleinen Miniſtereitelkeiten des achtzigjährigen Greiſes ihm die unſterbliche Größe des Genius verdeckten, ſo bildet auch in ſeiner Beſprechung der „Franzöſiſchen Zuſtände" und in den „Reformateur"-Artikeln die „poetiſche Charakterloſigkeit" Heine's das Hauptthema ſeiner Anklagen. Mit der widerſinnigen Diſtinktion zwiſchen „Dichter" und „Charakter", welche vom Troſſe der Radikalen als ein willkommenes Stichwort zur Herabwürdigung aller poetiſchen Beſtrebungen benutzt wurde, denen keine einſeitig politiſche Tendenz zu Grunde lag — mit dieſer willkürlichen Unterſcheidung haben Börne und ſeine Nachfolger

in die moderne Literatur eine bedauerliche Verwirrung gebracht, an deren Folgen unsere dichterische Produktion und ästhetische Kritik lange noch krankten. Börne, der rein politische Agitator, mochte unter dem frischen Eindrucke der Julirevolution mit Fug behaupten: „Dass man jetzt arbeitet, ist nicht mehr Sache des Schriftstellers, sondern des Bürgers". Aber es war ein schädlicher Despotismus, diesen Maßstab des politischen Kämpfers auch für künstlerische Erzeugnisse als allein gültig hinzustellen, den Werth derselben nur nach ihrem praktischen Nutzen für die Sache des Liberalismus zu bemessen, und das innerste Wesen dichterischen Schaffens war bedroht, wenn Börne's irrthümliche Ansicht über Kunst, wie es den Anschein hatte, zu allgemeinerer Geltung kam. Von diesem Standpunkte betrachtet, lässt sich der Denkschrift Heine's über Börne ein berechtigtes Motiv nicht abstreiten. Nur machte sich Heine die Sache doch allzu bequem, wenn er auf die Frage: „Was versteht man unter dem Wort Charakter?" die pfiffige Antwort gab (Bd. XII, S. 238): „Charakter hat Derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und waltet, sich gleichsam mit derselben identificiert, und nie in Widerspruch geräth mit seinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb derselben sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugnis noch Nothwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöd- und Kurzsichtigen klagen dann über Willkür, Inkonsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere und engere Lebensanschauung leichter ergründet und überschaut wird, und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für alle Mal auf öffentlichem Markte proklamiert haben, Diese kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zusammenhang begreifen, es besitzt einen Maßstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabei über seine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelösten Charade, und jubelt: ‚Seht, Das ist ein Charakter!'"

So drehte Heine den feindlich auf ihn gerichteten Spieß gleichsam um: Börne hatte ihm Charakterlosigkeit vorgeworfen — Heine warf Jenem dafür Charakterborniertheit vor. „Nazarenische Beschränktheit“ nennt er dieselbe an einer andern Stelle (Ebd., S. 21), und giebt dazu folgende Erläuterung: „Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks ‚jüdisch‘ noch ‚christlich‘ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. ‚Juden‘ und ‚Christen‘ sind für mich ganz sinnverwandte Worte, im Gegensatz zu ‚Hellenen‘, mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborne als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. Börne war ganz Nazarener, seine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus seinem nazarenischen Gemüthe, seine spätere politische Exaltation war begründet in jenem schroffen Askestismus, jenem Durst nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den sie republikanische Tugend nennen, und der von der Passionssucht der früheren Christen so wenig verschieden ist.“ Die Ausführung dieses Gedankens, die Schilderung der kunst- und genußfeindlichen politischen Einseitigkeit von Börne's magerem Nazarenerthum, im Gegensatze zu Heine's „fettem Hellenismus“, bildet das Hauptthema des Heine'schen Buches. Das Bild, welches von Börne entworfen, und die Stelle, welche ihm in der Literaturgeschichte angewiesen wird, sind zwar in folgenden Worten ziemlich richtig bezeichnet (Ebd., S. 184): „Er war ja weder ein Genie, noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Mensch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftsteller und ein großer Patriot“ — aber das Bestreben, durch verdunkelnde Herabwürdigung des Gegners den eigenen Ruhm in ein helleres Licht zu setzen, schimmert doch überall hervor, und es ist nicht zu verwundern, daß Heine, der bei Lebzeiten Börne's auf alle Angriffe Desselben geschwiegen, durch dies unedle Todten-

gericht den versöhnungslosen Hass der radikalen Partei auf sein Haupt herab beschwor. Selbst die witzigen Aeußerungen Börne's, welche Heine Demselben in den Mund legt, dürften keineswegs alle als authentisch zu betrachten sein, wenn sie auch durchschnittlich treffend im Geiste des Mannes, den sie charakterisieren sollen, erdacht sind. So finden sich u. A. die Scherze über den fesselnden Einfluss des kürzlich angeschafften Porzellanservice, welche (Ebd., S. 16 ff.) als „ein sprechendes Beispiel von Börne's Humor" angeführt werden, mit geringer Aenderung in einer weggelassenen Stelle der „Reisebilder", die wir auf S. 593 des vorhergehenden Bandes aus dem Original-Brouillon mitgetheilt. Vergebens suchte Laube, welchem der Dichter das Manuskript seines Buches über Börne zu lesen gab, Diesen von der Veröffentlichung eines Pamphletes zurückzuhalten, das den Zwiespalt der Kräfte im liberalen Heerlager so thöricht zum Besten aller Feinde der Freiheit enthüllte. Er rügte es vor Allem, dass Heine durchaus negativ verfahren sei, dass er seine scharfe Befehdung der politischen Revolutionäre und ihrer puritanischen Tendenzen durch kein positives Gegengewicht eigner Ideen geadelt habe. Er ertheilte ihm den verständigen Rath[109]: „Setze wenigstens mitten in diese Invektiven hinein einen Berg, welcher deine höheren und weiteren Anschauungen der Welt erhebend darstellt, und die Polemik vor und hinter demselben als eine leichte Zuthat erscheinen lässt, die sich durch dein persönliches Bedürfnis, historisch vollständig zu sein, historisch aufzuräumen, erklärt und entschuldigt." Dies leuchtete dem Dichter ein, er versprach, den „Berg" zu errichten, schob aber nur die Freiheits-Hymnen aus Helgoland zwischen dem ersten und dritten Buche ein. So wohlfeil hatte Laube sich freilich den „Berg" nicht vorgestellt.

Es liegen uns mehrfache Zeugnisse vor, dass Heine die Veröffentlichung seiner Denkschrift über Börne in späterer Zeit ernstlich bedauerte. Adolf Stahr, Moritz Hartmann und Alfred Meißner berichten gleichlautende Aeußerungen des Dichters, dass nicht bloß der eingewurzelte Gegensatz ihrer Naturen, sondern auch gemeine Zwischenträgereien, Verleumdungen und Hetzereien von politischen Flüchtlingen, wie von Deutschland her, ihn mit Börne entzweit, die Erbitterung zwischen den ehemaligen Freunden

systematisch genährt, und ihn zur Abfassung des unseligen Buches veranlasst hätten. „Börne", sagte er eines Tages zu Meißner[110]), „war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Mensch — so Das, was der Franzose un chien hargneux nennt. Was ich über ihn geschrieben, ist wahr. Dessen ungeachtet gestehe ich, dass ich es nicht geschrieben zu haben wünschte, oder es gern wieder zurücknähme. Es ist immer eine bedenkliche Sache, eine gehässige Wahrheit gegen einen Autor auszusprechen, der einen großen Leserkreis und ein Heer von Anhängern besitzt. Goethe war ein kluger Menn. Er hatte gewiss manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete sich wohl, irgend eins auszusprechen, um nicht die Begeisterung einer ganzen Zeit gegen sich zu kehren."

Die Rache der Anhänger Börne's blieb nicht aus. Zuerst schrieb Gutzkow, der sich im „Telegraphen" bereits wiederholentlich an dem Dichter der „Reisebilder" gerieben, Demselben in der Vorrede seiner Biographie Börne's einen geharnischten Absagebrief. Fast die gesammte deutsche Presse stimmte in das vernichtende Urtheil ein, und die Freundin Börne's, deren persönliche Ehre in dem Heine'schen Buche aufs frivolste verletzt worden war, sorgte dafür, dass all' diese entrüsteten Stimmen, im Verein mit zahlreichen gehässigen Aeußerungen Börne's über Heine in den an sie gerichteten Privatbriefen, zu einem besonderen Büchlein zusammengestellt[111]), weitere Publicität erhielten. Ein Jahr verstrich. Heine glaubte den Skandal, welchen sein Buch erregt, schon vergessen, er stand eben im Begriff, eine Reise in das Pirenäenbad Cauterets anzutreten, als am 14. Juni 1841 Herr Salomon Straus, der Gemahl der beleidigten Dame, ihm plötzlich an der Ecke der Rue Richelieu und der Rue St. Marc mit injuriierenden Worten in den Weg trat. Heine gab dem vor Aufregung zitternden Manne ruhig die Adresse seiner Wohnung, mit dem Bescheid, dass, „wenn man mit ihm zu sprechen habe, man wohl noch einige Wochen bis zu seiner Rückkehr warten könne, indem man schon zwölf Monate ihm Nichts geschenkt." Während des Dichters Abwesenheit von Paris wurde in deutschen Journalen das Märchen ausgesprengt, als sei er bei jener Begegnung von Herrn Straus thätlich insultiert worden, und habe

sich, statt Genugthuung zu fordern, eiligst aus dem Staube gemacht. Auf die Nachricht von dieser schnöden Erfindung kehrte Heine früher, als beabsichtigt, nach Paris zurück, und sandte durch seine Freunde Theophile Gautier und Alphonse Royer Herrn Straus sofort ein Kartell zu. Nach langen und peinlichen Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Zeugen [112]) fand das Duell endlich am Morgen des 7. September im Thale von Saint-Germain statt. Auf Verlangen Heine's waren Pistolen gewählt; die Entfernung war auf dreißig Schritte, mit zwanzig Schritten Barrière, festgesetzt. Ein reicher Gutsbesitzer aus der Vendée, Herr Tessier de Molo, und der Korrespondet der „Allgemeinen Zeitung" Dr. Heinrich Seuffert waren Heine's Zeugen, während der berühmte Arzt und Republikaner Raspail und Anton Hamberg Herrn Straus sekundierten. Außer dem Dr. med. Schuster aus Hannover, den man als Arzt hinzugezogen, war noch der deutsche Literat Eduard Kolloff zugegen, welcher bei den vorausgegangenen Unterhandlungen als Bevollmächtigter des Herrn Straus fungiert hatte. Heine brach, als er seinen Platz einnahm, einen Zweig von dem Baume, unter welchem er stand. „Ich stellte mich damit," sagte er zu Alfred Meißner, als später einmal auf dies Duell die Rede kam, „gleichsam unter den Schutz der Oreade. Wir Poeten sind ein abergläubisches Volk." Herr Straus hatte den ersten Schuss. Seine Kugel streifte die Hüfte des Dichters und schwärzte die Knochenhaut, ohne jedoch eine ernstliche Verletzung zu bewirken. Heine, an welchen jetzt die Reihe kam, schoss in die Luft. Es lag ihm nur daran, dass das Duell vor sich gehe — damit war der Ehre genug gethan. Obschon Herr Straus die nach solchem Duell üblichen Höflichkeiten unterließ, gab doch Heine der Gemahlin Desselben später in einem Briefe an Dr. L. Wertheim (Bd. XXI, S. 69) die bündigste Ehrenerklärung, und traf zugleich die Verfügung, dass in der Gesammtausgabe seiner Werke die jene Dame betreffenden Stellen seines Buches über Ludwig Börne nicht wieder abgedruckt werden sollten. Aber von Seiten der beleidigten Frau und ihres Gatten wurde der Krieg nicht eingestellt. Wenigstens blieb Heine fest überzeugt und glaubte Beweise dafür zu haben, dass ihm auch in späterer Zeit von dieser Seite her beständige Ungelegen-

heiten bereitet wurden. Nach Herausgabe des „Wintermärchens“ erschien im „National“ ein kurzer Paragraph, worin es ungefähr hieß: „Heine habe ein Gedicht, ‚Deutschland‘, publiciert; der freien Partei könne aber Heine nicht mehr dienen, er, der Lamennais einen prêtre abominable genannt, und in der ‚Augsburger Zeitung‘ so oft über die Republikaner gespottet“. Heine war wüthend, und wollte sich mit Armand Marrast, dem Redakteur der Zeitung, schlagen. Arnold Ruge bot seine Vermittelung an, und Marrast erklärte ärgerlich, an die dreißig Frankfurter Juden hätten ihn überlaufen und nicht eher geruht, bis sie ihn bewogen, jene Notiz in den „National“ zu setzen. Er berichtigte dieselbe, nach Ruge's Belehrung, etwa dahin [113]): „Heine habe ein gutes Gedicht gemacht, mit welchem die Opposition vollkommen zufrieden sei, was er sonst auch gesündigt haben möge.“ Auf dieselbe Frankfurter Quelle führte Heine die zahllosen, sein Privatleben verunglimpfenden Notizen in deutschen und französischen Blättern zurück (Bd. XXI, S. 105). „Mein Leben war schön,“ klagte er einmal gegen Alfred Meißner, „ich war der Lieblingspoet der Deutschen geworden und wurde sogar gekrönt wie ein deutscher Kaiser zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern streuten mir Blumen, o es war schön! Warum musste ich doch meinen Heimweg durch die Judengasse nehmen, die, wie Sie vielleicht wissen, vom Römer nicht gar weit entfernt ist! Als ich sie auf meinem Triumphzuge durchschreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, alle wolle sie mir Unglück weissagen. Ich stutze vor der Gestalt, fahre einen Schritt zurück, und mein Kranz, mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieser unreinen Gasse. Weh mir! seitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorber, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den schönen, schönen Kranz!“

Vor dem Duelle mit Salomon Straus war Heine darauf bedacht gewesen, die Zukunft Mathildens für alle Fälle zu sichern. Nachdem er gegen Ausstellung eines Reverses, worin er sich verpflichtete, die etwa aus seiner Ehe hevorgehenden Kinder im katholischen Glauben zu erziehen, den für die kirchliche Einsegnung von Mischehen erforderlichen erzbischöflichen Dispens erlangt,

hatte er sich am 31. August 1841 in der Kirche St. Sulpice mit der in Freud' und Leid erprobten Lebensgefährtin trauen lassen, die seit Jahren an seiner Seite weilte und von ihm selbst wie von Anderen stets als seine Gattin geehrt und betrachtet worden war. Wie Meißner erzählt, lud er zu seiner Hochzeit nur solche Freunde ein, die gleichfalls in freien Liebesbündnissen lebten, um sie durch sein Beispiel zu bewegen, auch wie er diesen letzten Schritt zu thun; nach der Tafel forderte er sie in einer humoristischen Anrede sogar direkt dazu auf. Zwei Tage später entwarf er ein Testament und setzte Mathilden zu seiner Universalerbin ein. „Ja, lieber Freund," scherzte er in einem Briefe an Heinrich Laube (Bd. XX, S. 334), „ich lebe jetzt im ernsthaftesten Ehestand; ich treibe Monogamie." Und an August Lewald schrieb er eben so humoristisch (Ebd., S. 354): „Daß ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, ist gewiß gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengasse!" Um dieselbe Zeit bezog Heine ein neues, elegant eingerichtetes Logis, Rue du Faubourg Poissonnière Nr. 46. „Ich wohne sehr hübsch," meldete er seinen Freunden in Deutschland, „und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei keinem deutschen Dichter zu sein."

Siebentes Kapitel.

Die politische Tendenzpoesie.

Die Gemüthsverbitterung und geistige Ermüdung, welche sich in Heine's Briefen und Schriften gegen Ende der dreißiger Jahre kundgab, und welche, wie wir sahen, durch persönliche Unannehmlichkeiten mancher Art — durch politische Verfolgung, literarische Angriffe, Geldbedrängnisse und ein zeitweiliges Zerwürfnis mit dem reichen Oheim — gesteigert ward, hatte jedoch, neben diesen subjektiven Ursachen, noch einen allgemeineren Grund, der in den Zeitverhältnissen und ihrer Rückwirkung auf die Stimmung des Dichters lag. Die Julirevolution hatte weder in Frankreich, noch in Deutschland die erwarteten Früchte getragen. Das „Bürgerkönigthum", an welches sich Anfangs so stolze Hoffnungen geknüpft, war binnen weniger Jahre zu einem trügerischen Gaukelspiel mit den Interessen und Freiheiten des Volkes herabgesunken, in welchem der von usurpatorischen Begierden gestachelte König mit intriganter Schlauheit den Widerstand der Kammer zu überlisten und die Zügel der Gewalt autokratisch an sich zu reißen suchte. Das Regierungssystem des Justemilieu, das die Franzosen achtzehn Jahre lang geduldig ertrugen, war nicht dazu angethan, dem konstitutionellen Regimente, wie es hier zur Erscheinung kam, Achtung oder gar Bewunderung zu verschaffen. Voll demüthiger Unterwürfigkeit gegen das Ausland, seit dem Verrath an Polen jeden Augenblick bereit, den Drohungen Rußlands oder Englands die Ehre Frankreichs und die königliche Würde zu opfern, blieb das Streben Ludwig Philipp's und

seiner Minister im eigenen Lande unablässig darauf gerichtet, die Volksrechte zu schmälern, die Freiheit der Presse, des Associations- und Versammlungsrechtes zu beschränken, die öffentliche Meinung durch mit schamloser Dreistigkeit geübte Wahlbestechungen zu fälschen, und es war im Grunde nur die feige Angst der besitzenden Klassen vor jeder Störung des Weltfriedens und vor einem Siege der neu auftauchenden socialistischen und kommunistischen Lehren, was die Bourgeoisie an den Julithron kettete. — In Deutschland waren die Hoffnungen auf eine freiere Gestaltung des politischen Lebens, welche die Julirevolution erweckt hatte, fast noch schneller, als in Frankreich, erloschen. Die hie und da unternommenen Versuche, die Kraft des Volkes zu einer entscheidenden geschichtlichen That zu spornen, liefen, wie das Hambacher Fest oder die Erstürmung der Frankfurter Hauptwache, auf eine ohnmächtige Farce hinaus, und boten den reaktionären Staatsmännern des Bundestags einen willkommenen Vorwand zu erneuten Demagogenverfolgungen und zu gewaltsamer Unterdrückung der schwachen Anfänge des Konstitutionalismus in den süddeutschen Ländern. Die Bewegung der Geister flüchtete sich daher fast ausschließlich in die Literatur, wo das subjektive Freiheitsgelüste der jungdeutschen Autoren sich in einer rücksichtslosen Kritik der bestehenden Staats- und Gesellschaftsverhältnisse geltend machte, ohne dabei über die abstrakte Forderung einer Wiedergeburt des modernen Lebens hinaus zu gelangen. Sowohl die politischen wie die literarischen Bestrebungen der dreißiger Jahre entbehrten zudem jeder nationalen Grundlage, sie wurzelten nicht im allgemeinen Bewusstsein des Volkes, sondern sie entsprangen dem auflodernden Freiheitsbedürfnis weniger einzelnen Männer, deren Enthusiasmus sich am Feuer der Julisonne entzündet hatte. Sowohl der in der Luft schwebende kosmopolitische Liberalismus Börne's und der Mitglieder des rheinbairischen Preßvereins, wie die zersetzende, frivole Kritik, durch welche Heine und die übrigen Schriftsteller des jungen Deutschlands die religiöse, ethische und sociale Basis der alten Gesellschaft systematisch untergruben, lehnten sich an französische Muster an, und vermochten nur langsam eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung in Deutschland zu bewirken. Hieraus

erklärt sich zum Theil die stumpfe Gleichgültigkeit, mit welcher die brutalen Gewaltmaßregeln der deutschen Regierungen zur Unterdrückung jedes politischen Fortschritts auch in diesem Zeitraume noch von der großen Masse des Volkes ertragen wurden.

Erst seit dem Jahre 1840 trat allmählich ein Umschwung dieses lethargischen Zustandes ein. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. brachte, trotz ernster Mahnungen, zwar weder die endliche Erfüllung des vor einem Vierteljahrhundert dem preußischen Volke feierlich gegebenen Versprechens einer freien Konstitution, noch wurde das Joch der Censur in erheblicher Weise gelüftet; aber es zeigte sich doch bald, daß die im verflossenen Jahrzehnt ausgestreute Saat politischer und religiöser Aufklärung im Ganzen auf einen fruchtbaren Boden gefallen war. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform unserer öffentlichen Zustände, die bis dahin nur in einzelnen Köpfen geglüht und dort oft seltsam visionäre Träume erzeugt hatte, drang in das Bewusstsein, wenn nicht der Volksmassen, so doch der gebildeten Stände ein, und verbreitete sich von dort aus in immer weiteren Kreisen. Es war nicht mehr die Willkür des genialen Subjektes, das die Freiheit übermüthig als ein Privilegium für die Elite der Geister in Anspruch nahm, sondern in ernster, gemeinsamer Arbeit begann sich die liberale Partei mit dem Ausbau des vorhandenen Staatslebens und mit seiner planmäßigen Verbesserung zu beschäftigen. Den theoretischen Anregungen Rotteck's und Welcker's auf dem Gebiete der Staatswissenschaft und den begeisterten Reden der Landtagsabgeordneten in der badischen Kammer entsprachen die Bestrebungen Ruge's und Echtermeyer's in den Hallischen und Deutschen Jahrbüchern, die Erfordernisse des Zeitgeistes philosophisch zu begründen und den preußischen Staat, als den Staat des Protestantismus und der Intelligenz, in das Vordertreffen des politischen und religiösen Befreiungskampfes zu drängen. „Gesinnung“, „Charakter“ wurden die Stichworte, nicht nur des öffentlichen Lebens, sondern auch der Wissenschaft und der Kunst. Vor Allem die poetische Literatur machte diese Wandlung mit, sie wurde der beredte Ausdruck der veränderten Zeitstimmung. Die unbestimmten Anklagen gegen die Gesellschaft nehmen in der politisch-socialen

Tendenzdichtung der vierziger Jahre eine immer konkretere Gestalt an. Aus Heine's thron- und altarerschütterndem Gelächter, aus der umsturzlustigen Polemik des „jungen Deutschlands", aus Platen's und Lenau's Polengedichten, jenen Sterbeflüchen einer zertretenen Nation, erwächst eine Liedersaat der bedeutungsvollsten Art. Die politische und nationale Freiheit wird mit einem Male das Schiboleth unsrer gesammten Poesie. Für jedes Leiden der Menschheit findet der Dichter das Wort, er stellt die Diagnose der großen Zeitkrankheit und sucht das Heilmittel dafür auf, er will Arzt und Erlöser, Entsühner und Vergelter sein für jede Schmach, welche bis dahin in stummer Resignation erduldet ward. Selbst in dem lichtscheuen Staate Metternich's pflanzt Anastasius Grün in seinen hoffnungsfrohen „Spaziergängen" vor den Thoren der Hofburg das Reformbanner auf; Karl Beck wirft in seinen „Liedern vom armen Manne" der geldstolzen, herzlosen Bourgeoisie den Fehdehandschuh vor die Füße; Hartmann und Meißner tragen im alten Hussitenlande abermals „Kelch und Schwert" den aus dem Schlafe gerüttelten Völkern als Schlachtpanier vor und lassen die Ziskatrommel durchs Land gehn; Niklas Becker's Strophen vom „freien deutschen Rhein" donnern den Kriegsgelüsten der Franzosen die patriotische Antwort zu; von der Elbe herab schallt das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" durch die deutschen Gauen und weckt überall Sympathie und Begeisterung für den Bruderstamm im Norden; auch der Jude fordert in Beck's und Creizenach's elegischen Dichtungen seine Menschenrechte; Herwegh's Lieder entflammen die Jugend zu solcher Kampfeslust, dass sie mit dem Poeten kaum mehr frägt, wo Feinde sind, „die Feinde kommen mit dem Wind;" — Alles, was Geist und Talent besitzt, wird in den Strudel der politischen Poesie hinein gerissen: Freiligrath reibt sich den Wüstensand aus den Augen, und ruft seinem Volke als „Guten Morgen!" sein „Glaubensbekenntnis" zu; Dingelstedt vertauscht den ehrsamen Schulmeisterbakel mit dem Horn des kosmopolitischen Nachtwächters; Hoffmann steigt vom Professorskatheder herab, um als lustiger Rath der Freiheit sarkastische Gassenhauer zu jodeln; Prutz geißelt in seiner „Politischen Wochenstube" mit aristophanischem Witz die Kindesnöthen der Jungfrau Germania; der

zarte Frauendichter Emanuel Geibel sucht der Harfe, die sonst nur von Liebesaccorden erklang, ernsthafte „Zeitstimmen" zu entlocken; selbst der Aristokrat pur-sang, der junge Graf Strachwitz, lenkt sein Musenross in die politische Arena und lässt seinen Sarras, wie weiland Junker Eppelin, auf den Rücken der zahmen und furchtsamen Spießbürger tanzen. Die Signalfeuer der Freiheit flackerten gleichsam von allen Höhen des deutschen Parnasses, eine ungestüme Erwartung pochte in den Herzen der Jugend, als sollte morgen der langersehnte Frühlingstag der Menschheit anbrechen und die Welt in ein Paradies verwandeln. . .

Wenn nur — ja, wenn nur das wirklich erreichte Maß des politischen Fortschritts nicht in so schnödem Widerspruche gestanden hätte mit den heißblütigen Hoffnungen der Poeten, der Landtagsredner und der liberalen Professoren! Da saß ein Romantiker auf dem preußischen Throne, der, voll Geist und unruhiger Schaffenslust, voll irrlichterierender Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, schon als Kronprinz die Erwartung erregt hatte, dass sich an seinen Namen eine „neue Aera" knüpfen werde, und der sich, um Herwegh's bekanntes Wort zu gebrauchen, nun völlig unfähig erwies, das Sphinxräthsel der Zeit zu lösen. Ueberall die schroffsten, unvermittelten Gegensätze, überall vielverheißende Anregungen, die ohne Resultat, großartige Entwürfe, die unausgeführt blieben! Ein ehrgeiziges Trachten nach Hebung des politischen Ansehens und der nationalen Größe, und dabei die kläglichste Abhängigkeit von russischem Einfluss! Ein lüsternes Buhlen um Volksgunst und Beifall der Menge, während die gerechtesten Wünsche des Volkes verachtet, das Petitionsrecht verkümmert, die Freiheit der Presse und Rede durch erbitterte Verfolgung illusorisch gemacht wurden. Heute gnädiger Empfang Herwegh's im königlichen Schlosse und die Versicherung: „Wir wollen ehrliche Feinde sein!" — morgen Ausweisung des gefeierten Dichters mit Gendarmeneskorte bis zur preußischen Grenze und Verbot seiner noch ungeschriebenen Zeitung. Heute die peremptorische Erklärung vor dem vereinigten Landtage: „Nie soll ein beschriebenes Blatt Papier sich zwischen mich und mein Volk drängen!" — ein Jahr später die Eröffnung der konstituierenden

Nationalversammlung durch den König in eigner Person. Heute ein begehrliches Blinzeln nach der deutschen Kaiserkrone — morgen Zurückweisuug derselben, weil sie nicht von den Fürsten, sondern von den Vertretern des Volkes geboten ward. Und so in allen übrigen Verhältnissen dasselbe ohnmächtige Schwanken, die gleiche charakterlose Inkonsequenz! Hier die Beendigung der Kölner Wirren durch zuvorkommende Nachgiebigkeit gegen die katholischen Prälaten, dort, nach Weise seines Vorgängers, die Einzwängung des protestantischen Geistes in das Prokrustesbette der Union, die strenge Sonntagsfeier und Kirchenzucht, und der Versuch, die freireligiöse Entwicklung auf jegliche Art zu hemmen. Ein abenteuerlicher Dombau in Berlin begonnen und nicht vollendet; Mendelssohn-Bartholdy von Leipzig herübergelockt zur Einrichtung eines Konservatoriums, einer Schule für Musik und Darstellungskunst, die niemals ins Leben trat; Tieck und Rückert, Schelling und Cornelius in die preußische Residenz berufen, um der Poesie, bildenden Kunst und Wissenschaft, der Himmel weiß, welchen Aufschwung zu geben, von dem in Wirklichkeit hinterdrein Nichts zu verspüren war; eine Aufführung der „Antigone" anspruchsvoll in Scene gesetzt, während Raupach und Charlotte Birchpfeiffer das Repertoire der Hofbühne beherrschten! Man wollte eine glanzvolle Periode des nationalen Fortschritts inaugurieren, aber Alles sollte künstlich, nach der vorgezeichneten Schablone allerhöchsten Beliebens, fabriciert werden. Unbequemen Fragern — vide Johann Jakoby — wurde mit dem Knebel der Pressgesetze das vorlaute Maul gestopft; der Humor — vide Ludwig Walesrode — musste auf der Bank der Angeklagten seine scherzhaften Randglossen gegen die hochnothpeinliche Auslegung des Staatsanwaltes in Schutz nehmen. Die „Deutschen Jahrbücher" wurden durch den langen Arm des Berliner Kabinettes in Sachsen unterdrückt, wohin sie ausgewandert waren, um den preußischen Censurchikanen zu entrinnen, dem geistvollen Verfasser der „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" ward die venia legendi entzogen, dem Dichter der „Politischen Wochenstube" der Aufenthalt in Jena verweigert und das Halten öffentlicher Vorträge über die Literatur der Gegenwart nur unter der Bedingung gestattet, dass in denselben von der Hauptsache, von der Wechsel-

beziehung zwischen Literatur und Politik, keine Rede sei. Es war ein tragikomisches Schauspiel, dies impotente Liebäugeln der Herrschergewalt mit dem Zeitgeiste, und dabei diese zitternde Angst vor seinen neuen Ideen; auf der einen Seite der herablassend gütige Verkehr mit den Leuchten der Menschheit, mit den Koryphäen der Kunst und Wissenschaft, mit Humboldt und Tieck und mit der romantisch begeisterten Bettina, auf der andern die Purifikation der Universitäten von freisinnigen Elementen, die emphatische Verkündigung des „christlichen Princips der oberen Leitung" und der Fortbildung des öffentlichen Rechtes mit dem Blick „rückwärts in die Vergangenheit." Und diese politischen Dichter, deren Lieder, trotz Censur und Verkaufsverbot, von Lippe zu Lippe schwebten, — welche Verfolgungen hatten sie auszustehn, wie wurden sie von Ort zu Ort, von Land zu Land ins Exil gehetzt! Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Freiligrath, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Karl Beck — nicht Einer, dem bei der Rückkehr in die Heimat ein anderes Loos gewinkt hätte, als Untersuchung, Ausweisung, oder Kerkerhaft!

Heine, in seiner verbitterten Simmung, hatte zunächst nun Augen für die Schattenseite dieses Bildes. Er theilte nicht der fröhlichen Hoffnungsmuth seiner neuen Liedgenossen, er sah in ihren begeisterten Gesängen nur hohle Rhetorik und ein Pathos, dem es an jedem reellen Gegenstande gebrach. Die politischen Flüchtlinge in Paris, deren Treiben er seit der Julirevolution aus nächster Nähe beobachtet, hatten ihm von dem Geist und den möglichen Erfolgen der deutschen Freiheitskämpfer einen gar zu ungünstigen Begriff beigebracht. „Gesinnung," „Charakter" — waren diese Stichworte der neuen politischen Bewegung und ihrer geräuschvollen Tendenzpoesie nicht dieselben Trümpfe, die schon Börne und sein Anhang gegen den Dichter ausgespielt, wenn sie ihm das Schlimmste hatten nachsagen wollen? Was bedeutete der ganze Lärm? Waren nicht die verheißungsvollen Blüthen der Julirevolution vom Wurme des Verderbens zernagt worden, ehe sie Früchte angesetzt? War nicht auf die lustig empor sprießenden Keime der jungdeutschen Literatur ein giftiger Mehlthau gefallen, welcher die ganze Aussaat wieder vernichtet hatte?

Und sprach die geringste Wahrscheinlichkeit dafür, dass die deutschen Gewalthaber, welche gegen die Stimme der Volkstribunen so lange taub geblieben, ihr jetzt plötzlich ein geneigtes Ohr leihen würden? Heine schüttelte den Kopf zu all' diesen Fragen, der Idealismus der Jugend, welcher bei ihm von jeher durch einen ätzenden Verstand kontrolliert worden, war in alle Winde verflogen, um einen pessimistischen Realismus als Hefe zurück zu lassen, er glaubte an keinen Auferstehungstag der Menschheit mehr, oder wenigstens hoffte er nicht mehr, dessen Morgenroth zu erleben. Schon seine Denkschrift über Börne hatte von dieser geistigen Müdigkeit Zeugnis abgelegt; bedenklicher noch starrt uns die politische Blasiertheit aus den Korrespondenzen entgegen, welche er seit dem Februar 1840 wieder einige Jahre lang für die „Allgemeine Zeitung" schrieb, und welche er später in den „Vermischten Schriften" unter dem Titel „Lutetia" gesammelt. Als Dokumente zur Beurtheilung der Zeitgeschichte sind diese Aufsätze von geringem Werth. Die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums, wie Heine diesen Abschnitt der Regierungszeit Ludwig Philipp's benennt, hat weitaus nicht die Wichtigkeit, welche der Verfasser ihr beilegt, und, was schlimmer, der Standpunkt des Beurtheilers ist weder unbefangen, noch hoch. Es ist, trotz alles gelegentlich hervorbrechenden Hasses des Poeten gegen den feigen Krämergeist der herrschenden Bourgeoisie, doch eben der Standpunkt dieses selben Spießbürgerthums, welcher in Heine's Korrespondenzen dem Regierungssysteme des Justemilieu das Wort redet, in Ludwig Philipp und Guizot die Erhalter des Friedens und der Ordnung sieht, und von den unheimlichsten Aengsten vor einem Siege des Kommunismus gequält wird. Ja, die finsteren Schatten und grellen Streiflichter, welche die zur fixen Idee gewordene Ueberzeugung des Dichters, dass dem Weltreiche des Kommunismus die Zukunft gehöre, in seine sonst ziemlich farblosen Berichte wirft, sind fast das Einzige, was diesen Schilderungen Heine's aus den vierziger Jahren ein phantastisch anziehendes Gepräge verleiht. Er spricht von den Kommunisten als von der „einzigen Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdiene", er vergleicht sie mit der kleinen Gemeinde der Christen in Rom zur neronischen Zeit, sie erscheinen ihm als

„die prädestinierten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt“, und es dünkt ihn für den Kommunismus „ein unberechenbar günstiger Umstand, dass der Feind, den derselbe bekämpft, bei all' seiner Macht in sich selber keinen moralischen Halt besitzt“. „Die heutige Gesellschaft,“ sagt er[114]), „vertheidigt sich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbstachtung, ganz wie jene ältere Gesellschaft, deren morsches Gebälke zusammen stürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam. Die Propaganda des Kommunismus besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht; die Elemente dieser Universalsprache sind so einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt sich so leicht.“ Die politischen Einzelkriege der Völker sind dem besorgten Gemüthe des Dichters nur der erste Akt, gleichsam das Vorspiel, des herandrohenden großen Spektakelstücks: „Der zweite Akt ist die europäische, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede sein: nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiösen Doktrinen der Vergangenheit sich zu einem verzweiflungsvollen Widerstand erheben, und wird etwa dieser Versuch den dritten Akt bilden? Wird gar die alte absolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Kostüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieses Schauspiel schließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, dass man der großen Wasserschlange von Albion am Ende das Haupt zertreten und dem Eisbären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird alsdann nur einen Hirten und eine Herde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenherde! Wilde, wüste Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müsste ganz neue Bestien erfinden, und zwar so erschreckliche, dass die älteren Johanneischen Thiersymbole dagegen nur sanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menschenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus Besorgnis über das eigene Schick-

sal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügeln. Ich rathe unsern Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.“ — Heine war in politischen Dingen oft, freilich nicht immer, ein guter Prophet. Wie er die Befestigungswerke von Paris (Bd. IX, S. 237 ff.) als ein thörichtes Unternehmen signalisierte, das, statt die Hauptstadt vor einem feindlichen Ueberfalle zu schützen, die Blitze noch verderblicher anziehen und Paris dem Zerstörungsrechte des Kriegs unbarmherzig bloßstellen werde, so traf dreißig Jahre später auch jene andere Weissagung nur allzu genau ein, welche er in einem Korrespondenzberichte vom 19. December 1841 mit scharfer Voraussicht künftiger Ereignisse verkündete. „Der eigentliche Rival des Obelisken von Luxor,“ schrieb er unter diesem Datum (Bd. X, S. 23), „ist noch immer die Colonne Vendôme. Steht sie sicher? Ich weiß nicht, aber sie steht auf ihrem rechten Platze, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wurzelt treu im nationalen Boden, und wer sich daran hält, hat eine feste Stütze. Eine ganz feste? Nein, hier in Frankreich steht Nichts ganz fest. Schon einmal hat der Sturm das Kapital, den eisernen Kapitalsmann, von der Spitze der Vendôme-Säule herabgerissen, und im Falle die Kommunisten ans Regiment kämen, dürfte wohl zum zweiten Male Dasselbe sich ereignen, wenn nicht gar die radikale Gleichheitsraserei die Säule selbst zu Boden reißt, damit auch dieses Denkmal und Sinnbild der Ruhmsucht von der Erde schwinde; kein Mensch und kein Menschenwerk soll über ein bestimmtes Kommunalmaß hervorragen, und der Baukunst eben so gut wie der epischen Poesie droht der Untergang. ‚Wozu noch ein Monument für ehrgeizige Völkermörder?‘ hörte ich jüngst ausrufen bei Gelegenheit des Modellkonkurses für das Mausoleum des Kaisers; ‚Das kostet das Geld des darbenden Volkes, und wir werden es ja doch zerschlagen, wenn der Tag kommt!‘ Ja, der todte Held hätte in Sankt Helena bleiben sollen, und ich will ihm nicht dafür stehen, daſs ihm nicht einst sein Grabmal zertrümmert und seine Leiche in den schönen Fluſs geschmissen wird, an dessen Ufern er so sentimental ruhen sollte, nämlich in die Seine! Thiers hat ihm als Minister vielleicht keinen großen Dienst geleistet“.

Von den literarischen Vertretern des Kommunismus flößte besonders Proudhon dem deutschen Dichter gewaltigen Respekt ein. Meißner theilt in seinen „Erinnerungen" ein interessantes Gespräch hierüber mit. Am 7. April 1847 besuchte er mit Heine das alljährliche Bankett, welches am Sterbetage Fourier's von den Anhängern Desselben im Saal Valentino gefeiert ward. Begeisterte Toaste wurden „dem Genius Fourier's, des Offenbarers menschlicher Geschicke und der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menschen", — „der Auferstehung des sterbenden Polens", — „dem Ende des Krieges auf der Erde", — „der allmählichen Emancipation des Weibes", — „der unsichtbaren Kirche der Todten" dargebracht. Beim Verlassen des Saales erblickte Heine draußen im Gedränge einen untersetzten Mann, mit einem vollen, heiteren Gesicht, breiter, rund gewölbter Stirn und einer blauen Brille vor den Augen. „Sehen Sie sich Den an!" flüsterte er rasch seinem Freunde zu. — „Waren Sie denn auch drinnen?" frug Einer den Mann mit der blauen Brille. — „Nein," erwiderte Dieser kurz. „Ich kam nur so vorüber und blieb stehen, weil es wie ein Auflauf aussah. Ach, es ist dasselbe Lied bei allen Sektierern! Gelobt sei Jesus Christ, der uns von der Sünde erlöst hat, gelobt Saint-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben, gelobt sei Fourier, der uns die socialen Gesetze geoffenbart! Possen! Wer wird endlich einmal ausrufen: ‚Lob und Ehre dem gesunden Menschenverstande, der Keinen anbetet?' Der Mann mit der blauen Brille zuckte die Achseln und entfernte sich langsam. — „Wer ist dieser Herr?" frug Meißner. — „Wer er ist?" antwortete Heine, und ein aufgeregtes Leben blitzte über sein Gesicht. „Monsieur Proudhon nennt er sich unter den Menschen. Eigentlich ist es ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, wieder einmal einem Solchen zu begegnen. Ich werde lebensüberdrüssig, wenn ich Nichts als Geschäftsleute und Alltagsmenschen um mich sehe. Dies einzige Wort von ihm thut mir wohl nach so viel' schönen, aber flauen Tiraden. Er hat Recht, vollständig Recht!" — „Wer ist der Mensch?" — wiederholte Meißner mit einer noch höher gespannten Neugier seine Frage. — „Immer sagen Sie: der Mensch!" versetzte Heine. „Sie haben ja gehört, daß Das

kein Mensch ist, trotz seiner blauen Brille. Er ist das zerstörende Princip in Gestalt eines Staatsphilosophen, zum Uebermaße noch bevorzugt mit den Darstellungsmitteln eines Dichters. Victor Hugo scheint ihm die Macht seiner Antithese abgetreten und Alexandre Dumas seine heitere Phantasie geborgt zu haben. Der furchtbare Ernst der Sache ist elegant und sinnvoll drapiert und sieht das Barfüßergewand deutscher Trockenheit mit dem Standesstolze eines Aristokraten an. Diese Werke, oder, um die Polizeisprache zu reden, diese Brandschriften, lesen sich wie Romane! Sie gehen hier in Frankreich von Hand zu Hand, man amüsiert sich dabei, und Niemand merkt, daſs beim Umschlagen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tages prächtig aufgehen und eine gesegnete Ernte geben werden." — Heine blieb dem aus schaudernder Angst und dämonischer Schadenfreude gemischten Interesse für den Kommunismus bis an sein Ende getreu. Noch in der, zehn Monate vor seinem Tode geschriebenen Vorrede zur französischen Ausgabe der „Lutetia" sagte er [115]): „Nur mit Schreck und Grausen denke ich an die Epoche, wo diese finsteren Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so theuer sind; sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorberhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht spannen, noch arbeiteten, und doch so herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all' seiner Pracht, sie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Gesellschaft, falls sie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Rosen, diese müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Loos ereilen; die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein ‚Buch der Lieder' wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehen, in die er Kaffe schütten wird oder Schnupftaback für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich sehe dies Alles voraus, und mich beschleicht unsägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen

alten romantischen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Kommunismus, der all' meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten in meiner Brust, zwei Stimmen, die sich nicht wollen geschweigen lassen, die im Grunde vielleicht nur diabolische Anreizungen sind — aber wie Dem auch sei, sie beherrschen mich, und keine exorcierende Gewalt vermag sie zu bezwingen. Denn die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik. ‚Der Teufel ist ein Logiker!' sagt Dante. Ein schrecklicher Syllogismus hält mich umstrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, ‚daß alle Menschen das Recht haben, zu essen', so bin ich genöthigt, mich auch all' seinen Konsequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren, ich sehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphierend umtanzen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüth, und ich rufe aus: Sie ist seit lange gerichtet, verurtheilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr, wie recht ist! Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Unschuld zu Grunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh, wo der Mensch ausgebeutet ward durch den Menschen! Mögen sie von Grund aus zerstört werden, diese übertünchten Gräber, wo die Lüge und die schreiende Unbill thronten! Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der einst aus meinen Poesien Düten machen wird, um Kaffe oder Taback hinein zu schütten für die armen biederen alten Weiber, die sich in unserer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeiten versagen mussten — fiat justitia, pereat mundus! — Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner der Kommunismus, und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich rede von der Partei der sogenannten Nationalitäts-Repräsentanten in Deutschland, jener falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausschütten. Ja, diese Ueberbleibsel oder

Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes Kostüm ultradeutschthümlicher Narren modernisiert haben und sich die Ohren ein wenig stutzen ließen — ich habe sie all' meine Lebtage verabscheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröstet durch die Ueberzeugung, daſs der Kommunismus, der sie zuerst auf seinem Wege findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird; und sicherlich wird es kein Keulenschlag sein, sondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Riese sie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Das wird sein Debüt sein. Aus Haſs gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich fast Liebe zu den Kommunisten fassen. Es sind wenigstens keine Heuchler, welche immer die Religion und das Christenthum auf den Lippen führen; die Kommunisten haben freilich keine Religion (kein Mensch ist vollkommen), die Kommunisten sind sogar Atheisten (was gewiſs eine große Sünde ist), aber als Hauptdogma bekennen sie den absolutesten Kosmopolitismus, eine weltallgemeine Liebe für alle Völker, ein gütergleiches Brüderschaftsverhältnis zwischen allen Menschen, den freien Bürgern dieser Erde. Dies Fundamentaldogma ist dasselbe, welches einst das Evangelium gepredigt, so daſs im Geist und in der Wahrheit die Kommunisten weit christlicher sind, als unsere sogenannten deutschen Patrioten, diese bornierten Verfechter einer exklusiven Nationalität." —

Im Ganzen lastet auf den Korrespondenzberichten Heine's für die „Allgemeine Zeitung" in den vierziger Jahren nicht bloß das äußerliche Joch der Censur, sondern mehr noch der Alpdruck eines inneren Zwanges. Heine war niemals im eigentlichen Sinne ein politischer Schriftsteller gewesen; aber als er unter dem frischen Eindrucke der Julirevolution seine „Französischen Zustände" schrieb, beseelte ihn noch die Ueberzeugung, als Volkstribun der Sache der Freiheit zu dienen; — nachdem er den Glauben eingebüßt, daſs letztere in nächster Zukunft zum Siege gelangen werde, fehlte seinen Korrespondenzen das leitende Motiv, und er erfand für seine bunt zusammen gewürfelten Berichte jenes „souveräne Feuilleton", in welchem Politik und Wissenschaft nur noch einem frivolen Tagesbedürfnisse den Unterhal-

tungsstoff liefern. Die Schilderungen der „Lutetia“ sind reich an amüsanten Koncertberichten, witzigen und pikanten Personalien, kunstvoll geschnitzten Porträts und phantastischen Arabesken; aber Heine ist in einer sonderbaren Täuschung befangen, wenn er für den politischen Theil seiner Korrespondenzen (Bd. IX., S. 30) „ein solides Verdienst“ in Anspruch nimmt und sein Werk als „ein daguerreotypisches Geschichtsbuch“ charakterisiert, „worin jeder Tag sich selbst abkonterfeite, und das auf jeden Fall dem späteren Historiographen als eine Geschichtsquelle dienen kann.“ Bei der Zusammenstellung dieser Aufsätze in Buchform hat der Verfasser sich übrigens nicht darauf beschränkt, einzelne Ausdrücke und Wendungen stilistisch zu verbessern, und die von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ oder von der Censurbehörde unterdrückten Stellen aus dem Gedächtnisse oder nach den Brouillons zu ergänzen, sondern es sind manche ganz neue Abschnitte hinzu gefügt, und andererseits manche Ausdrücke und Urtheile weggelassen, an die Heine aus dem einen oder anderen Grunde nicht gern erinnern wollte. Es sind dies namentlich politische Prophezeiungen, die sich als unrichtig erwiesen hatten, oder herbe Aeußerungen über Louis Napoleon, deren Wiederabdruck unter dem ehernen Scepter des mittlerweile zur Herrschaft gelangten Abenteurers von Straßburg und Boulogne allerdings für den in Paris lebenden Schriftsteller nicht ganz gefahrlos war [116]).

Das Buch über Börne und die Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ zogen dem Dichter immer bestimmtere Vorwürfe des politischen Gesinnungswechsels, der feigen Abtrünnigkeit von der Sache des Fortschritts zu. Diese Anklagen verschärften sich, als Heine Anfangs Januar 1843 in der wieder von Laube übernommenen „Zeitung für die elegante Welt“ mit einem humoristischen Epos hervortrat, das auf den ersten, flüchtigen Blick fast wie eine Verhöhnung der in Deutschland seit Kurzem so eifrig gepflegten liberalen Zeitideen erscheinen konnte. Dennoch hatte man Unrecht, dem Sommernachtstraume „Atta Troll“ die Ausdeutung zu geben, als lenke der Verfasser mit diesem Gedichte mehr und mehr in die Bahn eines politischen Renegatenthumes ein. Wenn wir die geistige Entwicklung Heine's

mit unparteilichem Auge überblicken, so werden wir im Gegentheil einsehen, dass „Atta Troll" der würdige, schmerzlich selbstbewusste Abschluss jener romantischen Zeitepoche war, aus welcher der Dichter hervorgegangen, und mit welcher er durch geheime Sympathien des Herzens so innig zusammenhing. Als Romantiker, nicht als Soldat oder Verschwörer, hatte er der Freiheit gedient. Sie war ihm ein gefesseltes Königskind, das er aus dem Kerker befreien, dem er als Herold auf schön geschmücktem Zelter voran reiten wollte, wenn sie an der Spitze ihrer Getreuen den Einzug in ihr Reich hielte, strahlend in Götterkraft und Herrlichkeit. Aber der goldne Jugendtraum war entflogen. Die Genossen, mit denen er kämpfen sollte, waren keine himmelstürmende Titanen mit heiterem Götterblick und übermüthig lächelndem Munde, sondern ernste, schweigsame Gesellen, die mit puritanisch finsterer Miene den Kopf schüttelten, wenn er jauchzend das federgeschmückte Barett in die Luft warf, die verächtlich auf sein goldgesticktes Wams und seinen wallenden Reiherbusch blickten, die sein lustiges Lied nach dem trockenen Nützlichkeitsmaßstab kritisierten und ihm mit kalter Logik zu beweisen suchten, dass er nach gemeinschaftlichem Plane mit ihnen konspirieren und handeln müsse, wenn es ihm wirklich daran gelegen sei, die gefangene Prinzessin der Gewalt ihrer Kerkermeister zu entreißen. Vor Allem aber, bedeuteten sie ihn, sehe die Freiheit ganz anders aus, als das Bild, welches er sich in seinen Träumen von ihr gemacht; sie sei eigentlich gar keine schöne Prinzessin, die mit ihrem Huldlächeln etwaigen Ritterdienst oder süßen Minnegesang lohne, sondern eine verständige Hausmutter, die für all' ihre Kinder mit gleicher Treue und Gerechtigkeit sorge, keine Purpurgewänder noch sonstigen Flitterstaat zu vertheilen habe, sondern ihr ganzes Volk in das gleichförmige Ehrengewand der Arbeit kleiden werde. Dem Dichter erbebte das Herz in der Brust, als er solche Reden vernahm. Wie eine graue, farblose Wüste schien sich die Welt der Zukunft vor ihm aufzuthun, wenn diese nüchternen Puritaner ihr Reich auf Erden begründeten, in welchem für die Kunst und die Schönheit keine Stätte mehr war, wo alle hervorragenden Häupter abgemäht worden, und nur noch die werkeltäglichste Nützlichkeit ihr geist-

loses Räderwerk klappern ließ. „In der Zeit der Romantiker," sagt Heine in den witzigen Gedanken-Einfällen seines literarischen Nachlasses (Bd. XXII, S. 213), „liebte man in der Blume nur den Duft — in unserer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zum Hausbackenen, zur Prosa. . . Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe. Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht." Oder an einer anderen Stelle (Ebd., S. 215): „In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang." Auch hatte ja Heine so Unrecht nicht, gegen die Anschuldigung der Inkonsequenz zu protestiren — nicht er, sondern die Zeit und ihr Urtheil über ihn hatte sich verändert. Er glaubte heute noch „der entschiedenste aller Revolutionäre und keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortschritts gewichen zu sein" (Bd. XX, S. 350); für die Freiheit, wie er sie verstand, für die Befreiung des Individuums aus den Banden des Vorurtheils und veralteter Satzung, hatte er von jeher gestritten, und wollte er heute noch streiten mit denselben Waffen des Hasses und der Leidenschaft, des lächelnden Humors und des vernichtenden Spottes. Wie Proteus, hatte der Feind oftmals eine andere Gestalt angenommen, aber Heine hatte ihm in jeder beizukommen und ihm, wenn nicht den Todesstreich, so doch empfindliche Wunden zu versetzen gewusst. Erst war es ein vorwiegend literarischer Kampf gewesen. Heine hatte die innere Hohlheit und Unwahrheit des romantischen Kunstwesens aufgedeckt, und dabei auch jener idealeren Kunstwelt nicht geschont, die von unsern unsterblichen Meistern nach hellenischem Vorbild auf deutschen

Boden hingezaubert worden; er hatte mit erbarmungsloser Schärfe den Widerspruch enthüllt, in welchem diese ganze „Kunstperiode" zu dem dürftigen, rings zerklüfteten, kraft- und schönheitslosen Leben der Gegenwart stand. Neue Ideale, neue Götter, eine von Grund aus neue Gesellschaft hatte er gefordert, er hatte die Julisonne als das Morgenroth eines neuen Menschheitsfrühlings begrüßt, er hatte in dem Saint-Simonismus die Elemente einer neuen Gesellschaftsreligion zu finden gehofft, in den Männern des „jungen Deutschlands" die Apostel der neuen Weltordnung gepriesen, und dann hatte er all diese vielverheißenden Anfänge politischer, religiöser und socialer Auferstehung kläglich zusammen brechen sehn, und sollte sich nun bescheiden, mit dem Trosse der Liberalen in Deutschland für eine parlamentarische Staatsverfassung zu agitieren, deren praktischer Werth ihm in Frankreich sehr zweifelhaft geworden war, oder er sollte gar in dem kleinen Freibeuterkorps der Republikaner Sappeurdienste thun, um alle Throne in die Luft sprengen und jenen kommunistischen Arbeiterstaat zimmern zu helfen, in welchem er nur eine andere und vielleicht schlimmere Form der Knechtschaft sah. War die ganz einseitige politische Richtung, in welche plötzlich die deutsche Literatur verfiel, war die über Nacht aufgeblühte Tendenzpoesie eines Herwegh, Hoffmann von Fallersleben und Dingelstedt — denn nur Diese waren bis jetzt als politische Dichter aufgetreten — nicht von einer erschreckenden geistigen Armuth, im Vergleiche mit dem brillanten Feuerwerk vielseitigster Anregungen, welche das „junge Deutschland" vor wenigen Jahren der Welt zum Besten gab? Heine machte die treffende Bemerkung (Bd. XI, S. 373), daß „diese Künstler, welche die Freiheit selbst und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, meist von beschränktem, gefesseltem Geiste, bornierte Naturen seien, Philister, denen der Zopf unter der rothen Mütze hervorlausche", und daß „die wahrhaft großen Dichter immer die großen Interessen ihrer Zeit anders als in gereimten Zeitungsartikeln aufgefasst". Dieser allgemeine Freiheitsrausch ohne thatsächlichen Hintergrund kam ihm wie ein halber Wahnsinn vor, und das spöttische Begrüßungsgedicht an Dingelstedt „bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris" (Bd. XVII, S. 236 [218]) war nur eine

weitere Ausführung der kurz vorher an Herwegh gerichteten Strophen:

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren — Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst.

Heine, der von jeher Alles, was ihn unvernünftig, verkehrt und abgeschmackt dünkte, der Lächerlichkeit preisgab, meinte auch jetzt nur ein unbestreitbares Recht der Kritik zu üben, wenn er den Widerspruch aufdeckte, der zwischen den begeisterten Phrasen der Tagesdichter und der unfreien Wirklichkeit bestand. Zugleich glaubte er im Interesse der Kunst gegen die Einseitigkeit und Beschränktheit protestieren zu müssen, in welche diese gesinnungstüchtige Tendenzpoesie die ganze literarische Produktion zu stürzen drohte. Er fürchtete, daß der Sieg der Demokratie zugleich das Ende aller Poesie bedeute, daß auch in der Poetenwelt der tiers état, die Mittelmäßigkeit, die Freiheit und Gleichheit des Stils zur Herrschaft gelangen werde (Bd. XXII, S. 215): „Der Parnaß soll geebnet werden, nivelliert, makadamisiert, und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt. . . Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk ernährt!" — „Die Opposition," sagte er in der einige Jahre später geschriebenen Vorrede zum „Atta Troll" (Bd. XVII, S. 5 ff.), „verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umher zu treiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christ-

lich-germanischen Nationalität. Es erhub sich im deutschen Bardenhain ganz besonders jener vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten stürzte, und mich immer an den amerikanischen Matrosen erinnerte, welcher für den General Jackson so überschwänglich begeistert war, dass er einst von der Spitze eines Mastbaums ins Meer hinabsprang, indem er ausrief: „Ich sterbe für den General Jackson!" Ja, obgleich wir Deutschen noch keine Flotte besaßen, so hatten wir doch schon viele Matrosen, die für den General Jackson starben, in Versen und in Prosa. Das Talent war damals eine sehr missliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterlosigkeit. Die schelsüchtige Impotenz hatte endlich nach tausendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Uebermüthigen des Genius; sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: Die braven Leute seien freilich in der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich Nichts weniger, als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftstellers, der es sich als ein besonderes Verdienst anrechnete, dass er nicht schreiben könne; für seinen hölzernen Stil bekam er einen silbernen Ehrenbecher. — Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie. Wie eine solche Vertretung das große Geschäft meines Lebens war, so habe ich sie am allerwenigsten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelassen, und sowohl Tonart als Stoff desselben war ein Protest gegen die Plebiscita der Tagestribünen. . . Aber du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind, und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump

und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefasst werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, dass selbst ein Apollo sich darin als eine Karikatur abspiegeln muss und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott."

So ist denn „Atta Troll" auf der einen Seite ein phantastisch zweckloser Sommernachtstraum, eine trunkene Feier der echten Poesie, die sich nimmer in den Dienst einer Tagespartei begeben kann; andererseits aber streift das kleine Bären-Epos durch seine polemische Ironisierung der herrschenden Gesinnungslyrik doch hie und da in das Gebiet jener selben Tendenzdichtung hinüber, zu welcher es einen Gegensatz bilden soll; man könnte sagen: seine Tendenz ist die Verhöhnung aller Tendenz. Dabei gerieth Heine in der Hitze seines Kampfes gegen die politische Zeitpoesie unversehens wieder in den Zauberbann der romantischen Richtung, er wurde übermannt von dem Gelüste, sich noch einmal mit den alten Traumgenossen im Mondschein zu tummeln, und so schrieb er das „letzte freie Waldlied der Romantik", den „Schwanengesang der untergehenden Periode"[117]), deren Herrlichkeit erblichen war, ohne dass die Sonne des neuen Tages schon siegreich die grauen Morgennebel durchbrochen hätte. Dies gespenstig flimmernde Hineinragen der Romantik in das frostig nüchterne Leben der Gegenwart verleiht dem Gedichte seinen eigenthümlichen Reiz; aber wir merken bald, daß es nur todte Schatten sind, die uns auf der Grenzscheide einer alten und einer neuen Weltanschauung seltsam umgaukeln. Wir haben uns noch nicht völlig von ihren Einflüssen befreit, das Gemüth sehnt sich noch zuweilen nach dem alten Traumlande der Vergangenheit zurück, aber der Verstand weist uns in die unbekannte Zukunft. Wie schonungslos der Poet auch die bombastisch sich spreizende Zeitdichtung und die bärenhaft täppische Unbeholfenheit der politisch-socialistischen Propaganda lächerlich macht, so liegt ihm doch Nichts ferner, als den Inhalt ihrer Lehren mit seinem Spotte zu verdächtigen. Es wird im Gegentheil keinem unbefangenen Leser entgangen sein, wie sehr Heine, der Schalk, im Grunde mit all' den radikalen Umsturztheorien

sympathisiert, und die Theologie mag von Atta Troll's Warnung „vor dem Feuerbach und Bauer" und von seiner possierlichen Schilderung des „Schöpfers droben in dem Sternenzelte", der als kolossaler Eisbär mit schneeweiß fleckenlosem Pelze auf dem goldnen Himmelsthrone sitzt (Bd. XVII, S. 37 [35]), nicht sonderlich erbaut gewesen sein. Beachtenswerth ist ferner die wunderbare Uebereinstimmung des gewählten Versmaßes mit dem Stoffe des Gedichtes. Wie der indische Slokas, nach A. W. Schlegel's Bemerkung, den schaukelnden Gang des Elephanten nachahmt, so erinnern die vierfüßigen reimlosen Trochäen an den Gang eines Bären; es liegt darin eine absichtliche Monotonie, eine prätentiöse Schmucklosigkeit, die mit spanischer Grandezza einher schreitet. Durch eine geistvolle Wendung des Schlußkapitels wurde der „Atta Troll" Varnhagen von Ense gewidmet. „Das gebührte Ihnen," schrieb Heine dem alten Freunde (Bd. XXI, S. 73), „denn Sie sind mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben, gleich mir, die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken. — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!"

Mit dem wehmüthigen Scheidegruß dieses Liedes hatte der Dichter für immer Abschied genommen von den romantischen Traditionen seiner Jugendzeit, die sich mit den Anforderungen der Gegenwart so schlecht vertrugen. Noch einmal hatte ihn im Brand- und Schlachtlärm des Tages „wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume beschlichen", er hatte „die bezauberte Laute ergriffen und ein Lied gesungen, worin er sich allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab" (Bd. XIV, S. 213). Nun aber, nachdem er einem unwiderstehlichen Drange des Herzens Genüge gethan, nachdem er in glanzvollster Art „die alte lyrische Schule der Deutschen beschlossen", wollte er nicht länger ein Nachzügler im Heere der Romantik sein, der Verstand behauptete sein Recht, [illegible] wie geringe Befriedigung das ungeordnete Chaos der

politischen Zustände in Deutschland und der aufregende Kampf der Parteien auch seinem Schönheitsgefühle bieten mochten, er schrak nicht länger vor der Aufgabe zurück, dies Chaos poetisch zu bewältigen und sein Lied, gleich den anderen Dichtern, zur Waffe im Fortschrittskampfe der Zeit zu machen. Dass ihm der Entschluss dazu schwer fiel, verrathen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen (Bd. XXI, S. 72): „Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen, und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft.“ Ein unvermittelter Sprung ist jedoch in Heine's Ansichten und literarischer Entwickelung auch hier nicht vorhanden; vielmehr nahm der Poet, indem er sich jetzt für eine Zeitlang vorherrschend der politischen Dichtung zuwandte, genau die Stellung zu den Zeitfragen ein, welche seine skeptische Natur und sein realistischer Hass gegen die unklaren, im Nebelmeer der Allgemeinheit verschwimmenden Phrasen des Liberalismus ihm anwiesen. Da er die sanguinischen Hoffnungen der Freiheitsdichter nicht theilte, da er in den öffentlichen Zuständen der Heimat nirgends die Anfänge einer neuen und besseren Aera zu erblicken vermochte, unterließ er es durchaus, in den allgemeinen Enthusiasmus mit einzustimmen; im Gegentheil, er trug offen den kältesten Unglauben, den schwarzblütigsten Pessimismus zur Schau, der keine politische Befreiung für möglich hielt, so lange sich die liberale Bewegung mit schön klingenden Redensarten begnüge, die nicht den mindesten Rückhalt in der unfreien Wirklichkeit fänden. Der Muth, mit welchem Heine in seinen satirischen Zeitgedichten aus dieser Periode die Jämmerlichkeit der politischen Zustände in Deutschland kritisierte, die tollkühne Verwegenheit, mit welcher er in den „Lobgesängen auf König Ludwig“, in dem „Kaiser von China“, in dem „Neuen Alexander“ und ähnlichen Pasquillen das frivole Spiel der Monarchen mit den

Volksinteressen brandmarkte, erhalten erst ihre rechte Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Verfasser keineswegs an eine in Bälde bevorstehende siegreiche Revolution glaubte, sondern den ganzen Freiheitsrausch für eitel Wind ansah. Er verletzte und reizte also die Gewalthaber aufs äußerste, während er gleichzeitig der vertrauensseligen Masse des Volkes sehr unliebsame Wahrheiten sagte, und, nach jeder Seite hin Anstoß gebend, es vollends mit allen Parteien verdarb. Eine charakteristische Umwandlung vollzog sich um diese Zeit, wie in Heine's Gemüth, so auch in seiner poetischen Produktion. Je mehr er sich isoliert fühlte in seiner hoffnungslosen Auffassung der politischen Verhältnisse, desto mehr verzerrte sich auch in seinen Gedichten das heitere Götterlächeln des Humors zu einem scharfrichterlichen Grinsen, das sich eiskalt in unsere Seele bohrt. „Atta Troll" schließt die humoristische Periode des Dichters ab; jetzt beginnt die satirische, die sich nach den abermaligen politischen Enttäuschungen des Revolutionsjahres 1848 zum cynischsten Nihilismus steigerte. Es lässt sich dieser stufenweis fortschreitenden Entwicklung logische Konsequenz nicht absprechen, aber das Resultat ist weder menschlich wohlthuend, noch ästhetisch erfreulich. Wenn Heine einmal sagte: „Ich mag Börne's Briefe aus Paris nicht lesen — Galle ist ein bitteres Getränk", so könnte man diesen Ausspruch fast mit demselben Rechte auf die Mehrzahl seiner eigenen satirischen Zeitgedichte anwenden. „Die Tendenz", „Verheißung", Der „Wechselbalg", „An Georg Herwegh, bei seiner Ausweisung aus Preußen", „An den Nachtwächter, bei späterer Gelegenheit", „Zur Beruhigung", „Verkehrte Welt", „Erleuchtung", „Unsere Marine", „Die Weber" — Alles Galle, bittere Galle in schön geschliffenen Gefäßen, Sterbeflüche der Verdammten, Hohngelächter der Dämonen der Finsternis über den Jammer einer todgeweihten, von innerer Fäulnis und Lüge verpesteten Welt!

Obschon Heine noch am 12. April 1843 seinem Bruder Maximilian geschrieben [118]): „Nach Deutschland gehe ich nie und nimmermehr zurück," und nicht lange zuvor scherzweise erklärt hatte, dass er nur unter einer Bedingung dorthin kommen werde: „wenn ihm Preußen seine Festungen ausliefere," finden wir ihn

doch Ende Oktober desselben Jahres auf dem Wege nach Hamburg. Kindliche Liebe, der Wunsch, seine zweiundsiebzigjährige Mutter noch einmal wiederzusehen[119]), führte ihn nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit zu einem kurzen Besuch in die Heimat. Da ihm der preußische Gesandte den Paß nicht für die Route über Aachen und Köln visieren wollte, reiste er von Brüssel mit der Post über Amsterdam nach Bremen, und traf am 30. Oktober in Hamburg ein, wo er all' seine Verwandten, mit Ausnahme seines Oheims Salomon, dessen kränkelnder Zustand ernstliche Befürchtungen erregte, in bestem Wohlbefinden antraf. Die Mutter freilich fand er sehr verändert. „Sie ist sehr schwach und entkräftet," schrieb er an Frau Mathilden, die er zu Paris im Pensionate der Madame Darte, Chaillôt Nr. 101, zurückgelassen hatte. „Sie ist durch Alter und Sorgen zusammen geschrumpft. Aengstlich, wie sie ist, regt die geringste Kleinigkeit sie schmerzlich auf. Ihr größtes Uebel ist der Stolz. Sie geht nirgends hin, da sie nicht die Mittel hat, bei sich Besuch zu empfangen. Seit dem Brande bewohnt sie zwei kleine Zimmer; es ist ein Jammer! Sie hat Viel durch den Brand verloren, da sie bei einer Gesellschaft versichert war, die nicht bezahlen konnte." Nachdem er die Verhandlungen mit seinem Verleger über den Abschluß eines neuen Kontraktes in Betreff der Gesammtausgabe seiner Schriften zu seiner höchsten Zufriedenheit erledigt hatte, trat er am 7. December über Hannover, Bückeburg, Köln und Aachen den Heimweg an.

Ende Juli des folgenden Jahres wiederholte er von Havre aus seinen Besuch, und brachte diesmal Mathilden mit, die aber mit den wenigen deutschen Vokabeln, die sie zum Zweck dieser Reise erlernt hatte, keine Konversation zu machen verstand und, um der trostlosen Langenweile ihres Hamburger Aufenthalts zu entrinnen, eine plötzliche Erkrankung ihrer Mutter vorschützend, schon in der zweiten Augustwoche nach Paris zurück kehrte, wo sie, wie im vorhergehenden Jahre, sich in der Pension der Madame Darte installierte. Die im Nachlaßbande veröffentlichten Briefe Heine's an seine Frau gewähren uns einen interessanten Einblick in das idyllische Schäferspiel seiner Ehe, über welche gewissenloses Zeitungsgeklätsch so viel' unglimpfliche und grund-

lose Verleumdungen in Umlauf gebracht. Jede Zeile dieses anmuthig kosenden Geplauders belehrt uns, dass Heine sich in der leidenschaftlichen, oft bis zu drolligster Eifersucht gesteigerten Liebe zu dem schlichten, weltunerfahrenen, grundgutmüthigen Naturkind Mathilde herzinnig beglückt fühlte. Wir sehen, wie er mit fast übertriebener Aengstlichkeit jedes unsaubere Element aus dem Kreise seiner still umfriedeten Häuslichkeit zu verbannen sucht, wie er seiner Frau nicht minder bei seinen geldstolzen Hamburger Verwandten, als bei seinen Pariser Freunden, die schuldige Achtung zu verschaffen weiß, und wie er nach fast zehnjähriger Ehe, bei kurzer Abwesenheit von Paris, seiner „Nonnotte" nahezu einen Tag um den andern, wie ein zärtlicher Bräutigam, die artigsten Liebeserklärungen schreibt. Mit rührender Aufmerksamkeit bemüht er sich, sie in ihrer Strohwittwenschaft zu erheitern und von Allem, was sie interessieren kann, zu unterhalten, sie jeder Sorge zu überheben, ihr alle Furcht zu benehmen, dass eine Zeile ihres unorthographischen Gekritzels in fremde Hände gerathen möchte, und jeder flüchtige Gruß von ihr versetzt ihn in jubelndes Entzücken. Er ist in größter Sorge, ob sie wohl und munter die beschwerliche Seereise zurückgelegt, ob sie nicht von der Douane chikaniert worden oder ihre Effekten verloren, er ist krank vor Unruhe, bis er nach vierzehn Tagen endlich den ersten Brief von ihr erhält. Und wie glücklich und heiter lautet seine Antwort (Bd. XXII, S. 386): „Bei dem bloßen Anblick deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Gesang und Tanz zu ergötzen. Man gab „Die Stumme", und ich verschlang vier Akte davon. Ob gut gespielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war so beschäftigt mit meinen Gedanken, dass ich des Stücks vollständig vergaß — ich dachte nur an dich, meine arme Freundin, die eine so gefahrvolle Ueberfahrt gehabt, die so schrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herum gerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübsche Frauen ist, der alte Nichtsnutz von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verruchte Bösewicht! sich an Nonnotte, meinem armen Lamm, zu vergreifen! — Ich bin ebenfalls wüthend auf die schändlichen Douaniers, welche dir 20 Franks für die Strümpfe abgepresst

haben — du hast ihnen also nicht gesagt, daſs einige darunter für das schönste Bein in Chaillôt bestimmt waren? Uebrigens glaub' ich, daſs es zum Theil meine Schuld ist, denn ich hätte die Strümpfe tiefer unten im Koffer verstecken müssen. Ich freue mich aber sehr, daſs du deine Sachen nicht verloren hast, und daſs man dir nicht, wie Odry in der Rolle des Bilboquet, zugerufen hat: ‚Il n'y a pas de malle!' — Wenn ich aber dich selbst durch einen Schiffbruch oder durch einen Korsaren verloren hätte! Dann würde mir auf all' meine Fragen: ‚Wo ist meine Frau?' die Antwort zugekommen sein: ‚Il n'y a pas de mal!'"

Seinen Oheim Salomon fand Heine diesmal noch leidender, als bei dem letzten Besuche, und die Aerzte waren der Ueberzeugung, daſs er das Jahr nicht überleben werde. Am 31. Mai 1843 hatte er dem Neffen sein Bild nach Paris geschickt, mit folgenden eigenhändigen Begleitzeilen, deren Stil und Orthographie Zeugnis dafür ablegen mögen, wie wenig der geschäftskundige Millionär Zeit und Gelegenheit gefunden, die Lücken seiner Elementarbildung in späteren Jahren zu ergänzen: „in der Zauberflöthe singt Tamino als Er das Bild von Pamina ansiet

Das Bild ist wunderschön nie habe ich so was gesehn

unn dann wird Pamina durch den Zahn der Zeit zu 75 Jahr aussehn, ich habe nie besonders als Mann, nie Anspruch machen können von Schönheit, Wann Sie nun das Bild ansehn, als rundzlich, verdrieslich, so geht es mit den Menschen, Sie wünschen dennoch das Bild zu haben, gerne als Verwandten gebe es ihren Händen, und wann ich nicht mehr bin, trauren Sie nicht. Der liebe Gott hatt mir viele Jahre gegeben, ich wollte die Worte unter dem Bild schreiben, geht aber nicht Aus dem Grund sagte ich S i e, jetzt meine ich D u — Lebe wohl, grüße Deine Frau von deinem Onkel S a l o m o n H e i n e." Der Dichter wünschte manche Privatangelegenheit mit seinem Oheim in Hamburg zu besprechen, fand ihn aber so verstimmt und reizbar, daſs der Verkehr mit ihm ein sehr unerquicklicher war. Einmal bat er den Neffen (Bd. XXII, S. 381) auf rührende Weise brieflich fast um Verzeihung wegen der rauhen Worte, mit denen er ihn angefahren, und wegen seiner, bei jeder Gelegenheit los-

platzenden schlechten Laune, die in seinem leidenden Zustande und der Ueberhäufung mit Arbeiten ihren Grund habe. Nach einem kurzen Aufenthalt in Travemünde schien sein Befinden sich vorübergehend zu bessern, und H. Heine meldete seiner Frau, daſs der Oheim umgänglicher, und daſs er selber jetzt „wohlangesehen bei Hofe" sei. Außer der Mutter und Schwester und den Oheimen Henry und Salomon, sollte der Dichter auch seine Kousine Amalie, die Geliebte seiner Jugendzeit, wiedersehen. Eines Tages, als er ihr einen Besuch machen wollte, fand er ihr sechsjähriges Töchterchen Elisabeth (jetzt mit dem Schriftsteller Dr. F. A. Leo in Berlin vermählt) allein im Zimmer. Das Kind hatte einen hübsch verzierten Papierbogen vor sich liegen, auf den es allerlei Striche und Figuren kritzelte. „Gieb mir das schöne Papier," scherzte er. Mit Widerstreben überließ ihm die Kleine das Blatt, obwohl er lachend ausrief: „Kind, ich werde es dir noch viel schöner und werthvoller für dein Alter machen!" Er schrieb nun auf das Blättchen mit rasch hinfliegender Feder ein Gedicht, das den Charakter einer augenblicklichen Improvisation trägt und im ganzen Familienkreise stets für eine solche gegolten hat, — eine Ansicht, die sich jedoch als irrig erwies, seit im Nachlasse H. Heine's das vielfach überarbeitete und geänderte Originalbrouillon aufgefunden ward. Beim Anblick der „kleinen Kousinenknospe" erwacht im Gemüthe des Dichters der alte Frühlingstraum, er vergleicht das Kind mit der Mutter:

„Das sind die Züge der theuren Sirene,
Das sind die Blicke, Das sind die Töne," —

und schließt mit der epigrammatischen Wendung, daſs auch dem herrlichsten Wesen, wie schon Herr Lusignan, der Gemahl Melusinens, erfahren, der „heimliche Schlangenschwanz" nicht fehle (Bd. XXII, S. 29 und 30).

Neben dem Umgang mit seinen Verwandten, verkehrte H. Heine besonders mit Julius Campe, dem bewährten Verleger, mit seinem alten Freunde dem Papierhändler Michaelis, mit dem Redakteur der „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle", Dr. François Wille, und mit dem Gymnasiallehrer Dr. Fucks, einem sarkastischen Sonderling, der sich hauptsächlich

für philosophische Studien interessierte. Gewöhnlich kam der Dichter mit diesen alten und neuen Freunden, denen sich gelegentlich Wienbarg, der Literat Joseph Mendelssohn und ein früherer Schiffskapitän Homann aus Husum anschlossen, an dessen zutraulicher Derbheit Heine sich baß amüsierte, Abends im Alsterpavillon zusammen. Hier machte er auch die Bekanntschaft des Schneiders und Schriftstellers Weitling, der wegen seiner kommunistischen Broschüre „Die Garantien der Gesellschaft" in der Schweiz die bittersten Verfolgungen erduldet, dann mit Ketten belastet zu Magdeburg in einem preußischen Kerker gesessen hatte, und von dort jetzt zur gezwungenen Auswanderung nach England unter polizeilicher Eskorte nach Hamburg transportiert worden war. Heine schildert in seinen „Geständnissen" (Bd. XIV, S. 271 ff.) auf nicht eben feine Art das Mißbehagen, welches ihm der Anblick dieses Märtyrers der Volkssache erweckte, der sich ihm als Kollege und Gesinnungsgenoß vorstellte. Derber noch äußerte er sich gegen Wille, als Weitling ihnen seine phantastischen Ideen über eine radikale Gesellschaftsreform mit redseligster Suada entwickelt hatte. „Diese selbstgefälligen Halbwisser", meinte er nach Entfernung des wunderlichen Kauzes, „die Alles, was sie autodidaktisch erlernen, für eine funkelnagelneue, weltbeglückende Entdeckung halten, erinnern mich an den polnischen Judenjungen, der durch Experimentalübung an seinem eigenen Körper auf ein geheimes Laster verfallen war, und von Posen nach Berlin reisen wollte, um ein Patent auf seine Erfindung zu nehmen." — Heine litt während seines diesmaligen Aufenthaltes in Hamburg viel an den Augen, die schmerzhaft entzündet waren. Ein von dem dortigen Maler Isidor Popper um jene Zeit gemaltes Oelbild des Dichters (dasselbe befindet sich jetzt im Besitze des israelitischen Predigers Dr. Julius Popper zu Berlin und ist kürzlich durch eine gute, im Kunstverlag von F. Neuburger jun. zu Dessau erschienene Steindruck-Nachbildung vervielfältigt worden) zeigt in dem etwas trüben Blick und in dem stark gerötheten Weiß der Augäpfel eine deutliche Spur dieses Leidens. Heine saß dem Künstler nur zweimal in den Vormittagsstunden, gleich nach dem Frühstück und in nachlässigstem Schlafrocks-Negligé, mehrfach durch Korrekturlesen und

sonstige Störungen unterbrochen. Der Mund trägt ein etwas gelangweiltes und verdrossenes Gepräge; im Uebrigen gehört das Bild zu den besten und ähnlichsten — namentlich ist die leise Erinnerung an den jüdischen Typus, welche sich mit den Jahren mehr und mehr verwischte und vergeistigte, hier in sehr feiner Weise festgehalten[120]). — Am Abend des 9. Oktober trat der Dichter an Bord des holländischen Dampfers „Willem I." die Heimreise über Amsterdam und Brüssel an.

Schon bei seinem ersten Besuche in Hamburg klagte er viel über seine abnehmende Popularität, über die philiströse Ernsthaftigkeit des Publikums, die es ihm verleide, Etwas zu wagen, weil man grämlich über jeden witzigen Einfall mit ihm ins Gericht gehe und das Gold der Poesie einzig noch auf die plumpe Bleiwage der politischen Gesinnung lege. Die Eindrücke jener Reise beschrieb er nach der Rückkehr im Wintermärchen „Deutschland", das sich schon durch seinen Titel als Gegensatz zum Sommernachtstraume „Atta Troll" ankündigte. Er schickte das druckfertige Manuskript Anfangs Juni 1844 an seinen Verleger, reiste aber, als er von Diesem keine Antwort erhielt, selber nach Hamburg, um sich des unverkürzten Abdrucks zu versichern. Es ist Heine in diesem Gedichte am glücklichsten gelungen, seiner realistischen Auffassung der politischen Verhältnisse einen poetischen Ausdruck zu geben. Die beißende Satire hat hier eine moralische und ästhetische Berechtigung, weil sie des höheren Standpunkts nicht ermangelt, von welchem aus der Dichter, wie von einem Archimedespunkte, die alte Welt aus den Angeln hebt. Sein Spott vernichtet diesmal nicht bloß um zu vernichten, sondern um aufzuräumen mit dem Bauschutte der Vergangenheit, um die erstickende Luft durch ein Gewitter zu reinigen und den Nebel der politischen Romantik zu verscheuchen. Die Zeit ist freilich vorüber, wo Heine sich über den positiven Werth dieser oder jener Staatsform, dieses oder jenes socialen Systemes den Kopf zerbrach, er lässt es auch heute noch unentschieden, ob Republik oder Kaiserthum, Socialismus oder Kommunismus die bessere Weltordnung einrichten sollen; aber schon der Nachweis, dass die vorhandenen Zustände in ihrer nichtswürdigen Heuchelei, in ihrem widerwärtigen Gemisch von „gothischem Wahn und

modernem Lug", völlig unhaltbar seien, schon diese dreiste Beleuchtung des Zwitterwesens von mittelalterlicher Feudalwirthschaft und christlich-germanischer Nationalitätsschwärmerei übte eine befreiende Wirkung. Aus dem Spotte, mit welchem Heine zugleich Manches angriff, was in Deutschland für herrlich galt, können wir, wie Gottschall mit Recht bemerkt [121]), einem satirischen Dichter unmöglich einen Vorwurf machen; denn an diese Verherrlichung hing sich gerade damals so viel Forciertes und Unwahres an, dass wenigstens dies Anhängsel die Satire herausforderte. Selbst die cynische Phantasmagorie von der Zukunft Deutschlands wird melodisch übertönt durch die gewaltigen Strophen des Schlussgesanges, in welchen der Dichter die strafende Macht der Poesie verherrlicht, aus deren „singenden Flammen" es für die von ihr Verdammten keine Erlösung giebt. Niemals aber sprach sich Heine deutlicher und selbstbewusster über die welthistorische Mission seiner revolutionären Spottlieder aus, als an jener Stelle, wo der unheimliche Dämon, welcher ihm in der Mondnacht zu Köln auf Schritt und Tritt nachfolgt, auf sein Befragen die Antwort giebt:

„Ich bin kein Gespenst der Vergangenheit,
Kein grabentstiegener Strohwisch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht sehr philosophisch.

„Ich bin von praktischer Natur,
Und immer schweigsam und ruhig.
Doch wisse: was du ersonnen im Geist,
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raste nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkst, und ich, ich handle.

„Du bist der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorsam des Knechtes
Vollstreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und sei es ein ungerechtes.

„Dem Konsul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du hast deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beständig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken."

Das „Wintermärchen" wurde zuerst im September 1844 am Schlusse der „Neuen Gedichte", und gleichzeitig in einem Separatabdrucke, veröffentlicht. Der Censor Hoffmann beanstandete den Abdruck zahlreicher scharfer Stellen des Gedichtes; Campe wusste aber von dem feingebildeten Syndikus Sieveking dennoch das Imprimatur ohne Ausmerzung einer einzigen Pointe zu erlangen. Nur ein paar allzu cynische Strophen wurden von dem Verfasser während des Druckes nachträglich, auf Wille's Rath, geändert. In Preußen wurde der Verkauf des Gedichtes sofort strengstens verboten; doch diente dies Verbot, bei den damaligen Verhältnissen des deutschen Buchhandels, statt dem Absatze zu schaden, demselben vielmehr als willkommene Reklame. Der Dichter selbst freilich durfte fortan die preußischen Staaten nicht wieder betreten; denn an jedem Grenzorte harrten seiner die gemessensten Verhaftsbefehle, welche alljährlich erneuert wurden. „Wegen solcher Unsicherheit der Wege," scherzte Heine in der Vorrede zum „Atta Troll", als er diesen mit einigen Zusätzen und Aenderungen 1847 in Buchform herausgab (Bd. XVII, S. 5), „wird mir das Reisen in den deutschen Gauen schier verleidet, ich feiere deshalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beschließen. Die wackeren Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtsinns beschuldigten, gehen unterdessen im Vaterland sehr sicher umher, als wohlbestallte Staatsdiener, oder als Würdenträger einer Gilde, oder als Stammgäste eines Klubbs, wo sie sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensafte des Vater Rhein und an meerumschlungenen schleswig-holstein'schen Austern."

Die „Neuen Gedichte" hatten, von dem „Schwabenspiegel" als Nachrede begleitet, ursprünglich schon im Jahre 1838 erscheinen sollen. Gutzkow aber, welcher das Manuskript bei Campe eingesehen, hatte dem Verfasser den, in einem ausführlichen Briefe motivierten, dringenden Rath ertheilt, seines poetischen Rufes willen einen großen Theil des Buches, namentlich die im Cyklus „Verschiedene" enthaltenen erotischen Tändeleien, nicht wieder abdrucken zu lassen. Heine fügte sich damals, — wie er an Campe schrieb [122]), „um mit Gutzkow nicht in die peinlichsten Missverständnisse zu gerathen." Jetzt aber wies er all' diesen hochgeschürzten Frauengestalten aus dem Jardin Mabille, der Grande Chaumière und anderen anrüchigen Vergnügungslokalen einen Platz in seiner neuen Liedersammlung an, und erregte dadurch abermals so begründeten Unwillen bei der Mehrheit des Publikums, dass auch die gesammte Kritik fast nur Worte des Tadels für solchen Missbrauch des poetischen Talentes fand, und die vereinzelten herrlichen Romanzen ganz übersah, welche doch selbst hier wieder Zeugnis dafür ablegten, dass Heine, trotz aller Verirrungen, immer noch der liedesgewaltige Zauberer sei, welcher den Saiten seiner Harfe Weisen voll unsterblichen Wohllauts zu entlocken vermöge.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Der Erbschaftsstreit.

Der zweimalige Besuch Heine's in Deutschland und der glänzende Erfolg des „Wintermärchens", dessen unerhört kühner Ton alle gegen den Dichter erhobenen Vorwürfe eines servilen Gesinnungswechsels verstummen machte, hatten in ihm aufs Neue ein lebhaftes Interesse für die politischen Kämpfe der Heimat erweckt. Manche hervorragende Stimmführer der neuen Bewegung waren Anfangs der vierziger Jahre nach Paris verschlagen worden, und traten mit ihm in einen anregenden Verkehr. Besonders Dingelstedt war ihm eine liebenswerthe Erscheinung, und Heine sprach mit Hochachtung über sein schönes Talent, welchem er jedoch nicht in der Poesie, sondern in der Prosa eine bedeutende Zukunft verhieß (Bd. XX, S. 336 u. 345). Minder erbaut war er von Herwegh's Persönlichkeit und dichterischer Begabung. Das Ansehen, in welchem Dieser bei der republikanischen Partei in Paris stand, und die Anerkennung, welche ihm sogar in französischen Journalen gezollt wurde, mögen freilich der Eitelkeit Heine's, der in den Augen der Pariser verdunkelt zu werden fürchtete, etwas empfindlich gewesen sein; im Ganzen aber wird man dem Urtheil, das er über den Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen" äußerte, einen prophetischen Scharfblick nicht abstreiten können. „Er hat mich auch besucht, dieser Herwegh," sagte Heine im Frühjahr 1847 zu Kertbeny[123]), „und hat gethan wie ein großer Dichter, der einen Kollegen

zweiten Ranges einiger Worte würdigt; ich ließ ihn aber schön anlaufen, wie alle diese Größen, die nach mir gekommen; denn ich bleibe doch ein Gott unter diesen Menschen, ich bin doch der Heine, den man sogar ins Japanesische und Malayische übersetzt — Herwegh aber hatte nur ein gewisses Pfündchen, das er sehr hübsch geprägt verausgabte, und nun ist er leer und arm, ein heruntergekommener Verschwender. Sie werden sehen, er bleibt nun ewig stumm, und wird bloß von seinem Ruhme zehren. Dann lacht Herwegh nie, und ein Poet mit einem so verbitterten Gesichte hat nicht viel Verstand, es weist Dies auf eine magere Einseitigkeit seines Lebensblickes hin." Für die von Arnold Ruge und Karl Marx Anfangs 1844 herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbücher" lieferten sowohl Heine wie Herwegh poetische Beiträge. Als diese Zeitschrift, nach Veröffentlichung des ersten Doppelheftes, wegen differierender Ansichten der Redakteure über den Kommunismus sofort wieder einging, interessierte Heine sich lebhaft für das Fortbestehen des von Heinrich Börnstein in Paris begründeten deutschen Wochenblattes „Vorwärts", in welchem er mehrere scharfe politische Satiren abdrucken ließ. Nachdem er vergeblich Ruge zu bereden gesucht, die Führung des bisher ziemlich farblosen Journals zu übernehmen, gelang es ihm, den früheren Redakteur der „Mannheimer Abendzeitung", Ch. L. Bernays, für die Redaktion des „Vorwärts" zu gewinnen. Das Blatt erhielt jetzt eine stark kommunistische Färbung, und die schonungslosen Angriffe auf hohe Häupter, unter welchen Heine's Gedichte den ersten Rang einnahmen, hatten die Verurtheilung des Herrn Bernays zu einer mehrmonatlichen Haft in Saint-Pélagie und eine Beschwerde der preußischen Gesandtschaft zur Folge. Letztere überreichte im Auftrag ihrer Regierung Herrn Guizot eine Note, in welcher behauptet ward, es habe sich in Paris eine revolutionäre deutsche Propaganda gebildet, die aufrührerische Bücher und Journale drucken und in Deutschland vertheilen lasse und eine förmliche Revolution für Deutschland organisiere. Die französische Regierung, welche, zu freundnachbarlichem Einschreiten aufgefordert, die Sache streng untersuchen ließ, fand Nichts, als das Bestehen des radikalen deutschen Blättchens, und Herr Guizot unterzeichnete am 11. Januar 1845 eine

Verordnung, welche sämmtliche Mitarbeiter des „Vorwärts“ binnen 24 Stunden aus Paris, binnen kürzester Zeit aus Frankreich verwies. Heine wurde durch die irrige Annahme, daſs er naturalisierter Franzose sei, Herwegh als Schweizer Bürger durch seinen Gesandten geschützt; Börnstein und Bernays wanderten nach Amerika, Marx über Brüssel nach England aus; Ruge kehrte nach Dresden zurück. Die Absicht, eine Reihe politischer Briefe über Deutschland und über die veränderte Stimmung, welche er daselbst vorgefunden, gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache zu veröffentlichen [124]), gab Heine in Folge dieser neuen, ernstlichen Bedrohung seines Pariser Asylrechtes auf.

Um diese Zeit trat ein Ereignis ein, das auf Heine's künftiges Lebensschicksal den betrübendsten Einfluß übte, die Gemüthsruhe des ungewöhnlich reizbaren Mannes aufs heftigste erschütterte, und, wo nicht den Keim zu der langwierigen schmerzvollen Krankheit legte, die ihn an ein achtjähriges Marterbrett fesselte, so doch denselben zu vorzeitig schneller Entfaltung und zu gewaltsamem Ausbruche trieb. Wir wissen, daſs die Gesundheit des Dichters sich während seines Aufenthaltes in Frankreich sehr gebessert hatte, und daſs er, abgesehen von einer ernsthaften Belästigung durch die Gelbsucht, höchstens einmal von leichten Unpäſslichkeiten heimgesucht worden war, wie im Februar 1837 von der Grippe, — „dieser charakterlosen Justemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie“ (Bd. XX, S. 110). Nur ein Augenleiden, von welchem er zuerst im Herbst 1837 während des Aufenthaltes in Havre befallen worden, war seitdem mehrmals in verstärktem Grade zurückgekehrt und hatte ihm ernstliche Besorgnisse eingeflößt. Das rechte Auge, dessen Pupille Anfangs fast bis zur Größe der ganzen Iris erweitert war, drohte zu Zeiten die Sehkraft völlig zu verlieren, der Dichter musste sich oft Tage lang alles Lesens und Schreibens enthalten, und nur der trefflichen Behandlung des berühmten Augenarztes Dr. Sichel glaubte er es zu verdanken, daſs die in Aussicht stehende Gefahr der Erblindung sich stets von Neuem wieder verzog [125]). Da traf ihn plötzlich die Nachricht, daſs sein schon längere Zeit kränkelnder Oheim Salomon

Heine in Hamburg am 23. December 1844 gestorben sei, und dass der Sohn und Haupterbe Karl Heine die Fortzahlung der im Testamente nicht ausdrücklich erwähnten Monatsrente des Dichters, die seit Jahren der zuverlässigste Posten seiner Einnahme gewesen war, beanstande. Während Salomon Heine den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten in Hamburg und Altona, seinen Schwiegersöhnen oder deren Kindern, sowie den Söhnen seiner übrigen Brüder die splendidesten Legate ausgesetzt, waren Heinrich Heine und Dessen Brüder nur mit der verhältnismäßig geringen Summe von je 8000 Mark Banko bedacht. Die Form der Benachrichtigung ließ sogar Zweifel darüber zu, ob der Sohn des Erblassers nicht selbst an die Auszahlung dieses Legates die willkürliche Bedingung knüpfen wolle, dass der Dichter sich in bündigster Art verpflichte, niemals eine Zeile zu schreiben, durch welche irgend ein Mitglied der Karl Heine'schen Familie verletzt werden könne. Obschon das Testament die Klausel enthielt, dass jede Unzufriedenheit mit den Bestimmungen des Testators, jeder Versuch, den Haupterben im ruhigen Besitze des ihm Vermachten zu stören, für den Betreffenden den gänzlichen Verlust jedes Anrechts auf das ihm Zugesprochene nach sich ziehn solle, war H. Heine bei der ersten Kunde von der Handlungsweise seines Vetters fest entschlossen, sein bedrohtes Recht auf gerichtlichem Wege geltend zu machen. „Was Sie mir," schrieb er seinem Freunde Julius Campe, den er mit der Wahrnehmung seiner Interessen betraute (Bd. XXI, S. 50), „von einer Testamentsklausel sagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage sein Legat einbüßen könne, so ist Das eitel Spiegelfechterei, wie Dergleichen bei vielen Testamenten vorkömmt; wäre sie ernsthaft durchzuführen, so brauchte der Universalerbe eigentlich gar kein Legat auszuzahlen; denn wegen Chikanen muss man doch klagen, sonst bekömmt man Nichts von gewissen Leuten; — und nun sollte eben diese Klage das Resultat haben, dass man Nichts bekäme? Wie können vernünftige Leute sich durch ein solches Dilemma des Unsinns verblüffen lassen! Nein, liebster Freund, mein Legat wird nicht präjudiciert durch eine Klage zur Erlangung meiner Pension, eben so wenig wie letztere präjudiciert wird durch die Annahme des Legats." H. Heine vermochte durch die bündigsten Dokumente von des

Oheims eigener Hand sein Recht auf die Fortzahlung der Monatsrente zu beweisen; auch stellte ihm der Komponist Meyerbeer sofort ein schriftliches Zeugnis darüber aus, dass Salomon Heine, als er dem Neffen durch seine Vermittelung die Pension bewilligte, sie auf Lebenszeit konstituierte, indem sie namentlich dazu dienen sollte, ihn in seinen alten Tagen vor Nahrungssorgen zu schützen und unterdessen seine Geistesfreiheit zu fördern (Ebd. S. 67). Unter diesen Umständen war der Dichter entschlossen, sich nicht ein Haarbreit von seinem Rechte abzwacken zu lassen. „So Viel werden Sie merken," schrieb er an Campe bei der ersten Kunde von der unedlen Handlungsweise seines Vetters und Jugendfreundes, die ihn in die schmerzlichste Bestürzung versetzte (Ebd., S. 39 ff.), „dass ich einen Todeskampf beginnen und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müsste ich es mit meinem Tode besiegeln . . . Ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! Ich provocierte wahrlich Nichts. Welche Mistkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — Andere sind nicht daran gewöhnt, und bedenken sich vielleicht, ehe sie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf Alles gefasst — seit zwei Tagen sitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und spricht kein Wort: das Unerhörte hat sie wie versteinert. Ich bin nie so entschlossen gewesen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, dass sie mich nicht geschont . . . Aufrecht erhält mich nur mein sittliches Bewusstsein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden Preis befriedigen, und es ist hier nicht bloß eine Geldfrage. Auf geschmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beseitigen. . . E. Arago und Cremieux haben sich unverzüglich konsultiert, so dass ich den Process, wenn ich ihn machen muss, mit gutem Winde führe." Campe beeilte sich, den Freund seiner bereitwilligsten Unterstützung zu versichern, rieth aber zu Vermittelungsversuchen, die gewiss eher, als das sofortige Ergreifen feindlicher Maßregeln, zum Ziel führen würden. H. Heine

war entgegengesetzter Ansicht. „Ich kenne Karl Heine besser," erwiderte er (Ebd., S. 44 ff.), „Der ist eben so starrköpfig wie verschlossen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er ist in dieser Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling schmeichelte; Karl Heine'n ist es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenschaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die Hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müsste er bald nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber seine Ruhe. Hier ist die Lücke des Harnisches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Process, der nur der Rahmen sein soll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren schreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmischen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid schwören lassen more majorum — nein, Das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den Process verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweisthümer besitze, ist Nebensache, obgleich ich auch da gut versorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen." Im weiteren Verlaufe des Briefes erklärt sich jedoch der Dichter bereit, die Vermittelung des Präses am Handelsgericht, Dr. Adolf Halle, eines Schwagers von Karl Heine, in Anspruch zu nehmen. Dr. Halle hatte das Testament Salomon Heine's abgefasst, und der Dichter machte ihm den Vorwurf, dass er wenigstens stillschweigend Viel an ihm verbrochen: „Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er stand ruhig dabei, als das Messer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen musste, und als ich wirklich blutend zu Boden sank, schreibt er mir einen liebenswürdigen Brief, worin er die größte Theilnahme für meine Gesundheit und meine literarische Thätigkeit ausspricht, meine materielle Noth aber aufs feinste umgeht, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage), doch ruhig entstehen ließ. Doch ich halte ihn für den Besten von Allen, und ich habe kein Recht, zu fordern, dass er mehr

Herz zeige, als ihm die Natur verliehen . . . Er wird vielleicht diese Gelegenheit gern ergreifen, um mir seinen generösen Diensteifer zu beweisen, und er wird gewiss seinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitsache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er ist gescheit genug, in der Tiefe einzusehen, dass hier wirklich periculum in mora ist — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünklein glimmt, prasselt bald in lichte Flammen auf, und unversehens steht der ganze Wald in Brand, und nicht bloß die Wölfe und Füchse, sondern sogar die unschuldigsten Hasen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einsicht als die Andern, er weiß auch, dass jetzt, wo der furchtbare Tyrann todt ist, vor dem ich zitterte, die Familie gar keine Garantie meiner Unterwürfigkeit mehr besitzt, dass Beschränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, dass ich, schonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, dass ich, zum Aeußersten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger stellen werde, aber umgeben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger stehen und weit verdrießlichere Gesichter schneiden wird, als ich, der ich Dergleichen schon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!" Gleichzeitig erbot sich H. Heine, falls ihm die Fortzahlung der lebenslänglichen Pension von 4800 Franks, unbedingt und unverkürzt, legal zugesichert und die Hälfte derselben nach seinem Ableben seiner Frau garantiert würde, zur Ausstellung eines Reverses, worin er sein Ehrenwort gäbe, keine verletzende Zeile über Mitglieder seiner Familie zu schreiben. „Was den Revers betrifft", fügte er hinzu, „so liegt mir Wenig daran, dass Sie ihn so bindend als möglich ausstellen. Wahrlich, *was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencensur*, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar Nichts über das Lumpenpack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sei . . . Ich habe im Grunde bessere Personen zu schildern, als die Schwiegersöhne meines Oheims. — So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, schaffen

Sie Ruhe meinem Geiste, der wirklich eine bessere Beschäftigung verdient. Ich ward durch die Geschichte in der köstlichsten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigsten Gelddiskussionen ertödten in mir alle Poesie. Und gar ein Process! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich schmisse dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück ist mein Wille auch so starr wie der eines Wahnsinnigen — Das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhause.“ Die Unterredung Campe's mit Dr. Halle führte zu keinem Resultat, und Heinrich Heine sandte unterm 28. März 1845 seinem Verleger eine vom 29. Januar datierte, durch den Ministerresidenten der freien Städte, Herrn Viktor Rumpff, beglaubigte notarielle Vollmacht ein, worin Herr Campe zur Erhebung des Legates und zur Geltendmachung der Pensionsansprüche des Dichters auf jedem ihm gut dünkenden Wege ermächtigt ward [126]). Inzwischen hatte der so schwer in seinem Rechte und in seiner „eingewurzelten Liebe“ für seinen Vetter gekränkte Mann einen letzten Versuch gemacht, den für alle Theile gleich verdrießlichen Erbschaftsstreit auf gütlichem Wege zu schlichten. „Vorgestern“, bemerkte er in den die Vollmacht begleitenden Zeilen (Bd. XXI, S. 56), „habe ich Karl Heine den versöhnlichsten Brief geschrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundschaft beschworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wissen zu lassen über seinen jetzigen Willen. Sie sehen, daß ich Alles gethan, ehe ich zum Proceß schreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg, und durch Uebereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerstören. Der Proceß wäre gewiß eine unauslöschliche Beleidigung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht ist zu klar und notorisch“. Auch sonst erwies sich der Dichter in diesem, ganz ohne sein Verschulden über ihn verhängten „Hamburger Successionskriege“ so entgegenkommend, wie möglich, gegen seinen halsstarrigen Vetter. „In der Erklärung“, schrieb er an Campe (Ebd., S. 52), „die Sie sich anheischig machen sollen zu drucken, um in der Presse das Ende des Handels anzukündigen, können Sie alle Schuld des Mißverständnisses auf mich schieben, die Großmuth der Familie hervorstreichen, kurz

mich sakrificieren. Ich gestehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weise anderer Menschen, mir liegt am Ende gar Nichts an der Meinung des Publikums; mir ist nur Eins wichtig: die Befriedigung meines innern Willens — die Selbstachtung meiner Seele". Das Legat wurde jetzt zwar ausbezahlt, nicht aber die Pension, obschon H. Heine fortfuhr, seinem Vetter mit den beweglichsten Worten ins Herz zu reden. „Karl Heine", klagt er in einem Schreiben an Campe vom 31. Oktober 1845 (Ebd., S. 49), „beharrt mit unbegreiflichster Hartnäckigkeit in seinem vorgefassten Unrecht. Ich sage ihm in jedem Brief, dass ein Keim zu bösen Ausbrüchen zurückbleibt, so lange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Pension, die er verpflichtet ist, im Namen seines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigensinnig zu zeigen, für diese Auszahlung als für eine Gnadensache dankbar sein wolle, wenn sie unverkürzt und unbedingt stattfindet. Auf Bedingungen lasse ich mich jetzt gar nicht ein — meiner Autorwürde, meiner Federfreiheit, werde ich nicht das Geringste vergeben, wenn ich auch als Mensch den Familienrücksichten mich unterwürfig zeige." — „Aber leider", heißt es in einem späteren Briefe (Ebd., S. 82 ff.), „je mehr ich meinen Stolz kasteie und mich unterwürfig und flehend zeige, desto patziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Vetter, der die Milde für Schwäche ansieht und nie begriff, dass ich gegen Jemand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte. Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, dass auch Sie, wie so viele Andere, die an die Großmuth von Karl Heine glaubten, mich zu solcher Selbstdemüthigung angetrieben und an die Macht der versöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab' ich nun den Weg der Güte versucht, den mir die Freunde und das eigne Herz, das sich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entschließen konnte, so leidend angerathen; da habe ich nun meinen weicheren Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverstand mir beständig in die Ohren zischte, dass man in dieser Welt selten durch Thränen und Flehen, aber durch das Schwert Etwas erlangt von den harten Geldmenschen! Mein Schwert ist meine Feder, und dieses Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen

mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote stehen! Dieser beständige Widerspruch, in welchem mein Gemüth und mein Verstand sich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erst jetzt, wo ich einsehe, dass in Karl Heine's Brust kein menschliches Herz schlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, statt mein Recht zu verfechten, Alles um nicht nöthig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch Nichts übrig als — — Ja, ich bin mit einem entsetzlichen Memoire beschäftigt, seit einigen Tagen, wo die Insolenz von Karl Heine dem Fasse den Boden ausgetreten. Den Process werde ich unterlassen, damit man sehe, es ist hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eignen Feld, wo ich Präsident bin, und keinem reichsstädtischen Schlendrian ausgesetzt. Meine Pension achte ich für verloren, und ich schlage sie in die Schanze. Ich, wie mir meine Aerzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundschaft gestanden und weil sie wissen, dass ich ein Mann bin, den der Tod nicht schreckt, ich habe nicht lange mehr zu leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloster und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, seit ich Alles gethan, was ein Mensch thun darf aus Liebe, ja Mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität." Das hier erwähnte „Memoire" ist, wenn es überhaupt geschrieben ward, niemals gedruckt worden; um so eifriger war Heine fortan bemüht, durch schriftstellerische Freunde seinen Erbschaftsstreit mit Karl Heine zur öffentlichen Debatte zu bringen, und durch die Macht der Presse einen stachelnden Einfluss auf das Gewissen seines Vetters zu üben. Laube, Schücking und Andere kamen seinen Wünschen mit mehr oder minder Bereitwilligkeit nach; vor Allem aber bestrebte sich der kaum einundzwanzigjährige Ferdinand Lassalle, welcher im Januar 1846 von einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris nach Berlin zurück kehrte, die dortigen Freunde des Dichters für ein planmäßiges Einschreiten zur Vertretung seiner bedrohten Vermögensinteressen zu gewinnen. Wie sehr Derselbe sich das Vertrauen Heine's zu erwerben und

ihm geistig zu imponieren gewusst, sagen uns die charakteristischen Empfehlungszeilen eines Briefes an Varnhagen (Ebd., S. 72): „Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabnis der Darstellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiss ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt". — „Ich liebe Sie sehr", heißt es in einem etwas späteren Briefe an Lassalle (Ebd., S. 85, 89 u. 91); „es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen ja Einen so lange, bis man Sie liebt... Heut beschränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand so Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir Andern usurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege... Wie freut es mich, dass ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemand habe ich je so viel getraut, — ich, der ich so misstrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Muth und ich befinde mich besser." Der überzeugenden Beredsamkeit Lassalle's gelang es unter Anderm, den Fürsten Pückler zur Abfassung eines Schreibens an Karl Heine zu bewegen, das ein hochsinniger Appell an die Ehrenhaftigkeit des Millionärs war, welcher dem berühmten Dichter und nahen Verwandten hartherzig das Stück Brot verweigerte, auf das er durch ein nie widerrufenes Versprechen Salomon Heine's und durch alle Ge-

setze der Pietät ein wohlbegründetes Recht besaß. „Welch ein grand seigneur!“ rief der Dichter aus, als Lassalle ihm das Schreiben des Fürsten abschriftlich mittheilte (Ebd., S. 87). „Sein Brief ist nicht bloß ein schriftstellerisches Meisterstück, sondern auch ein bedeutsames Denkmal, bedeutsamer als es ihm selber dünken mag, in Bezug auf unsere socialen Verhältnisse und Umwälzungen. Es versteht sich von selbst, daſs dieser Brief gedruckt werden muſs, er ist von dem allgemeinsten Interesse, und die Sehenden werden wohl merken, daſs Dies nicht eigentlich ein Schreiben Pückler's ist an A. B. in Sachen C. D., sondern daſs hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius — Ja, die Lektion ist siegreich, der chevalereske Hochsinn zeigt sich hier auf seinem schönsten Turnierrosse und in seinem fleckenlosesten Harnisch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe Krämerthum, ich hätte fast gesagt das Bürgerthum, findet hier seine kläglichste Niederlage, und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von Seiten der allermodernsten Gegner der jetzigen Geldherrschaft — Sie wissen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich spielt hier eine trübselige Figur, die Romantik, die er selber auf den Tod befehdet, tritt hier großmüthig für ihn selbst in die Schranken, denn am Ende, wenn Pückler auch Fürst in den Idealprovinzen des Geistes ist, so ist er es doch auch in dem preußischen Schlesien, und seine Handlungsweise ist eben so adlig als edel.“ Es war Heine's Wunsch, daſs Varnhagen für die „Allgemeine Zeitung“ einen von ihm mit seinem Namen zu unterzeichnenden Artikel schriebe und demselben den Brief des Fürsten einflechte. „Es ist gewiſs gut“, bemerkte er (Ebd., S. 95), „daſs eben die härtesten Dinge und Androhungen in jenem milden und wunderbar lindernden Stile geschrieben werden, dessen nur Varnhagen fähig ist, und wodurch er eine Puissance geworden, die ihres Gleichen nirgends findet. Ja, Varnhagen's Stil ist wahrlich die eiserne Hand mit einem Handschuh von Sammt, und der wird meinem Vetter einen Handschlag geben, den er nicht vergisst bis ans Ende seiner Tage“. Varnhagen aber rieth mit

gewohnter Mäßigung von jeder provocierenden Veröffentlichung ab, er erklärte es für unschicklich, den Brief des Fürsten drucken zu lassen, und fand es viel geeigneter, durch Vermittelung Mendelssohn's und anderer Berliner Freunde erneute Versuche zu einer gütlichen Beilegung der Differenz zu unternehmen. „Denken Sie sich“, schrieb H. Heine Mitte Februar 1846 ärgerlich an Lassalle (Ebd., S. 93), „Varnhagen, der so erfahrene Weltmann, ist noch so abergläubisch, dass er mir das Eiapopeia vorsingt, womit man mich schon vor einem Jahre ins Verderben gesungen. Ich soll wieder de- und wehmüthige Briefe an Karl Heine schreiben. Das thu' ich ja seit vorigen Mai, und nach jedem solchen Gewinsel wirft er sich hochmüthiger in die Brust. Mein erster Plan war, als mir das Unglück passierte, durch das entschiedenste Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu setzen. Diesen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Ansicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem sie das Gegentheil thaten von Dem, was verabredet war, scheiterte Alles durch Inkonsequenz, und ich selber musste vom hohen Kampfross herabsteigen und mich auf eine flennende Schindmähre setzen! Durch diese Selbsterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Muth eingeflößt, der ihnen schon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, sobald sie Ernst sehen, sobald sie eine öffentliche Manifestation erleben, und bestimmt fühlen, dass man zu Dergleichen entschlossen sei. Sagen Sie Das an Varnhagen, sagen Sie ihm, die Herzen der Geldpharaone seien so verstockt, dass das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend sei, obgleich sie wohl wissen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der schon vor ihren Augen so manches Schlangenkunststück verrichtet hat — Nein, diese Menschen müssen die Plagen fühlen, ehe sie daran glauben und ihren zähen Selbstwillen aufgeben, sie müssen Blut sehen, auch Frösche, Ungeziefer, wilde Thiere, Jan Hagel u. s. w., und erst beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erstgeburt todtschlägt, geben sie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Uebel, dem eigenen Tod. Wahrlich, hätte Moses sich mit der Güte befasst, mit Halbdrohen und Vernunftreden, die Kinder Israel säßen noch heute in Aegypten.“

Wenn wir uns erinnern, wie bitter das Gefühl der Abhängigkeit von der launischen Gnade des reichen Oheims schon auf der Seele des Jünglings gelastet, wie ihn diese mit Unmuth ertragene Abhängigkeit durch die herben Jahre des Exils begleitet, und wie oft er die Fortdauer der ihm so unentbehrlichen Geldunterstützungen durch schwere Demüthigung seines Stolzes und seiner Manneswürde hatte erkaufen müssen, so werden wir den Zorn und die fieberhafte Aufregung begreifen, in welche ihn der am kaum geschlossenen Grabe Salomon Heine's herauf beschworene chikanöse Streit über die Weiterzahlung einer Rente versetzte, die ihm — eine einzige kurze Unterbrechung abgerechnet — seit Jahren mit niemals stockender Regelmäßigkeit allmonatlich zugeflossen war. Der sorglose Poet hatte es ja von jeher verschmäht, die Launen des alten Millionärs nach Erbschleicherart zu hätscheln und zu streicheln, er wusste recht wohl, dass eine ihm feindselige Sippschaft von Schwiegersöhnen und Schwägern von jeher den Oheim umlagerte, bei welchem er gegen die boshaftesten Verleumdungen keinen Fürsprecher hatte — niemals aber war ihm die Möglichkeit in den Sinn gekommen, dass die Familie des Onkels, dass sein leiblicher Vetter und Jugendfreund, dessen Krankenbett er einst in der furchtbaren Cholerazeit mit Gefahr des eigenen Lebens behütet, sich zu einer so ungroßmüthigen Handlung erniedrigen würde, ihn plötzlich ohne jeden triftigen Grund seiner wesentlichsten, stets für sicher gehaltenen Einnahme zu berauben. Schmerz, Zorn und Aufregung führten schon im Januar 1845 eine schlagartige Lähmung herbei, die sich zunächst auf die Augen warf, allmählich aber sich über die Brust hinunter zog. Das linke Auge blieb seit dieser Zeit völlig geschlossen; auch das rechte ward trüb, und das halb gelähmte Lid wollte sich nicht freiwillig mehr heben. Zu lesen vermochte der Erkrankte gar nicht mehr; eher gelang es ihm noch, zu schreiben, obschon er nur mit Mühe die jetzt groß und undeutlich aufs Papier gekritzelten Buchstaben seiner einst so schönen und regelmäßigen Handschrift entziffern konnte. Mit dem Diktieren hatte er schon früher — bei Abfassung des Textes zu den Shakspeare'schen Frauenbildern — einen Versuch gemacht; aber er fand, dass die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils dabei verloren

gehe, und die ungewohnte Anstrengung verursachte ihm Kopfkrämpfe [127]). „Mein Uebel", schrieb er Ende Mai 1845 an Heinrich Laube (Bd. XXI, S. 59), „ist eigentlich eine Paralysie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar Nichts, kann keine sechs Zeilen hinter einander lesen, und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, ist gesund." Da er, aus Furcht, daß die grellere Sonne des Südens seine Augen zu sehr angreifen würde, nicht in ein Pirenäenbad zu reisen wagte, zog er Anfangs Juni aufs Land nach Montmorency, wohin Mathilde ihn als treue Pflegerin begleitete. Die Wiederherstellung seiner Gesundheit erschien ihm als die Hauptsache, vor welcher alles Andere, sogar seine Finanznöthen und die Differenzen mit seiner Familie, einstweilen in den Hintergrund treten musste. „Ach, theurer Freund," klagte er bei der Rückkehr nach Paris seinem Verleger (Ebd., S. 62 u. 65), „die Unglücksfälle dieses Jahres haben so sehr mein Gemüth vertrübt, daß ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt. . . Man hat sich schrecklich an mir versündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder gesund sprudelt. Ein tieferer Ernst, ein unklarer Ungestüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigenthümlich furchtbare Ausbrüche gestattet in Prosa und Versen — aber Das ist doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einst süßestes Leben, jetzt Verdüsterung und Todeslust." In einem Briefe an Varnhagen vom 3. Januar 1846 erwähnt Heine ebenfalls, „wie entsetzlich ihm von seinen Sippen und Magen mitgespielt worden" [128]): — „Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Reif mir die Brust einklemmt, so wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, Das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen und fast tödlich beschädigt. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmordsversuch sehen; die schleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch Das eine alte Ge-

schichte, die sich immer erneut. Ja, ich bin sehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, ist sie ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk, und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit und Liebe.“ Noch unter den letzten Krankheitspoesien Heine's befindet sich, außer der düsteren Phantasmagorie „Affrontenburg“, in welcher der Dichter die Erinnerungen an alles ihm durch die Familie zugefügte Leid in ein martervolles Bild zusammen fasst, ein kurzes, scharfes Gedicht, das mit den Strophen schließt (Bd. XVIII, S. 329 [303]):

Ach! Blutsfreunde sind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die schnöde Meuchelthat
Ward verübet durch Verrath.

Siegfried gleich, dem hörnen Recken,
Wussten sie mich hinzustrecken —
Leicht erspäht Familienlist,
Wo der Held verwundbar ist.

Im Einklange hiemit sagt Heinrich Laube, welcher den Dichter im Frühjahr 1847 wieder besuchte und ihm zu jener Zeit am nächsten stand, in seinem Reiseberichte [129]: „Mich beschäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage, woher eine so ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit, die offenbar in den geheimnisvollsten Verzweigungen zwischen Hirn und Nerven ihren Sitz hat als eine tückische, rastlos weiter kriechende Lähmung. Erreicht sie den Lebensmittelpunkt des Gehirns, so entsteht der Tod. Zorn und Aerger haben die Krankheit erregt durch eine Art von Schlagfluss. Nicht die hundert Kämpfe in Literatur und Politik haben diesem furchtbaren Fechter das Mindeste angethan; ein einziger Streich, welcher von seiner Familie ausgegangen, hat ihn zerstört. Es wird Dies seiner Familie ein tiefer Vorwurf bleiben. Heine war fünfundvierzig Jahre alt, als ihn vor zwei Jahren dieser Streich betraf; er hatte noch Jahrzehnte schöpferischer Thätigkeit vor sich, und um der alltäglichsten Lappalien willen ward er von mittelmäßigen Menschen zerstört. . . Die guten Bürger und schlechten Musikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und

getödtet zu haben aus kläglicher, trockener Scheelsucht. Wenn man von den Goldsäcken und sonstigen Herrlichkeiten der Familie Nichts mehr wissen wird, dann wird man durch diesen nun vor unsern Augen hinsterbenden Dichter den Namen Heine noch kennen und rühmen, und die literaturgeschichtliche Mythe wird hinzusetzen, er sei, wie Byron, durch Nadelstiche kleiner Verwandten vor der Zeit in den Tod gestoßen worden."

Eine Verständigung mit Karl Heine fand, wie wir sehen werden, zwar bald darauf statt, aber nie vergaß der Dichter die „tödliche Beleidigung", welche ihm von der eignen Familie zugefügt worden war, und seine Klagen nahmen im Munde des Sterbenden mehr und mehr den Ton vernichtender Anklagen an:

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böser Dämon in der bösen Stunde.
Ich weiß nicht, wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, daß vergiftet war die Wunde.

In stillen Nächten denk' ich oft,
Du solltest mal dem Schattenreich entsteigen,
Und lösen alle Räthsel mir
Und mich von deiner Unschuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommst du nicht, so steig' ich selbst zur Hölle,
Daß ich alldort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede stelle.

Ich komme, und wie Orpheus einst
Trotz' ich der Unterwelt und ihren Schrecken —
Ich finde dich, und wolltest du
Im tiefsten Höllenpfuhle dich verstecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen —
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmuth Purpurlappen.

Jetzt weiß ich, was ich wissen wollt',
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen;
Doch hindern kann ich nicht, dass jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz speien.

Ein mit zitternder Hand geschriebenes Bleistiftgedicht aus seinen letzten Lebenstagen zeigt, wie wenig durch die spätere „Aussöhnung“ mit den Verwandten der Groll über das erlittene Unrecht in seinem innersten Herzen erlosch:

Sie küssten mich mit ihren falschen Lippen,
Sie haben mir kredenzt den Saft der Reben,
Und haben mich dabei mit Gift vergeben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Christ — wie es im Kirchenbuche
Bescheinigt steht — desshalb, bevor ich sterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer — ach! mit einem Fluche
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
Dass euch der Herr verdamme und verderbe!

Die Lähmung schlich langsam weiter, ohne in der ersten Zeit eigentliche Schmerzen zu verursachen. Nur über „Genuss- und Lebenshindernisse“ klagt Heine im Anfang des Jahres 1846 [130]). „Ich küsse, fühle aber Nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen. Ganze Abende sitze ich schweigend neben meiner Frau am Kamin. ‚Quelle conversation allemande!‘ ruft sie dann manchmal seufzend aus . . . Auch der Gaumen und ein Theil der Zunge sind afficiert, und Alles, was ich esse, schmeckt mir wie Erde. Dieser Tage habe ich kaiserlich russische Bäder versucht, nach der strengsten Observanz. An Muth fehlt es mir nicht.“ — Die Hoffnung, durch ein persönliches Gespräch mit dem Vetter die obschwebende Differenz leichter schlichten zu

können, und der sehnliche Wunsch, vor einer jeden Augenblick zu befürchtenden Verschlimmerung seines Leidens die geliebte Mutter noch ein letztes Mal an sein Herz zu drücken, gaben dem Dichter den Plan ein, im Frühjahr 1846 wieder nach Hamburg zu reisen, und von dort einen Abstecher nach Berlin zu machen, um den inzwischen zu großer Berühmtheit gelangten Jugendfreund Professor Dieffenbach wegen seiner Krankheit zu konsultieren. Mit Letzterem hatte Lassalle schon dieserhalb geredet, und Heine hatte geantwortet[131]): „Dieffenbach's Freundschaft ist für mich ein tröstender Gedanke, ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund!“ Aber durfte er wagen, nach Preußen zu kommen, ohne sich den schlimmsten Polizeibelästigungen auszusetzen? Darüber musste er sich vor Allem Gewissheit verschaffen. Alexander von Humboldt, der bei dem König in hoher Gunst stand, hatte ihn zwar bei seiner Anwesenheit in Paris im vorigen Jahre nicht aufgesucht, aber ihm früher wiederholt die freundlichste Theilnahme bewiesen. Er schrieb also an Diesen unterm 11. Januar folgenden Brief: „Herr Baron! Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermuthigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen. Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, theils um alte Freunde wieder zu sehen, theils auch um die Berliner Aerzte über ein sehr bedenkliches Uebel zu konsultieren. Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner atra cura beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluss mir von den resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, dass ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preußischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, die auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiß sehr gut, dass ein solches Gesuch keineswegs in Einklang steht mit den dortigen administrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exceptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik

für exceptionelle Zeitgenossen zu bereichern. Empfangen Sie, Herr Baron, im Voraus meinen tief gefühlten Dank, und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung, womit ich verharre, Herr Baron, Ihr ergebener und gehorsamer Heinrich Heine." — Die Bemühung Humboldt's war eine vergebliche, wie seine liebenswürdig offene Antwort uns belehrt: „Wenn nach einer so langen Reihe von Jahren Sie mir einmal wieder ein Zeichen des Lebens geben, wenn Sie sich meiner alten Bewunderung Ihres herrlichen, ein tiefes Naturgefühl athmenden ‚Buches der Lieder' erinnern, so darf ich nicht besorgen, dass Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, der Ihrem Vertrauen in einer so menschlichen Angelegenheit gebührt. Noch ehe ich Ihren Brief vom 11. Januar erhielt, hatte ich durch meinen geistreichen Freund Dieffenbach Kunde von Ihrem schweren physischen Leiden erhalten. Ihr Wunsch beschränkte sich auf die Erlaubnis, ohne Gefahr für Ihre persönliche Sicherheit, Berlin von Hamburg aus dieses Frühjahr auf einige Tage besuchen zu können, zu Ihrer Erholung, um hiesige Freunde einmal wieder zu sehen und Berliner Aerzte zu konsultieren. Da mir nicht unbekannt sein konnte, dass in Dem, was Sie als ‚die alte Registratur' bezeichnen, viele sehr bittere Anklagen gegen Sie liegen, so habe ich gehofft, Ihrem Wunsche am besten zu entsprechen, wenn ich auf das zweite Motiv Ihrer Reise den größten Werth legte. Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen — aber es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, dass ich, Ihrer persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muss, den preußischen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müssen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu schreiben, die Schriftsteller sich gegen einander schuldig sind. Empfangen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und die innigsten Wünsche für die Wiederherstellung Ihrer so tief erschütterten Gesundheit." Der zurückbehaltenen Kopie dieses Briefes fügte Humboldt die charakteristische Bemerkung bei: „Meine Antwort eine vorsichtige. Der König, der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurück-

zuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, dass sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei wusste dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen."

Heine hatte indess geringe Ursache, das Fehlschlagen seines Hamburg-Berliner Reiseprojektes sonderlich zu bedauern; denn im Laufe des Frühjahrs nahm seine Krankheit eine so bedenkliche Gestalt an, dass die Aerzte den Gebrauch eines Pirenäenbades für unbedingt nothwendig erklärten. Es stellte sich bereits Empfindungslosigkeit in den Fingern und am rechten Fuße ein, auf welchem der Dichter wie gelähmt einher ging, so dass er von seinen Ausgängen, die er, wie ein Blinder mit dem Stocke vor sich hintastend, noch allmorgendlich unternahm, sich mehr als ein Mal, auf den Arm eines Freundes gestützt, musste nach Hause geleiten lassen. Sein Zustand galt für so hoffnungslos, dass, als er Mitte Juli die Reise nach Barèges antrat, wenige seiner Bekannten ihn wieder zu sehen erwarteten. Unterwegs wurde sein Siechthum so unerträglich, dass er unfern von Bagnères de Bigorre den Wagen verlassen und sich auf einem Lehnsessel über das Gebirge tragen lassen musste. Ja, es verbreitete sich bald nach seiner Abreise von Paris durch einen Korrespondenzartikel der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" das Gerücht, dass H. Heine am 31. Juli im Glockenthale bei Thun im Kanton Bern, wohin ihn die Aerzte geschickt hätten, in Folge wiederholter Schlaganfälle seinen Leiden erlegen sei. Glücklicherweise brachte fast gleichzeitig die „Augsburger Allgemeine Zeitung" vom 5. August eine Originalkorrespondenz des Dichters aus Barèges, welche den Ungrund jener Trauerkunde darthat. Heine fühlte sich übrigens durch die falsche Todesnachricht sehr verstimmt, es erschien ihm als eine zweifelhafte Freude, dass es ihm vergönnt sei, seinen eigenen Nekrolog zu lesen und bei lebendigem Leibe „komplet mythisch zu werden". Er schrieb an Campe aus Tarbes auf der Rückreise nach Paris am 1. September folgenden düsteren Bericht über den vereitelten Erfolg seiner Badekur [132]: „Leider hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form an-

genommen, dass ich selbst erschrecke. Während der ersten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geschöpft, aber seitdem ging es den Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge sind so gelähmt, dass ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich verschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beständige Ohnmachten) haben mich nun bestimmt, nach Paris zurück zu eilen, und gestern hab' ich Barèges verlassen. Ich bin keineswegs ängstlich, sondern sehr gefasst, und trage, wie bisher, mit Geduld, was sich nicht ändern lässt und ein altes Menschenschicksal ist. Meine Meinung geht dahin, dass ich nicht mehr zu retten bin, dass ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, Das geht mich nicht an, Das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir Nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewusstsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund geleiten — Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube. . . Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Versündigung, die sie an mir verschuldet! Wahrlich, nicht die Geldsache, sondern die moralische Entrüstung, dass mein intimster Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort seines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, Das hat mir die Knochen im Herzen gebrochen, und ich sterbe an diesem Bruch. — Wie ich höre, hat meine falsche Todesnachricht meinen Vetter sehr erschreckt; er hatte wahrlich erschreckende Gründe. . . Meine Finanzen sind schlecht, die Reise nach Barèges hat mich schier ausgebeutelt, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden Lebens-

kosten diesen Winter erschwinge. Selbst indem ich die 200 Mark Banko, die ich dieses Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris auf Sie abgebe, bin ich noch nicht sehr gefördert! Bloß meine Aerzte haben mir in einem Monat mehr gekostet! Doch genug davon, ich gerathe hier auf das Kapitel, das in jedem deutschen Dichterleben so fürchterlich bitter rebaschiert wird."

Kurz nach seiner Ankunft in Paris entwarf Heine ein neues, in deutscher Sprache abgefasstes Testament, folgenden Wortlauts: „Dieses ist mein Testament, wie ich es eigenhändig zu Paris den 27. September 1846 niedergeschrieben habe. — Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als andere Menschen begünstigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung meiner Geistesgaben weder an Verstand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, aufs engste befreundet mit den Reichsten und Mächtigsten dieser Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Gold und Aemter zu erlangen: so sterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden. Mein Herz hat es so gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabscheute die Lüge. Meine Hinterlassenschaft ist daher sehr geringfügig, und ich sehe mit Betrübnis, dass ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich sie unsäglich liebte, auch unsäglich verwöhnte, verhältnismäßig mit ihren Bedürfnissen in einem vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zustand zurücklasse. Wie Dem auch sei, die spärlichen Besitzthümer, die meinen Nachlass ausmachen, vermache ich meiner Ehefrau Mathilde Crescentia Heine, geb. Mirat, die, eben so treu wie schön, mir das Dasein erheitert hat. — Die Herren Sichel, Dr. med., und Mr. Mignet, secrétaire perpétuel de l'académie des sciences morales et politiques, die mir schon so viele Liebesdienste erwiesen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbschaftsinteressen meiner Frau, so wie überhaupt mit der Exekution dieses Testamentes. — Meinen Verleger Julius Campe bitte ich, es dergestalt einzurichten, dass die Pension, die ich als Honorar meiner Gesammtwerke von ihm beziehe, und die er nach meinem Tode ebenfalls lebenslänglich meiner Frau auszuzahlen hat, von Derselben hier in Paris und, wo möglich, in monatlichen Terminen bezogen werden kann. Was das Jahrgehalt betrifft, das mir mein seliger

Oheim Salomon Heine zugesagt, und das nach meinem Tode zur Hälfte auf meine Wittwe übergehen sollte, so bitte ich meinen Vetter Karl Heine der rührend zarten Vorliebe zu gedenken, womit sein Vater immer meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird ihr gern kleine Summen in einer Weise zusichern, die weder zu späteren Demüthigungen noch zu Kümmernissen Anlaſs geben kann; ich zweifle nicht, daſs nach meinem Hinscheiden sein groſsmüthiges Herz sich wieder der Freundschaft erinnern wird, die uns einst so innig verbunden und deren Verlust mir den tödlichsten Schmerz verursacht hat. — Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesammtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bestimmen, daſs, stürbe ich, bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Hermann Detmold zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen, und es wäre mir genehm, wenn Letzterer, Heinrich Laube, mit einem kurzen Lebensabriſs die Gesammtausgabe begleiten wollte. — Ich verordne, daſs mein Leichenbegängnis so einfach sei und so wenig kostspielig, wie das des geringsten Mannes im Volke. Sterbe ich in Paris, so will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebstes Leben gelebt. Obgleich ich der lutherisch-protestantischen Konfession angehöre, so wünsche ich doch in jenem Theile des Kirchhofs beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römisch-katholischen Glaubens angewiesen ist, damit die irdischen Reste meiner Frau, die dieser Religion mit groſsem Eifer zugethan ist, einst neben den meinigen ruhen können; wird mir eine solche Vergünstigung von der christlichen Barmherzigkeit der französischen Geistlichkeit bewilligt, so wünsche ich, daſs man mir in der erwähnten Abtheilung des Gottesackers ein Erbbegräbnis kaufe; zeigen sich aber klerikale Schwierigkeiten, genügt mir ein Terrain der wohlfeilsten Art. — Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die so Viel für mich gethan, so wie auch meinen theuern Geschwistern, mit denen ich im ungetrübtesten Einverständnisse gelebt, sage ich ein letztes Lebewohl. Leb wohl auch du, deutsche Heimat, Land der Räthsel und der Schmerzen; werde hell und glücklich! Lebt wohl, ihr geistreichen guten Fran-

zosen, die ich so sehr geliebt habe! Ich danke euch für eure heitere Gastfreundschaft."

Wenige Tage nach Abfassung dieses Testamentes erhielt der Dichter von seinem Vetter Karl Heine einen liebreichen Freundschaftsbrief, worin Derselbe mit den Ausdrücken lebhaften Bedauerns über den schlechten Erfolg der Badekur die Anzeige verband, daß er die Auszahlung der streitigen Pension nunmehr angeordnet habe und die ganze Differenz bei einem demnächstigen Besuche in Paris zu beseitigen hoffe. Dieser Besuch fand am 25. Februar 1847 statt, und hatte das Resultat, daß Karl Heine sich bereitwillig verpflichtete, die Hälfte der Jahresrente nach dem Ableben des Dichters an Dessen Wittwe fortzuzahlen, — jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß weder bei Lebzeiten, noch nach dem Tode H. Heine's irgend ein Schriftstück Desselben publiciert würde, dessen Veröffentlichung im Mindesten kränkend für die Familie Karl Heine's oder für die Verwandten seiner Frau, einer gebornen Fould-Furtado, sei. Karl Heine hatte es schon sehr übel vermerkt, daß der Dichter in seinen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" sich einige Sticheleien über die Deputierten Achille und Benoit Fould erlaubt hatte[133]), und er sprach offen die Befürchtung aus, daß weit schlimmere Angriffe gegen ihn selbst und ihm nahe stehende Personen noch im Pult des Schriftstellers ihrer Veröffentlichung harrten. Er äußerte die bestimmte Drohung, der Wittwe Desselben jegliche Unterstützung entziehen zu wollen, so bald irgend ein derartiges Schriftstück, geschehe es selbst wider Willen des Verfassers und lange nach seinem Tode, das Licht der Welt erblicke. Heinrich Heine war daher ängstlich besorgt, in seinen Papieren jedes herbe Wort über seinen Vetter und Dessen Familie auszumerzen, im Gespräche mit Freunden und Bekannten jede Aeußerung der Klage und des Unmuths über Karl Heine zu vermeiden, und Demselben sogar eine Art öffentlicher Ehrenerklärung zu geben, als im Jahre 1849 das irrige Gerücht einer gänzlichen Vernachlässigung des Kranken von Seiten seines reichen Verwandten die Presse durchlief (Bd. XXI, S. 161 ff.). — Am Tage nach dem Besuche Karl Heine's fügte der Dichter dem obigen Testamentsentwurfe folgenden Nachtrag an: „Seitdem ich dieses

Testament schrieb, hat eine Aussöhnung zwischen mir und meinem Vetter Karl Heine stattgefunden, und die Ausdrücke, womit ich ihm oben meine überlebende Gattin empfahl, sind heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn gestern in dieser Beziehung sprach, beschämte er mich fast durch den Vorwurf, wie ich nur im Mindesten daran zweifeln konnte, dass er nicht für meine Wittwe hinlänglich sorgen würde, und mit der liebreichsten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Pension alljährlich auszuzahlen; — ja, er verrieth hier wieder sein ganzes edles Gemüth, seine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande seines feierlichen Versprechens die Hand reichte, drückte ich sie an meine Lippen, so tief war ich erschüttert und so sehr glich er in diesem Momente seinem seligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich so oft wie ein Kind die Hand küsste, wenn er mir eine Güte erwies. Ach, mit meinem Oheim erlosch der Stern meines Glückes! Ich bin sehr krank, und wundere mich darüber, wie ich alle diese Leiden ertrage. Trost und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelkbaren Herrlichkeiten meines Bewusstseins." — In einem späteren, französisch abgefassten Testamentsentwurfe vom 10. Juni 1848 [134]) und in dem allein rechtsgültigen, am 13. November 1851 in französischer Sprache diktierten, notariell beglaubigten Testamente sprach der Dichter die weitere inständige Bitte an seinen Vetter aus, die in Rede stehende Pension seiner Wittwe nicht um die Hälfte zu schmälern, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszuzahlen. „Denn jene Pension," bemerkt H. Heine auch in einem gleichzeitigen Briefe an seinen Verleger (Bd. XXI, S. 250), „war doch im Grunde nur die Rente eines Kapitals, welches mein Oheim für mich bestimmte, wie aus allen Umständen zu schließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riss, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapital abzuziehen." — „Es ist mehr als wahrscheinlich," heißt es in dem betreffenden Testamentsparagraphen [135]), „dass ich nicht nöthig gehabt hätte, diesen Appell an die Liberalität meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, dass er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird,

wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiss nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Uebereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Wittwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der Einen wie der Andern nicht unnütz, dass die Lebenden wissen, was die Todten von ihnen begehren." Wir haben Nichts darüber erfahren, ob Karl Heine diesem Appell entsprach und seit dem Tode des Dichters die Pension von 4800 Franks unverkürzt an die Wittwe Desselben auszahlte; jedenfalls aber vermögen wir zu seiner Ehre zu berichten, dass er in seinen testamentarischen Verfügungen den Betrag jener Jahresrente auf die noch etwas höhere Summe von 5000 Franks festgestellt.

Wenn auch die Gelddifferenz endlich gehoben war, so ließ der peinliche Erbschaftsstreit doch eine unheilbare Wunde im Herzen des Dichters zurück. Davon zeugen nicht allein die melancholischen Worte des Testamentes, sondern auch zahlreiche Stellen seiner Briefe. „Das Vertrauen zu meiner Familie ist dahin", schrieb er seinem Freunde Julius Campe (Bd. XXI, S. 111 und 130), „und Karl Heine, wie reich er auch ist und wie liebreich er sich mir zuwendet, so wäre er doch der Letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnoth wenden würde. Ich habe hartnäckig darauf bestanden, dass er mir bis auf den letzten Schilling auszahle, wozu ich mich durch das Wort seines Vaters berechtigt glaubte, aber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben Beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle sie viel theurer, mit dem Rest meiner Gesundheit. . . Liebster Freund, es geht mir herzlich schlecht, obgleich ich von aller Welt in diesem Augenblick — ausgenommen von meiner miserabeln Sippschaft — gehätschelt und gestreichelt werde. Was letztere betrifft, so hat Laube's Brief in der ‚Allgemeinen Zeitung', wo er unumwunden dieselbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, hier und allerorten die beistimmendste Entrüstung erregt. In Bezug Karl Heine's hat

er nicht die ganze Wahrheit gesagt; ich habe nämlich keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Daſs Derselbe, während ich dem Grabe nahe stehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Pension lebenslänglich zu zahlen, ist fürwahr keine so kolossale Großmuth. Ich habe aber, ich gestehe es, nicht mehr verlangt, da ich einst auch von meinem Oheim keine höhere Zusicherung empfangen, auch nicht in Anspruch genommen, freilich damals in der Voraussetzung, daſs ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchschlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Absicht Sie darauf aufmerksam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Versöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber seine Börse ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfnisse, wegen der Krankheitspflege, fast verdreifacht, da ich gar Wenig erschreiben kann, so würde der Himmel mich sogar in eine große Verlegenheit setzen, wenn er mir ein längeres Leben schenkte. Gottlob, ich werde just auskommen, ohne irgend eine Bassesse begangen zu haben." In späterer Zeit, als der Krankheitszustand des Dichters sich verschlimmerte, ließ ihm Karl Heine außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Dennoch war der Kranke genöthigt, um die Kosten seiner Pflege zu erschwingen, erhebliche Anleihen bei seinen Brüdern zu machen. „Meine Krankheit ist ein goldfressendes Thier, nicht bloß blutsaugend," schrieb er an Campe [136]). . . „Sie wissen, daſs Karl Heine's Großmuth kaum bis an die Waden meiner Bedürfnisse reicht. . . Mein Vetter hat unter den obwaltenden Verhältnissen genug gethan, und von dieser Seite kann und will ich Nichts mehr in Anspruch nehmen. Betteln ist eine sehr unangenehme Sache, betteln aber und Nichts bekommen ist noch unangenehmer, und völliges Mangelleiden wäre solcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf solcherlei Ressourcen ein für alle Mal resigniert."

Die Krankheit Heinrich Heine's hatte bereits im Frühjahr 1847 traurige Fortschritte gemacht. Die Kälte des Winters hatte auch die Brust, welche im Herbst noch nicht leidend gewesen,

stark angegriffen, der Dichter klagte über „verflucht schlechte brustgluckſende Nächte", und — „hätte ich nicht Frau und Papagei," schrieb er an Heinrich Laube, welcher damals wieder nach Paris kam (Bd. XXI, S. 120), „ich würde (Gott verzeih' mir die Sünde) wie ein Römer der Misère ein Ende machen!" Gern hätte er in einem südlichen Klima, in Nizza oder Neapel, Linderung seiner Leiden gesucht, aber der Zustand seiner Finanzen erlaubte nicht eine so kostspielige Reise, und er musste sich deshalb begnügen, während des Sommers abermals die erfrischende Stille eines Landaufenthaltes in Montmorency zu genießen. Levin Schücking, Alfred Meißner, Kertbeny, Laube und andere Freunde, welche ihn in jenem Jahre besuchten, schildern mit übereinstimmender Trauer die Verwüstungen, welche die Krankheit binnen weniger Monate angerichtet. „Da saß er", schreibt Laube[137]), „neben seiner in gesunder Körperfülle blühenden Frau, an einer Mittagstafel, die nicht für ihn mehr gedeckt war. Von einem feisten, aus kleinen schalkhaften Augen Funken sprühenden Lebemann hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen — jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé, trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kastanienbraune Schimmer desselben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Gesicht glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefasst von einem grauen Barte, weil die schmerzlich erregten Nerven das Schermesser nicht mehr ertrugen; jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, grau gesprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmuthige Mund war schmerzlich verzogen geworden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als suche er muthwillig das schwache Fundament der wackligen Menschenkinder zu ergründen, jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwischen den Lidern kommen und sehen könne. Er trug sein Leiden mit großer Standhaftigkeit, ja, er entwickelte kaltblütig die sicheren Fortschritte, die entsetzlichen Steigerungen und das schmerzhafte

Ende desselben, und er entwickelte diese Zukunft ganz in der grausam witzigen Form, welche er in seinen Schriften den unangenehmsten Gegnern hatte angedeihen lassen. ‚Gerechtigkeit muſs walten,‘ sagte er mit zuckendem Lächeln, ‚und ihr seht jetzt, daſs ihr mir immer Unrecht gethan, wenn ihr meinen Kopfschmerz und meine Verstimmung so oft meiner moralischen Unart zugeschrieben habt. Ich war nie moralisch. Es war ein ganz physischer Leidenskrebs, der mich immer gezwickt hat und nun zerfleischt.‘ Seine Krankheit hatte etwas Heimliches und Leises, welches an das giftige Lecken einer Schlange gemahnt: an jedem Morgen konnte plötzlich ein Hauptorgan seinen Dienst versagen. ‚Sie stammt eben aus dem Lebensmarke,‘ sprach er trocken vor sich hin; ‚die Aerzte mögen mich trösten, wie sie wollen, ich habe Nichts zu erwarten, als ein erbärmliches Siechthum, wahrscheinlich voller Abwechselungen. Letzteres hat Einiges für sich. Wenn man plötzlich taub aufwacht, so vergiſst man einige Zeit, daſs man vorher schon blind gewesen ist. Und was hat's für einen Zweck? Gar keinen. Zu bessern bin ich nicht mehr, und Jehova hab' ich immer respektiert; er brauchte mich nicht martern zu lassen. Höchstens ist diese Passionsgeschichte eine Reklame für die Gesammtausgabe meiner Werke zum Vortheile Campe's und meiner Frau.‘" — „Die frühere gesunde Röthe," so ergänzt Schücking dies ergreifende Bild[63]), „war von seinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht; fein waren alle Züge geworden, sie waren verklärt, vergeistigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Christuskopf, der sich mir zuwandte. Betroffen über diese wunderbare Veränderung und eben so erschrocken, sagte ich mir, daſs er in dem Zustande, worin er sich zu befinden schien, nicht sechs Wochen mehr leben könne. Und doch lebte er noch volle acht Jahre!"

Zweites Kapitel.

Die Matratzengruft.

An einem Januarabend des Jahres 1848 saß Ludwig Philipp allein mit zwei deutschen Staatsmännern in einem Zimmer des Tuilerienschlosses. Der Eine war der preußische Gesandte am französischen Hofe, Freiherr Heinrich von Arnim; der Andere war der hoch konservative General Joseph von Radowitz, welcher, in Sonderbunds-Angelegenheiten nach Paris geschickt, zugleich die geheime Mission hatte, den liberal gesinnten Arnim, der bei Ludwig Philipp und Guizot gleich schlecht angeschrieben stand, von seinem Posten zu verdrängen und sein Nachfolger zu werden. Der König brachte das Gespräch auf die Befestigungen von Paris und suchte den General zu überzeugen, daß dieselben jedes Gelingen eines Volksaufstands unmöglich machten. Auf einem Tische entfaltete er die Karten und Pläne, und besprach mit steigender Lebhaftigkeit alle denkbaren Eventualitäten einer Insurrektion. Als ein Specifikum hob er hervor, daß bei der Bewältigung eines Aufstands immer eine Abtheilung Nationalgarde vorangehen und eine Abtheilung regulärer Truppen nachfolgen müsse. „Es giebt zwei Möglichkeiten," docierte er. „Entweder die Nationalgarde ist treu; nun, dann ist Alles gut, und ihr Voranschreiten macht den günstigsten Eindruck. Oder sie wankt; dann wird sie im Rücken angegriffen und niedergeschossen." Radowitz hörte mit Andacht zu, er war von dieser Allerweltsweisheit gläubig erbaut, und wenn er auch

nicht gerade die bekannten Worte gebraucht hat, daß der Julithron auf demantenen Säulen ruhe, so war Das doch der Sinn seiner diplomatischen Berichte. Arnim aber war empört über eine so maßlose Zuversicht, er hatte den Eindruck, „daß Gott aufhöre, der Herr und Meister zu sein, wenn diese verruchte Selbstgewißheit nicht einen Denkzettel erhalte“, und er schrieb in einer Depesche vom 13. Februar die denkwürdigen Worte: „Die Julimonarchie ist ein Mechanismus. Er geht, weil er aufgezogen ist. Aber der Schlüssel ist verloren gegangen. Wenn die Uhr still steht, kann Niemand sie aufziehen. Und vielleicht steht sie sehr bald still.“

Arnim hatte gut geweissagt. Elf Tage später stand der künstliche Mechanismus der Julimonarchie still, und die raffinierte Schlauheit Ludwig Philipp's hatte den Sieg der Volkssache kaum um einen Tag zu verzögern vermocht.

Der rasche Umschwung der politischen Ereignisse in Frankreich kam für Heinrich Heine nicht minder überraschend, als für die übrige Welt. Er hatte sich, wie Radowitz, durch die abgefeimte Regierungskunst Ludwig Philipp's imponieren lassen, und auch jetzt schrieb er den Sturz des Königs vorherrschend dem Zufall eines plötzlichen Kriegsglückes der Republikaner zu. „Für alte Leute,“ sagte er, „ist das Kriegsglück selten, Ludwig Philipp riß aus in der ersten Verwirrung der Schlacht, und so kamen wir in die Republik, ohne zu wissen, wie uns geschah.“

Anfangs Februar hatte sich Heine, um dem Geräusche der Stadt zu entfliehen und gesündere Luft zu haben, nach einer Heilanstalt in der Rue de l'Ourcine begeben, die noch über den Jardin des Plantes hinaus an der Barrière de la Santé liegt. Er war am 23. Februar nach seiner Stadtwohnung im Faubourg Montmartre gefahren, um dort bei seiner Frau mit seinem Arzte ein kleines Diner einzunehmem, als die ersten Stürme des Kampfes losbrachen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und Heine hatte Noth, wieder dorthin zurück zu gelangen. „Welch ein Unglück,“ seufzte er [138]), „solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müssen todt oder gesund sein.“ — Am meisten interessierte ihn die voraussichtliche

Rückwirkung der Februar-Revolution auf die politischen Verhältnisse in Deutschland. Trotz des schlechten Zustandes seiner Augen, verfasste er am 3. März unter dem frischen Eindruck des gewaltigen Dramas sogar noch einen Korrespondenzbericht für die „Allgemeine Zeitung", der bei weitem nicht so grämlich wie die späteren pessimistischen Aeußerungen des Dichters über das große Ereignis klingt. „Ich habe" — so lautet dieser Aufsatz (Bd. XXII, S. 329 ff.), welcher zugleich der letzte Bericht Heine's für die „Allgemeine Zeitung" war — „ich habe Ihnen über die Ereignisse der drei großen Februartage noch nicht schreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beständig Getrommel, Schießen und Marseillaise. Letztere, das unaufhörliche Lied, sprengte mir fast das Gehirn, und ach! das staatsgefährlichste Gedankengesindel, das ich dort seit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüthe entstand, einigermaßen zu dämpfen, summte ich zuweilen vor mich hin irgend eine heimatlich fromme Melodie, z. B. ‚Heil dir im Siegerkranz' oder ‚Ueb du nur Treu und Redlichkeit' — vergebens! der welsche Teufelsgesang überdröhnte in mir alle bessern Laute. Ich fürchte, die dämonischen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muss das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln pfiff. Wiederholt sich der große Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum Besten gab, nicht schon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen lassen unter dem Titel ‚Die Julius-Revolution'? Aber ein gutes Stück kann man zweimal sehen. Jedenfalls ist es verbessert und vermehrt, und zumal der Schluss ist neu und ward mit rauschendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten Platz, um der Vorstellung beizuwohnen, ich hatte gleichsam einen Sperrsitz, da die Straße, wo ich mich zufällig befand, von beiden Seiten durch Barrikaden gesperrt wurde. Nur mit knapper Noth konnte man mich wieder nach meiner Behausung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzosen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurkunden. Jene hohen Bollwerke und Verschanzungen, zu deren

Anfertigung die deutsche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, sie werden hier in wenigen Minuten improvisiert, sie springen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man sollte glauben, die Erdgeister hätten dabei unsichtbar die Hand im Spiel. Die Franzosen sind das Volk der Geschwindigkeit. Die Heldenthaten, die sie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls wieder mit Erstaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen lassen. Auch andere Leute haben Muth: der Mensch ist seiner Natur nach eine tapfere Bestie. Die Todesverachtung, womit die französischen Ouvriers gefochten haben, sollte uns eigentlich nur deshalb in Verwunderung setzen, weil sie keineswegs aus einem religiösen Bewusstsein entspringt und keinen Halt findet in dem schönen Glauben an ein Jenseits, wo man den Lohn dafür bekömmt, dass man hier auf Erden fürs Vaterland gestorben ist. Eben so groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch sagen eben so uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen sich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig und dadurch verschieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehrlichkeit mehr Kunden und Gewinn entsteht, als durch die Befriedigung diebischer Gelüste, die uns am Ende doch nicht weit fördern: ehrlich währt am längsten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erstaunt, dass die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrschten, sich doch nie an fremdem Eigenthum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkasten und machten große Augen, als nirgends gestohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der That ertappte, war Manchen sogar nicht ganz recht, und es ward gewissen Leuten beinahe unheimlich zu Muthe, als sie vernahmen, dass man Diebe auf der Stelle erschieße. Unter einem solchen Regimente, dachten sie, ist man doch am Ende seines Lebens nicht sicher. Zerstört ward Vieles von der Volkswuth, zumal im Palais-royal und in den Tuilerien, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man sie fand, und in jenen königlichen Palästen ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel sich zuzueignen. Ein Junge von [illegible]zehn Jahren, der in unserm Hause wohnt und sich mit-

geschlagen, brachte seiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuilerien eroberte. Der kleine Held hatte Nichts davon genascht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er sich, dass die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipp's, wie er sie nannte, so äußerst wohlschmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In so hohem Alter wieder zum Wanderstab greifen! Und in das nebelkalte England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter schmecken!" — Schon acht Tage später machte Heine seiner Verstimmung über das revolutionäre Chaos, dessen Fluthwellen mit beängstigendem Toben an das Ohr des Leidenden schlugen, in weit herberen Ausdrücken Luft. „Meine Gefühle bei dem Umschwung, den ich unter meinen Augen vor sich gehen sah, können Sie sich leicht vorstellen," schrieb er an Alfred Meißner (Bd. XXI, S. 136). „Sie wissen, dass ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, dass ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen. Dass ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, dass es mir kalt über den Rücken und die Arme wie stechende Nadeln lief, Das wird Sie nicht verwundern. Nun, es ist vorüber gegangen. Auch war es sehr lästig, als ich rings um mich lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Venedey ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens weg flüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre. Aber meine Gebresten, die ich allenthalben mitschleppen muss, erdrücken mich schier, und ich glaube, Sie müssen sich sputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch sehen wollen." — Seine gereizte Stimmung wurde noch durch den Umstand vermehrt, dass er in Folge der Wirren jener aufgeregten Zeit bedeutende Geldverluste erlitt. Die Aktien der Gouin'schen Bank, in welchen er den größten Theil seiner Ersparnisse angelegt hatte, wurden fast gänzlich entwerthet, und er musste sie zu einem Spottpreise losschlagen. Zur

Zeit des Juniaufstandes vermochte er keine Tratte auf Hamburg in Paris einzukassieren und musste seinen Verleger bitten, ihm die fälligen Gelder in Napoleonsd'or oder in Wechseln auf London zu schicken. „Ueber die Zeitereignisse sag' ich Nichts," heißt es in einem Briefe an Campe vom 9. Juli 1848 (Ebd., S. 154). „Das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muss eingesperrt werden, wenn Das so fortgeht. Das haben die Atheisten verschuldet, die ihn toll geärgert." — Mit galligster Satire äußert er sich in dem „Waterloo"-Fragmente (Bd. XXII, S. 338 ff.) über die Februarrevolution, oder vielmehr über „jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Akt der Volkssouveränetät, der ihnen die unumschränkteste Macht verlieh, durch ihr Ungeschick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelspiel verzettelten". „Ich will nicht sagen", fährt er fort, „dass sie schlechte Menschen waren; im Gegentheil, es wäre uns besser ergangen, wenn wir entschiedenen Bösewichtern in die Hände gefallen wären, die energisch und konsequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergossen, aber etwas Großes für das Volk gethan hätten. . . Nie hat das Volk, das große Waisenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miserablere Nieten gezogen, als die Personen waren, welche jene provisorische Regierung bildeten. Schon dieser Name ‚Provisorische Regierung' bekundete officiell ihre Zagnis. Es befanden sich unter ihnen miserable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenspielern des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakspeare im ‚Sommernachtstraum' so ergötzlich vorführt. Diese täppischen Gesellen hatten in der That vor Nichts mehr Angst, als dass man ihr Spiel für Ernst halten möchte, und Snug der Tischler versicherte im Voraus, dass er kein wirklicher Löwe, sondern nur ein provisorischer Löwe, nur Snug der Tischler sei, dass sich das Publikum vor seinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein provisorisches Brüllen sei — und dabei, in seiner Eitelkeit hatte er Lust, alle Rollen zu spielen, und die Hauptsache war für ihn die Farbe des Bartes, womit die Rolle tragiert werden müsse, ob es ein zindelrother oder ein trikolorer Bart sei". — „Es wird nicht lange mehr so bleiben,"

sagte Heine bitter lächelnd im März oder April 1849 zu Alfred Meißner, als Dieser bei einem Besuche das Gespräch auf die Tagespolitik brachte [130]). „Ein Staatsstreich ist ein öffentliches Geheimnis. Man plaudert so viel von ihm, daß man gar nicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präsident arbeitet nach der Schablone seines Onkels und geht auf den achtzehnten Brumaire los. Nur zu! nur zu! — Verstehen Sie mich recht," fuhr er fort, indem er die Hand seines jungen Freundes ergriff. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proklamiert wurde, war der Welt zu Muthe, als ob Etwas, das Nichts als ein Traum war und ein Traum sein sollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen, und ich bin über Das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im Unklaren. Die Republik ist Nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte sich diese korrupte, weichliche Gesellschaft so schnell verwandeln? Geld machen, Aemter erhaschen, vierspännig fahren, eine Theaterloge besitzen, aus einem Vergnügen ins andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten diese Menschen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher so sorgfältig versteckt? Paris, glauben Sie mir, ist gut napoleonistisch — ich meine, hier herrscht der Napoleond'or. Mögen es Andere zu ihrer Parteisache machen, einen Namen aufrecht zu erhalten, mag selbst Proudhon die bestehende Staatsform in dieser ihrer kläglichsten Phase für gegeben, unantastbar und unveränderlich, sogar über den Ursprung aller Rechte und das allgemeine Wahlrecht erhaben erklären — eine solche Politik ist nicht die meine. Der Name ist mir Nichts. Nur das Farbige kann mich entzücken, die abstrakte Idee ist ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundschaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es giebt keine Republikaner!" — Später lächelte er herb und erbarmungslos bei der Agonie der Republik, und erwartete ihr Ende mit einer gewissen Schadenfreude. Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerstörung selber. Es war, als wünsche er, daß Etwas zusammenfalle, was es auch sei, damit er nur das Geräusch eines großen Zusammensturzes

vernehme und riesenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarste Krankheit selbst konnte ihn nicht konservativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war seine Natur, das Missvergnügen mit dem Statusquo und die Negation sein Wesen. „Diesem Zuge in ihm", bemerkt Meißner mit Recht, „lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, sondern er hatte ein und dieselbe Wurzel mit dem künstlerischen Bedürfnis, jeden Gegenstand immer von einer neuen Seite aus, verändert, umgebaut, umgestaltet zu sehen. Es war der Drang einer nach mächtigen Aufregungen sich sehnenden Natur und zugleich ein charakteristischer Zug seiner Skepsis. Bezeichnend ist einer seiner Aussprüche, dass ihm an keiner Erscheinungsform menschlicher Gedanken Etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken selbst stehe. Aus Allem geht hervor, dass er an gar keine Staatsform glaubte". — Ueberhaupt war seine Theilnahme für die politischen Zustände in Frankreich seit der Februar-Revolution äußerst gering, während er die Entwicklung der deutschen Verhältnisse mit großem Interesse verfolgte, wie sich auch aus zahlreichen Gedichten seiner letzten Lebensjahre — wir erinnern nur an „Jetzt wohin?" „Im Oktober 1849", „Der Ex-Lebendige", „Der Ex-Nachtwächter", „Erinnerung aus Krähwinkel's Schreckenstagen", Simplicissimus I., „Hans ohne Land", „Kobes I.", „Die Wahlesel", „König Langohr I." — deutlich erkennen lässt. „Die französischen Zustände," sagte er im Frühjahr 1851 zu dem ihn besuchenden Heinrich Rohlfs aus Bremen, „amüsieren mich nur, Interesse empfinde ich allein für die deutschen. Ich darf mich aber nicht zu sehr mit ihnen beschäftigen, weil die trüben Nachrichten, die von dorther einlaufen, mich stets so aufregen, dass sie jedes Mal eine Verschlechterung meines Befindens herbeiführen." Besonders lebhaft interessierte ihn die schleswig-holsteinische Frage. „Der Kampf zwischen Deutschland und Dänemark," sagte er „ist deshalb sehr zu bedauern, weil er zwischen zwei verwandten Stämmen geführt worden ist, die in ihrem ganzen Volkscharakter viel Aehnlichkeit mit einander haben. Der Däne und der Holste sind in Hinsicht ihres Nationalcharakters lange nicht so verschieden, wie der Holste und der Schwabe. Schleswig-Holstein ist übrigens in diesem Augenblicke noch nicht

so sehr zu beklagen, als wenn es unter ein slavisches Regiment gekommen wäre. Ueberdies steht zu hoffen, daſs die Dänen zur Besinnung gelangen werden; denn im Allgemeinen hat dies Volk in seiner ganzen Geschichte viel Rechtssinn gezeigt. Zu bedauern ist nur, daſs in den Gegenden der Herzogthümer, die jetzt danisiert werden, das moralische Gefühl der Einwohner augenblicklich mit Füßen getreten wird. In sprachlicher Beziehung ist es einerlei, ob jetzt so und so viel' Schleswiger weniger Deutsch lernen. Es ist Dies doch nur vorübergehend, denn Dänemark kann auf die Länge der Zeit, trotz seiner herrlichen Literatur und Geschichte, und hierzu rechne ich auch die isländische und norwegische, nicht dem Schicksal entgehen, daſs die deutsche Sprache sich über das ganze Land ausbreitet. Nicht nur die ältere Literatur Dänemarks ist so schön und reich, sondern auch in der neueren Zeit hat es große Dichter gehabt, welche, da sie zum Theil in deutscher Sprache gedichtet, auch insofern schon Dänemark mit Deutschland verknüpfen. Baggesen ist tief und lieblich, Heiberg witzig und geistreich, Oehlenschläger hat nicht die Tiefe des Gefühls wie Baggesen, ist aber doch sehr anziehend. Merkwürdiger Weise haben diese Dichter in Deutschland nicht einen solchen Anklang gefunden wie Andersen, obgleich sie Letzteren weit überragen."

Schon während Heine im Krankenhause sich aufhielt, war eine neue Verschlimmerung seiner Leiden eingetreten. Seine Kinnbacken waren gelähmt, er konnte eine Zeitlang ohne Krämpfe nur wenig und halb hörbar sprechen, auch die rechte Hand begann abzusterben, und da er nichts Konsistentes mehr zu kauen vermochte, nahm die allgemeine Körperschwäche fortwährend zu. In den ersten Tagen des Monats Mai 1848 machte er seinen letzten Ausgang. „Durch die Straßen von Paris," erzählt Meißner, „wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halb blind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse der Boulevards heraus zu kommen, und flüchtete sich in den nahen Louvre. Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Pallastes, und befand sich zu ebener Erde in dem Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen stehen. Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, vor

der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblicke überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen". Seitdem hat er sein Bett nur wieder verlassen, um in etwas veränderter Lage stundenlang in den aufgeschichteten Kissen des Lehnsessels zu ruhen, welcher vor dem grünen Tapetenschirm seines Lagers stand. — Das geräuschvolle Leben der Stadt, das Singen und Lärmen der Volksmassen, welches seine überreizten Nerven in fieberhafte Spannung versetzte, nöthigte ihn gegen Ende Mai des Revolutiosjahres, sich nach dem friedlichen Passy hinaustragen zu lassen, wo er in der Grande Rue Nr. 64 eine baumumschattete Landwohnung bezog. „Ich weiß nicht, woran ich bin", schrieb er von hier aus am 12. September seinem Bruder Maximilian [140]), „und keiner meiner Aerzte weiß es. So Viel ist gewiſs, daſs ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte. Dieser lebendige Tod, dieses Unleben ist nicht zu ertragen, wenn sich noch Schmerzen dazu gesellen. . . Wenn ich auch nicht gleich sterbe, so ist doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft. Für mich giebt es keine schöne Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küsse, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Gesellschaft heiter schmausender Gäste; meine Lippen sind gelähmt wie meine Füße, auch die Eſswerkzeuge sind gelähmt, eben so sehr wie die Absonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k . . . n, werde wie ein Vogel gefüttert." — Anfangs Oktober kehrte der Kranke nach der Stadt zurück. Seine neue Wohnung, in welcher er sechs Jahre verharrte, befand sich unweit des Montmartre-Kirchhofes in der Rue d'Amsterdam No. 50, einer Straße jenes entlegenen Stadttheils, der, ohne den Schmutz und das verwahrloste Aussehen anderer Vorstädte zu besitzen, fast den Komfort und die Eleganz des Aristokratenviertels aufweist. Zwei Stiegen im Hinterhause führten zu der Wohnung des Dichters, welche nach dem Hofe hinaus ging, wo das Rädergerassel und

der sonstige Lärm der Straße durch hohe Steinmauern gedämpft war. Aber auch kein erfrischender Luftzug, kein Säuseln grüner Bäume, kein Vogelgezwitscher drang zu dem Sänger des Frühlings, ihn zu erquicken in dem Zwielicht seiner düsteren Krankenstube mit den herabgelassenen Vorhängen, durch welche sich nur ein matter Schimmer der Nachmittagssonne herein stahl. Ein Transport ins Freie war bei den engen, hohen Treppen fast eine Unmöglichkeit: auch fehlten Heine, wie er in seinen Briefen an Campe wiederholentlich klagt, die Mittel, in den Sommermonaten wieder aufs Land zu ziehen. Bei plötzlich ausbrechender Feuersgefahr wäre eine Rettung kaum zu bewirken gewesen, und dieser Gedanke übte zu Zeiten einen beängstigenden Einfluss auf seine Phantasie. Besonders lästig war ihm das Fortepiano-Geklimper einiger gegenüber wohnender Damen, deren Etüden Jahre lang Tag für Tag in abgerissenen Akkorden an sein Ohr schlugen. Im Winter 1848—49 steigerten sich die Qualen der fortschreitenden Rückenmarkserweichung fast bis zur Grenze menschlicher Leidensfähigkeit; der Kranke musste zum täglichen Gebrauche von Opium greifen, die Blindheit nahm zu, die Beine waren abgezehrt und weich wie Baumwolle, der Rücken begann sich zu krümmen, und es wurden ihm häufig Wunden auf denselben eingebrannt, durch welche die Rückgratskrämpfe sich etwas milderten. Er sprach seinem Freunde Meißner, der ihn im Januar 1849 wieder besuchte, von seinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von seiner Hilflosigkeit, von all der schrecklichen Hiobspein, welche nun schon so lange gedauert. „Er schilderte, wie er sich selbst gleichsam ein Gespenst geworden, wie er als ein gewissermaßen schon abgeschiedener und in einem Zwischenreiche lebender Geist herabsehe auf seinen armen gebrochenen, gefolterten Leib. Er schilderte, wie er in Bildern und Intuitionen der Vergangenheit lebe, wie er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz Alles verwischten. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn herankrieche, bis er Kraft gefunden, ihn weg zu schleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und an manches Werk, das er hier noch zu vollenden habe, und wahr-

haft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfter Stimme ausrief: ‚Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin, Grabbe und den unglückseligen Lenau! Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!‘“ — In ähnlicher Weise sagte er im Oktober des folgenden Jahres zu Adolf Stahr: „Was mich immer aufrecht erhält, ist der Gedanke, dass ich all' diese Schmerzen freiwillig erdulde, und sie enden kann, so bald ich will. Sehen Sie, mit der Hand kann ich auf dem Tische eine Dosis Opium erreichen, nach der ich nicht wieder aufwachen würde, und daneben liegt ein Dolch, den ich noch Kraft genug habe zu brauchen, wenn meine Schmerzen unaushaltbar werden. Dass ich diese letzte Freiheit habe, giebt mir Muth und macht mich gewissermaßen heiter“. — Im April 1849 erließ Heine in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und in Berliner Blättern, zur Berichtigung von allerlei falschen Gerüchten, eine originelle Erklärung über seinen Gesundheitszustand (Bd. XXI, S. 161 ff.), in welcher es unter Anderem hieß: „Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so Viel weiß ich, dass sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht blos mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinigter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres musste ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der ‚freieste Deutsche nach Goethe‘, wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II., den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos ver-

glich, während man meinem Kollegen Nr. I. den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!" — In der ersten Zeit seiner Krankheit sprach Heine oftmals den Wunsch aus, sich nach Deutschland, zumal nach Hamburg bringen zu lassen, um dort in einem ruhigen Winkel seine Tage zu beschließen; — „freilich," fügte er mit schneidendem Spotte hinzu [141]), „das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkälteren Menschen alldort dürften mir nicht sehr heilsam sein." Mehr als ein Mal kam er später auf diesen Wunsch zurück, und beschäftigte sich mit dem Gedanken seiner Ausführung; „aber," sagte er zu Adolf Stahr [142]), „ich müsste einen eigenen Wagen dazu bauen lassen, und es würde sehr viel Geld kosten. Und am Ende," setzte er scherzend hinzu, „ist das Transportstück doch das Postgeld nicht mehr werth." — Anfangs ließ sich Heine von französischen Aerzten behandeln; doch war er von ihrer Heilkünstler-Geschicklichkeit wenig erbaut. „Sie mögen ausgezeichnete Chirurgen sein," meinte er, „und auch auf die Diagnose der innern Krankheiten sich gut verstehen, aber sie wissen dieselben schlecht zu kurieren. Ich glaube, dass mancher Arzt in einem beliebigen Dorfe Deutschlands mich richtiger behandeln würde, als die Aerzte von Paris." Zu einem so strengen Urtheil war Heine übrigens um so weniger berechtigt, da er die meisten Arzneimittel, welche ihm verordnet wurden, zurück wies, weil er an die Wirkung derselben nicht glaubte. Es ist charakteristisch, dass er auch in der Medicin Freigeist war. Das einzige Medikament, welches er eine Zeitlang nahm, war Jodkali, ohne dass er jedoch eine Verbesserung seines Zustandes dadurch verspürt hätte. Der einzige Arzt, zu welchem er größeres Vertrauen besaß, obschon er auch ihn mit giftigen Stachelversen nicht verschont hat, war der Ungar Dr. Gruby, welcher keinerlei fruchtlose Experimente mit dem Körper des Leidenden anstellte, ihn nicht mit übel schmeckenden Medicinen quälte, ihm keinen irgendwie mit seinem Zustande verträglichen Genuss versagte, und die geschwächten Nerven durch verschiedenartige Bäder zu kräftigen

suchte. Dr. Gruby behandelte ihn seit Anfang des Jahres 1849. Als dieser ausgezeichnete Mann den Patienten übernahm, fand er ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel zusammengekrümmt an der Erde liegend, mit dem Speichelflusse behaftet, und unfähig, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Es gelang seiner Kunst, ihn wieder so weit herzustellen, dass er in sitzende Lage gebracht werden konnte. Er gab ihm das Gesicht und die Bewegung der Arme wieder. Schon in früherer Zeit war er einmal, als Heine an den Augen litt, zu einer ärztlichen Konsultation herbeigerufen worden. Gruby erklärte, die Ursache der Krankheit stecke im Rückenmarke, und wurde vom Patienten, wie von Dessen damaligen Aerzten, ausgelacht. Später sagte Derselbe wehmüthig lächelnd zu Gruby: „Ach, wenn ich damals besser gesehen hätte, ich läge jetzt nicht so elend da!" In seiner letzten Lebensperiode las Heine mancherlei medicinische Schriften, um sich durch eigenes Studium über die Pathologie seiner Krankheit zu unterrichten. Aber auch hier unterließ er es nicht, seine Kenntnisse zu ironisieren. „Meine Studien," pflegte er zu sagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung zu heilen verstehen." Mit eben so dämonischem Spotte gegen sein qualvolles Leiden sagte er im August 1855 dem ihn besuchenden Dr. Schlesinger, welcher ihm Waschungen mit Schwefeläther gegen die heftigen Krampfanfälle empfahl: „Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmusik der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im Allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdig elender Natur, dass ich überzeugt bin, sie würden in der Exposition universelle die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten."

Morgens nahm Heine in der Regel ein Bad, wenn es sein Zustand erlaubte. Die Wärterin, eine kräftige Mulattin, hob ihn aus seiner „Matratzengruft" — der Kranke lag nicht in einem gewöhnlichen Bette, sondern auf einem halben Dutzend über einander gelegter Matratzen, weil der gebrochene Leib nirgends auch nur den leisesten Widerstand von Härte empfinden durfte

— und trug ihn auf ihren Armen wie ein Kind in die Wanne. „Da sehen Sie, wie man mich in Paris auf Händen trägt," rief er mit schmerzlichen Humor einem Freunde zu, als Dieser ihn einst in derselben Art aus dem Lehnstuhl auf sein Matratzenlager zurück bringen sah. Nach dem Bade nahm Heine gewöhnlich ein kräftigendes Frühstück ein, das aus feinem, halb gebratenem Rindfleisch, Früchten und mit Wasser und Zucker gemischtem Bordeauxweine bestand. Was er nur wünschen mochte, wurde ihm aufgetischt, und da die zeitweilige Lähmung der Geschmacksnerven im späteren Verlauf seiner Krankheit wieder gehoben ward, verzehrte er die feinsten Bissen, und in gewissen Jahreszeiten die seltensten Früchte, mit dem Appetit eines Gesunden. Nach dem Arzte war ihm die Köchin deßhalb die wichtigste Person des Hauses, und Frau Mathilde hatte oft ihre liebe Noth mit der launenhaften Küchendespotin, die von ihrem Gebieter durch allerlei Komplimente und andere Dankbarkeitsbeweise verzärtelt und verzogen wurde. In der Zwischenzeit vom Frühstück bis zum Diner, d. h. wie es in Paris Sitte ist, zwischen 12 Uhr Mittags und 6 Uhr Abends, empfing der Patient die Besuche seiner Freunde, diktierte seinem Sekretär, oder ließ sich vorlesen [143]). Seine Lektüre bestand vorherrschend in Reisebeschreibungen, Sagenwerken und Romanen, die er sich aus Hamburger und Kölner Leihbibliotheken schicken ließ, da in Paris wenig deutsche Bücher zu erhalten waren. Besonderes Vergnügen machte ihm die Vehse'sche Geschichte der deutschen Höfe. „Das Buch," schrieb er an Campe (Bd. XXI, S. 287), „ist für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, dass wir Deutschen einmal eine ordentliche Nationalgeschichte bekommen werden. Vehse's Buch ist der Anfang. Sein Verdienst ist ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls sein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorschießen. Der Weg ist gebahnt, und die Deutschen bekommen endlich ihre Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Welche kostbare Menagerie der originellsten Bestien! Jedes in seiner Art von verschiedenem Charakter, abgeschlossen und vollendet, wahre Meisterstücke des lieben Gottes, dessen dichterische Schöpfungskraft, dessen Autorgröße hier im klarsten Lichte erscheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Diese preußischen

Könige, Die macht ihm Keiner nach, kein Shakspeare und kein Raupach; da sehen wir den Finger Gottes."

Die meisten Besuche erhielt Heine von den Damen, deren Liebling er bis zum letzten Augenblick geblieben, und deren Gunst er selbst absterbend noch mit allem Aufwande einer ihm ganz eigenthümlichen Galanterie zu hegen und zu pflegen verstand. Die Frauen — er nannte sie scherzweise „die große Nation" — waren ihm dankbar für den Kultus, den er ihnen gewidmet. Es verging selten ein Tag, an dem nicht mehrere Equipagen vor seinem Hause hielten, aus denen elegante Damen heraus hüpften, um den sterbenden Sänger durch ihren Anblick und ihr Geplauder zu erfreuen. Wenn er dann mit seinen schönen Besucherinnen geistreich zu schwätzen begann, so erschien sein ganzes Wesen wie verjüngt. Sein Organ war wie neu belebt, seine Rede klang frischer und kräftiger, und das theilnehmende Lächeln seiner Freundinnen bekundete, daſs er in die Schilderungen seines Jammers die bekannten lustigen Späße einmischte. Obschon sich unter der Zahl dieser Besucherinnen nicht selten auch literarische Notabilitäten, wie George Sand, Madame Delphine Gay-Girardin und die Gräfin d'Agoult befanden, waren die meisten von ihnen doch einfache Sterbliche, ohne Ansprüche auf Lorberkränze und Nachruhm. Fast alle waren Französinnen; nur in der ersten Zeit seines Siechthums empfing Heine oftmals den ihm stets willkommenen Besuch einer Deutschen, der geistvollen Schwester Lassalle's, deren Gemahl der Stadtrath und Gasbeleuchtungs-Direktor Ferdinand Friedland aus Prag, ein erfahrener Geschäftsmann, dem Dichter bei den kleinen Finanzspeculationen, die er noch auf dem Krankenlager zu machen liebte, diensteifrig zur Hand ging. Heine pflegte ihn, in Erinnerung an einen bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, seinen Calmonius zu nennen; aber der arme Calmonius hatte, wie Meißner erzählt [144]), an ihm einen äußerst schwierigen Klienten. Kapriciös wie ein Kind, erfreute der Dichter sich der Gewinnste, wenn es solche gab, war aber immer bereit, Calmonium für Verluste verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter, der Verlust aber erbitterte ihn und machte

ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll redlichen Eifers war, ihm nützlich zu sein, und als eine neue Spekulation gründlich misſrieth, brach Heine in schroffer Weise alle Beziehungen zu ihm ab.

Mit den politischen Flüchtlingen aus Deutschland sollte der Dichter auch auf dem Krankenlager trübe Erfahrungen machen. Es drängte sich an ihn mancher verkommene Gesell heran, der in der Wiener Oktober-Revolution oder in der badisch-pfälzischen Erhebung eine revolutionäre Rolle gespielt hatte, und nun in Paris eine zweifelhafte Existenz fristete, um zuletzt oftmals als Mouchard der österreichischen oder preußischen Regierung entlarvt zu werden. Heine konnte sich des Umgangs mit diesen Leuten, welche sich ihm meistens als hilfsbedürftige Opfer der heimatlichen Tyrannei vorstellten und nicht vergebens an sein mildthätiges Herz appellierten, um so weniger erwehren, als es ihm bei seinem Leidenszustande unmöglich war, weitläufige Erkundigungen über ihren Charakter und ihre Vergangenheit einzuziehen. Die Furcht, mit diesem Auswurfe der Revolution zusammen zu treffen, hielt manchen edleren Flüchtling von dem Umgange mit dem kranken Dichter zurück, welcher nicht selten zu spät in Erfahrung brachte, daſs er seine Empfehlung oder Unterstützung an einen Unwürdigen verschwendet. „Das sind verteufelt schauderhafte und widerwärtige Dinge," klagt er in einem Briefe an Georg Weerth, den humoristischen Mitarbeiter der „Neuen Rheinischen Zeitung" und Verfasser des „Schnapphahnski" (Bd. XXI, S. 238). „Wenn ich denke, daſs solche Personen sich Jahre lang mir nahen konnten, so wird mir grauenhaft zu Muthe. Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, daſs wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koalisation aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!"

Auch von fahrenden Literaten aus Deutschland, die, ohne Rücksicht auf den ruhebedürftigen Zustand des Kranken, Paris nicht glaubten verlassen zu dürfen, ohne nach der Rückkehr in

die Heimat von einem Besuche bei Heinrich Heine erzählen zu können, wurde der Dichter ungebührlich belästigt. Diese Besuche waren um so angreifender für den Patienten, da Jeder ein überraschendes neues Witzwort zu hören erwartete, und Heine voll misstrauischer Angst seine Worte auf die Goldwage legen musste, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, seine Aeußerungen in den feuilletonistischen Korrespondenzartikeln, zu welchen er den Stoff liefern sollte, aufs schnödeste entstellt zu sehen. Man kann sich daher nicht wundern, dass er seinem Unmuth über diese indiskreten Heimsuchungen zuweilen einen etwas derben Ausdruck verlieh, und gelegentlich auch wohl einem zudringlichen Gaste einen tüchtigen Bären auf die Nase band. „Ach," seufzte er einmal, „es wird bald Mode werden, dass die deutschen Schriftsteller zu mir pilgern, wie die Muhammedaner nach Mekka. Und dabei sagen sie, dass ich keine Religion habe! Das ist curioser Weise das Ende von mir, dass ich zuletzt wie eine Reliquie betrachtet werde!" Einem anderen Besucher lachte er höhnisch ins Gesicht, als ihm Derselbe von dem Antheil sprach, welchen das deutsche Publikum an seinen Leiden nehme. „Sie haben Recht," spottete er. „Neulich war der große Schimpanse des Jardin des Plantes auch unwohl, und ganz Paris interessierte sich für den kranken Affen, und als er endlich starb, gab es Kindermädchen, die täglich den Garten besuchten, welche traurig den Kopf hängen ließen und seufzend zu ihren Gefreiten sagten: ‚Ach, solch einen Affen giebt es nicht mehr!‘ Ich werde eher in Deutschland vergessen werden, als der große Affe des Jardin des Plantes, und ich will Ihnen auch erklären, wesshalb, und Deutschland gegen mich selbst vertheidigen. Ich hätte mir als lyrischer Dichter Ruhm erwerben können, und Deutschland hätte mich geliebt; als Satiriker hätte es mich gefürchtet, als Polemiker hätte es auf mich gehört, und mich gehasst. Nun bin ich aber, Gott sei's geklagt, so ziemlich Alles gewesen, und Niemand weiß mich zu klassificieren; da mein Deutschland sich aber nicht gern den Kopf über Kleinigkeiten, wie ich bin, zerbricht und zu Viel zu thun hat, um die transcendentalen Ideen seiner Politiker zu begreifen, so macht es unter mein Dichten und Trachten einen Strich und sagt: ‚Diese Rechnung ist geschlossen!‘ und geht zu einem anderen

Konto über." — Die Theilnahmebezeugungen aus Deutschland trugen allerdings oftmals eine wunderliche, den Sarkasmus Heine's herausfordernde Form. So erhielt er fast allwöchentlich, bald aus dieser, bald aus jener Gegend der Heimat, die liebreichsten Briefe, meistens von Damen, mit allerlei Rathschlägen, wie er seine Leiden vermindern oder gar heilen könne. Die Eine empfahl ihm, der seit Jahren nicht das Bett hatte verlassen können, den Gebrauch der Soolbäder vom Bad Oeynhausen in Westfalen, eine Andere pries dem armen Kranken gar eine elektrische Heilmethode an, welche darin bestünde, daß der ganze leidende Theil des Rückens mit stählernen Nadeln besteckt, und durch diese hindurch, um den Organismus zu kräftigen, ein elektrischer Strom geleitet würde. Nicht selten auch gaben die theilnahmvollen Erkundigungen nach dem Zustande des Dichters nur den heuchlerischen Deckmantel ab, um den eigentlichen Zweck der Briefe, das unverschämte Begehren dieser oder jener Dienstleistung, zu verhüllen. Da schickten deutsche Buchhändler ihm neue Bücher ein, mit der bestimmten Weisung, sie in diesem oder jenem französischen Journal zu besprechen, und wenn die Anzeige, wie natürlich, unterblieb, folgten grobe Briefe, in welchen die Remission der Bücher verlangt wurde. Ein Korrespondent hatte gar die Naivetät, von dem unheilbar Kranken die Besorgung einer Kammerjungfer für seine ihm ganz unbekannte Frau zu erbitten. Eben so stellte mancher der ihn besuchenden deutschen Touristen die Zumuthung an Heine, ihn mit Einführungsbriefen und Empfehlungen an Notabilitäten der französischen Literatur und Politik auszustatten. Als auch ein französischer Schriftsteller zu einer Reise nach Deutschland im Winter 1855 den Dichter um solche Empfehlungsschreiben an Berliner Freunde bat, konnte sich Dieser den Spaß nicht versagen, ihm eine Visitenkarte an Karl Otto von Raumer beizuschließen, welcher ihm einst als Student in Göttingen befreundet gewesen war, aber als preußischer Kultusminister nach dem Erscheinen des „Romancero" diese Gedichtsammlung streng verboten, und die in den Buchhandlungen konfiscierten Exemplare hatte einstampfen lassen, weßhalb er von Heine fortan scherzweise „mein lieber Zerstampfer" genannt wurde.

Unter den Besuchern aus Deutschland war jedoch mancher alte Freund des Dichters, dessen Wiedersehen ihn im hohen Grade erfreute. Alfred Meißner, Graf Auersperg, Friedrich Hebbel, Adolf Stahr und Fanny Lewald verbrachten bei ihrer wiederholten Anwesenheit in Paris häufig mehre Stunden des Tages am Bette des Kranken, der sich nicht selten in langen und tiefsinnigen Gesprächen mit ihnen erging. Auch Dr. Gustav Kolb, August Lewald, Heinrich Laube, Fürst Pückler, Ferdinand Hiller, Joseph Lehmann, Dr. Leopold Zunz und die Tochter der Frau von Hohenhausen besuchten ihn in den letzten Lebensjahren, und es war für Heine ein wehmüthiger Genuss, Angesichts des Todes so manche gemeinschaftliche Erinnerung aus früherer Zeit im Geplauder mit ihnen herauf zu beschwören. Von französischen Schriftstellern kamen zuweilen noch Alexandre Dumas und Théophile Gautier; selbst der fünfundsiebzigjährige Béranger stellte sich einmal ein; am häufigsten aber verkehrte Heine mit dem unglücklichen Gérard de Nerval und mit dem geistvollen Kenner der deutschen Literatur St. René Taillandier, welche ihm bei der Uebersetzung seiner Werke ins Französische mit aufopfernder Treue behilflich waren. Der älteste Bruder H. Heine's, Gustav, kam in dieser Zeit zweimal nach Paris, zuerst im August 1851 in Begleitung seiner Frau, dann im November 1855 mit der Schwester Charlotte; auch den jüngeren Bruder, Maximilian, sollte der Dichter im Sommer 1852 nach zweiundzwanzigjähriger Trennung ein letztes Mal wiedersehn. Große Freude bereitete ihm die Mittheilung Adolf Stahr's, dass man zahlreiche seiner Lieder durch ganz Deutschland singen höre, dass sie als echte Volkslieder das Eigenthum des Volkes geworden, und im Munde von Handwerksburschen, Studenten und Soldaten aller Orten erklängen. Ihm waren nur wenige Kompositionen seiner Lieder in Paris bekannt geworden; von denen, welche er gehört, waren die Löwe'schen ihm die liebsten. Er sagte, dass sie ihn ganz entzückt hätten, und dass er gern ein Instrument haben und bei dem Spiel und Gesang dieser Melodien seiner Lieder sterben möchte. Im Frühling 1851 sandte ihm der Freiherr Vesque von Püttlingen (J. Hoven) seine herrlichen Kompositionen der „Heimkehr"-Lieder, welche als echte musikalische Palingenesien sich den

geistvollsten Tonschöpfungen Schubert's, Schumann's und Mendelssohn's würdig zu Seite stellen. Heine ließ sich später manche derselben von dem Komponisten Fr. W. Kücken vorsingen, und sprach sich höchst befriedigt darüber aus. Vor Allem ergötzte ihn das „Geschnarr und Quinquilieren" des Don Henriquez, und belustigt rief er aus: „Ja, ich erkenne meinen alten Wandnachbar!"

Besonderen Genuss machte es dem Dichter, mit Kindern zu plaudern und zu spielen. Sein Bruder Gustav fand ihn einst, wie gewöhnlich, mit geschlossenen Augen auf dem Matratzenbett liegen. Im Arme hielt er ein halbjähriges Kind, schön wie ein Engel, mit schwarzen Angen; an seine Schulter geschmiegt, halb stehend, halb sich an das Bett lehnend, sah ihn ein schönes, schwarzlockiges Mädchen — Alice, sein Pathchen, das Kind einer französischen Freundin, das er aus der Taufe gehoben, und dem er eben ein Märchen erzählte — mit großen, leuchtenden Augen lächelnd an, während ein drittes kleines Mädchen aufhorchend zu seinen Füßen stand. Sein Pathchen ließ er sich häufig herüber holen, wenn seine Schmerzen ihm etwas Ruhe gönnten; dann aß er Kuchen mit der Kleinen, und erzählte ihr drollige Geschichten, z. B. wie es im Himmel so schön und glänzend hergehe, wie man dort Kuchen esse von früh bis spät, und wie der liebe Gott Engel zu Küchenjungen habe, die, wenn sie lecker gespeist, sich mit ihren weißen Flügeln den Mund wischten. „Ce qui du reste est bien sâle de leur part!" rief das Kind mit entrüstetem Reinlichkeitsgefühl aus, und Frau Mathilde lachte, dass ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Im Ganzen nahm die Vereinsamung des Kranken, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, mit den Jahren zu; Anfangs wurde er von theilnehmenden oder neugierigen Besuchern in störendster Art überlaufen, zuletzt sprachen nur noch die nächsten Nachbarn, die Freundinnen Mathildens und der eine oder andere Freund aus der Heimat, den ein Reiseausflug nach Paris führte, gelegentlich vor, um dem Sterbenden die Hand zu drücken. Als auch Berlioz sich einmal blicken ließ, rief Heine ihm mit sarkastischem Humor entgegen: „Wie! Jemand besucht mich? Berlioz ist doch immer originell!" — „Es muss Ihnen märchen-

haft vorkommen," sagte er, als Stahr im Oktober 1855 wieder bei ihm eintrat, „dass Sie mich immer noch am Leben treffen; ist es mir doch zuweilen, als löge ich mir selbst Etwas vor, wenn ich aus meinem Opiumschlafe erwache und mich noch in meiner Stube wiederfinde. Aber glauben Sie nur, das nächste Mal finden Sie mich nicht mehr! Es gehört auch für meine Freunde eine Theilnahme von Kautschuk dazu, um solche Ausdehnung zu ertragen!" — Schon im Herbst 1851 hatte er in dem Nachworte zum „Romancero", im Hinblick auf seinen zu einem spiritualistischen Skelette abgemagerten Körper, in ähnlicher Weise gefragt (Bd. XVIII, S. 6): „Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, dass schier Nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach! um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen — Das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, dass Solches nachgerade langweilig wird für mich wie für meine Freunde. Doch Geduld, Alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten."

Wer aber mit niemals wankender Treue bei dem acht Jahre hindurch langsam hinsterbenden Dichter ausharrte und sein Schmerzenslager mit dem Sonnenschein eines ewig heiteren Naturells vergoldete, Das war seine Frau, die gute Mathilde. Die sorglose Französin entwickelte die glückliche Gabe, an die drohende Zerstörung ihres Henri nie eigentlich zu glauben. Ihr lebensheiteres Gemüth hielt alle schlimmen Symptome für vorübergehend, und gerade solche zuversichtliche Lebenskraft war ein Segen für Heine. Diese Zuversicht ließ ihn jede ruhige Stunde

ausnützen, sie tröstete ihn über das Schicksal der Frau selber, sie beglückte ihn auch im Elend. „So sind die Engel", sagte er; „sie brauchen keine Hypotheken, sie haben immer flüssiges Vermögen." — Den Haushalt des Dichters besorgte die langjährige treue Freundin und Gesellschafterin Mathildens, jene Mademoiselle Pauline, welche Heine schon in den Hamburger Briefen an seine Frau bald mit ihrem hübschen Bein neckte, bald als sentimentales Melönchen gutmüthig verspottete, und welche er in einem prophetischen Gedichte (Bd. XVIII, S. 173 [157]) dereinst sein Grabmal in Begleitung Mathildens besuchen sah. In den letzten Leidensjahren hatte er sogar zwei Wärterinnen nöthig, so Viel gab es fast unausgesetzt bei dem Kranken zu thun. Die Hilfe seiner Frau wurde dadurch auf wenige kleine Dienstleistungen beschränkt. Dessen ungeachtet, erzählt Meißner, saß sie Tag für Tag an seinem Lager, hielt seine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in seinem Schmerz noch schelmisch, verklagte sie mit halb unterdrücktem Lächeln oft aufs possierlichste. „Ach, was war das gestern für eine Nacht!" rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hause gehabt, die Katze ist vom Kamin herabgefallen und hat sich das rechte Ohr aufgeschunden, sie hat sogar ein bischen geblutet. Da war der Jammer groß, meine gute Mathilde ist aufgeblieben und hat der Katze die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge aufgelegt. Meinethalben hat sie noch nie gewacht." Beständig suchte Heine Mathilden zum Ausgehen zu bewegen. Er wollte nicht, daß sie sich um des Kranken willen jedes Vergnügen versage, er beredete sie, ihre Freundinnen zu besuchen, spazieren zu fahren oder ins Theater zu gehen; dennoch aber sah er sie nicht ohne Sorge allein in diesem Babel Paris. Er entlud sich dieser Angst in rührenden Gedichten [145]) und in kurzen, halb erstickten Ausbrüchen. „Ach!" seufzte er, „was kann ich thun? Ich muß jetzt Alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männer konkurrieren?" Manchmal steigerte sich diese Unruhe zu phantastischer Aufregung. „Ich war gestern," sagte er zu einer Freundin, die ihn besuchte [146]), „recht unruhig. Meine Faru

war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte versprochen, um vier Uhr zurück zu sein. Es wird halb fünf, sie kommt nicht. Es wird halb sechs, sie kommt nicht. Es wird halb sieben, sie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächst. Sollte sie des kranken Mannes überdrüssig geworden und mit einem schlauen Verführer auf und davon gegangen sein? In meiner peinlichen Angst schicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und lasse fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da ist. Ja, Cocotte ist noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen." Mit welcher dankbaren Liebe Heine an seiner Mathilde hing, und wie wenig ernsthaft diese Scherze gemeint waren, sagen uns auch die herzwarmen Worte, in denen er das Glück, ein solches Weib zu besitzen, gegen eine andere Besucherin pries. „Ich habe", sagte er im Frühjahr 1848 zu Fanny Lewald, „eine seltene Frau, die ich unaussprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eifersucht, in unwandelbarem Verständnis und in vollster Freiheit. Kein Versprechen, kein Zwang äußerer Verhältnisse band uns an einander, und erst spät habe ich, um meine Frau nach meinem Tode sicher zu stellen, die gesetzliche Legalisation meiner Ehe nachgesucht. Ich erschrecke jetzt in meinen schlaflosen Nächten noch oft vor der Seligkeit dieses Lebens; ich schauere entzückt zusammen vor dieser Glücksfülle. Ich habe oft über solche Dinge gescherzt und gewitzelt, und noch viel öfter ernsthaft darüber nachgedacht: die Liebe befestigt kein Miethskontrakt, sie bedarf der Freiheit, um zu bestehen und zu gedeihen."

Mit derselben rührenden Liebe und Dankbarkeit gedachte Heine seiner Mutter, der alten Frau, die in der Dammthorstraße zu Hamburg wohnte, und in der abgeschiedenen Stille ihres Lebens niemals die Wahrheit über den schrecklichen Zustand ihres Sohnes erfuhr. Sie las keine Zeitung mehr, und die wenigen alten Freunde oder Verwandten, die sie zuweilen noch besuchten, waren in ähnlicher Lage. Die Feuersbrunst im Mai 1842 hatte ihr den größten Theil ihrer geringen Habe geraubt; nun lebte sie mit einer treuen Seele, die ihr zugleich Freundin, Dienerin

und Gesellschafterin war, in der kleinen Sahlwohnung, und schlug alle Einladungen aus, weil sie nicht die Mittel besaß, dieselben zu erwiedern. Heinrich Heine war ängstlich bemüht, ihr durch List und frommen Betrug sein trostloses Siechthum zu verhehlen, und ihr den Kummer zu ersparen, den ihr die Kenntnis seines Elends hätte bereiten müssen. Er schrieb ihr regelmäßig jeden Monat in möglichst heiterer Laune, er erzählte ihr von seiner Frau, und sagte ihr, wie gut er es habe. Da es ihr auffallen musste, dass er seine Briefe diktiere, so schob er die Schuld immer nur auf ein Augenleiden, das mit der Zeit wohl vorübergehen werde, ihn aber verhindere, Alles selbst zu schreiben. Seiner Augen halber gehe er auch nur wenig aus, da Sonnenschein und Lampenlicht ihn allzu leicht blendeten. In seinen Büchern, welche er ihr immer noch zu senden pflegte, ließ er durch Campe sorgfältig die auf seine Krankheit bezüglichen Stellen ausschneiden. So musste aus dem Exemplar des „Romancero“, das er für seine Mutter bestimmt hatte, auf sein besonderes Geheiß das Nachwort entfernt werden, und beim Erscheinen der „Vermischten Schriften“ schrieb er seinem Verleger [147]): „Meiner Mutter schicken Sie die beiden Bände der ‚Lutetia‘, aber nicht den ersten Band der ‚Vermischten Schriften‘, durch meine Schwester, die ihr weismachen soll, dass der erste Band noch nicht erschienen sei; Sie begreifen, warum.“ So hat die alte Frau bis zum Tode des Dichters niemals das entsetzliche Maß seiner Leiden erfahren, und sie war glücklich, dass er ihre mütterliche Liebe durch ein so treues und dankbares Gedenken vergalt, und sie so häufig mit Briefen erfreute, in welchen immer nur von lieben und lustigen Dingen die Rede war. „Dass übrigens ein Sohn so krank und elend werden kann, wie ich es bin, Das glaubt ohnehin keine Mutter,“ sagte er, als Meißner ihn einst beim Diktieren eines solchen Briefes überraschte.

Das Diktieren war ihm eine große Pein, und es dauerte geraume Zeit, bis er sich einigermaßen daran gewöhnen konnte, seine Gedanken, deren Ausdruck er selbst in dem flüchtigsten Geschäftsbriefe so sorgsam zu feilen pflegte, vorher aufs genaueste im Kopfe zu redigieren und sie von fremder Hand aufzeichnen zu lassen. „Ich schrieb bisher immer Alles selbst,“ sagte er zu

Adolf Stahr, „und ich glaube, dass es im Deutschen namentlich mit dem Diktieren von Prosa ein missliches Ding ist. Der Schriftsteller hat nicht bloß den Tonfall, sondern auch den architektonischen Bau seiner Perioden in Betracht zu ziehen. Unsere Sprache ist für das Auge mitberechnet; sie ist plastisch, und beim Reime entscheidet nicht nur der Klang, sondern auch die Schreibart. Sonderbar genug, drückt sich der Unterschied, welcher darin zwischen dem Deutschen und dem Französischen herrscht, sogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sache aus. Der Deutsche nennt sein Verständnis ‚Einsicht', der Franzose ‚entendement'. Der Deutsche muss, nach meiner Meinung, sehen, plastisch vor sich haben, was er sprachlich schafft. Verse, die man im Kopfe fertig macht, kann man noch eher diktieren, als Prosa; und ich könnte auch Das nicht, ich würde auch so noch Vieles ändern." In der That konnte Heine sich niemals entschließen, etwas Anderes, als seine Briefe, zu diktieren, was von Neujahr 1849 an regelmäßig geschah. Alles Uebrige, besonders die Verse, welche er in schlaflosen Nächten, wo Schmerz und Fieber selbst den stärksten Dosen Morphium wiederstanden, gedichtet hatte, schrieb er auf einzelne Foliobogen oder auf die Blätter eines steif gebundenen Buches, mit Bleistift, in großen Buchstaben, um das Geschriebene nachher leichter entziffern zu können.

Es ist wunderbar, dass Heine selbst in den furchtbarsten Qualen die ungeschwächte Geisteskraft bewahrte, und die Schärfe des logischen Denkens ihn nicht einen Augenblick verließ. Die Krämpfe traten zuweilen so gewaltsam auf, dass der ganze Körper sich spiralförmig krümmte, und dass der Kranke nachher eine Zeitlang in starrsüchtigem Zustande wie ein Todter reglos ausgestreckt lag. Aber auch in solchen Leidensmomenten blieb ihm das volle Bewusstsein, und so bald er die Lippen wieder zu regen vermochte, knüpfte er den Faden des begonnenen Gesprächs an demselben Punkte an, wo dasselbe durch seine Anfälle unterbrochen worden war. Eines Tages, als er in den heftigsten Krämpfen lag, sagte er zu einem Besucher[148]: „Es ist mir eine große Beruhigung, dass ich nie den Gedankengang verliere, dass mein Verstand stets klar ist. Ich halte Dies für so wesentlich, dass ich mich während meiner ganzen Krankheit beständig geistig be-

schäftigt habe, obgleich meine Aerzte es mir als schädlich abrathen. Ich aber glaube im Gegentheil, dass es bedeutend dazu beigetragen hat, meinen Zustand nicht zu verschlimmern. Denn niemals verspürte ich durch angestrengtes Denken eine nachtheilige Wirkung auf meinen Körper; es wirkte vielmehr eben so wohlthätig wie Freude und Aufheiterung." Je länger seine Leiden währten, desto geduldiger ertrug er dieselben, und desto siegreicher gelang es ihm, in geistigem Denken und Schaffen die Seele aufzurichten. „Mein Geist ist bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt," schrieb er im September 1852 an Julius Campe (Bd. XXI, S. 315); „mögen die Würmer sich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen diesen Schmaus, und es ist mir leid, dass ich ihnen nur Knochen anbieten kann." — „Mein Körper leidet große Qual," heißt es in einem späteren Briefe (Ebd., S. 329), „aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge." Seit dem Frühjahr 1849 begann Heine sich namentlich mit Eifer wieder der lyrischen Poesie zuzuwenden. „Wie die geblendete Nachtigall, werde ich um so schöner singen," hatte er im Beginn seiner Krankheit einem französischen Freunde gesagt. „Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben," schrieb er jetzt seinem Verleger (Ebd., S. 167 ff.), „und sitzen kosend an meinem Bette: meine französische Frau und die deutsche Muse. Ich knittele sehr viel' Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen kirren, wenn ich sie für mich hin summe. Ein Poet ist und bleibt doch ein Narr!" — „Meine geistige Aufregung," sagt er in einem anderen Briefe (Ebd., S. 301), „ist viel mehr Produkt der Krankheit, als des Genius, so z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beschwichtigen, eine Menge drolliger Thierfabeln versificiert. Rasend vor Schmerzen, wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit."

Ohne Zweifel hat diese, von dem Dichter an sich selbst gemachte Erfahrung von der räthselhaften Macht des Geistes über den armen geschwächten und gebrochenen Leib Viel zu jener religiösen Umwandlung beigetragen, die sich im Ver-

laufe seiner Krankheit an ihm vollzog. Als Laube ihn im Frühjahr 1847 besuchte, hatte der bereits durch mannigfache Leiden gequälte, halb erblindete Dichter noch jede Beschäftigung mit religiösen Todesgedanken von sich abgewiesen. „Das kommt erst später," hatte er gesagt, „und dann wollen wir uns mit Goethe's Klärchen benehmen, wie wir können." Auf die Frage Laube's: „Und was wird weiter? Was denkst du?" antwortete er damals[149]): „Was wird aus dem Holz dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran, bis die Asche in die Winde zerstreut wird!" Der mitanwesende Alexander Weill setzte hinzu: „Die ganze Menschheit ist nur ein Mensch, in ihr geht also Keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv, lebt jeder Einzelne fort in der Menschheit, von Adam her bis auf uns und unsere Kindeskinder. Es stirbt Nichts, was lebendig gewesen." — „Wohl gesprochen, junger Maulwurf!" sagte Heine lächelnd; „die Weltgeschichte ist die Lebensversicherung Derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen." Um dieselbe Zeit schrieb er jene vom Charfreitag datierte Vorrede zu Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben", in welcher unseren Enkeln eine glückvollere Zukunft geweissagt wird, wenn der Alpdruck der christlichen Passionsreligion einst von der Brust der Menschheit genommen sei, und neue Götter ihr Reich auf Erden begründen (Bd. XIV, S. 152): „Wer sind jene Götter? Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderhalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen . . . Ich darf es nicht aussagen, was ich geschaut . . . Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten! Sie werden die

Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, dass weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu sagen, Wem zu Gefallen! — In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpallästen sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise, dass es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich einbildete, das Brot, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schön-lockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen."

Es hat auf den ersten Blick etwas Ueberraschendes, scheinbar Inkonsequentes, dass der Mann, welcher zeitlebens alle positiven Religionen mit so vernichtendem Spotte bekämpft hatte, sich auf dem Sterbelager wieder zum Deismus bekehrte, und man ist fast versucht, die Worte auf ihn selbst anzuwenden, mit welchen er sich in gesünderen Tagen über solche geistige Umwandlungen geäußert. „Mögen immerhin", sagte er in seiner Besprechung der späteren Abtrünnigkeit Schelling's von der pantheistischen Lehre (Bd. V, S. 256), „die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleison singen ob solcher Bekehrung — es beweist aber Nichts für ihre Meinung, es beweist nur, dass der Mensch sich der Religion zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er nicht mehr genießen nnd denken kann. Auf dem Todbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens

zur Pathologie, und würden nur schlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, dass es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, so lange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umher wandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.“ Unleugbar hat auch die Hinwendung Heine's zur deistischen Richtung einen stark pathologischen Beigeschmack, und er selbst machte wenigstens in der ersten Zeit seiner Krankheit kein Hehl daraus, dass seine Schmerzen, seine Einsamkeit, die nothgedrungene unablässige Beschäftigung mit seiner eigenen Person, einen wesentlichen Antheil an seiner Bekehrung gehabt. „Die heidnischen Götter,“ sagte er im März 1848 zu Fanny Lewald, „hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geschieht; so Etwas thut bloß unser alter Jehova! Selbst die Lippen, mit denen ich so vergnügt gesungen und geküsst, sind mir ja halb gelähmt. Ich halte jetzt, da ich stündlich an meinen Tod denken muss, oft sehr ernste Gespräche mit Jehova in der Nacht, und er hat mir gesagt: ‚Sie dürfen Alles sein, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialist, nur kein Atheist‘.“ Aehnlich heißt es in einem Briefe an Campe vom 21. August 1851: „Mein Gesundheitszustand, oder vielmehr meine Krankheitslage ist noch immer dieselbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheische Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menschen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslichtchen mitgetheilt. Ich sage ‚die Götter‘, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt seine Geier und habe allen Respekt vor ihnen.“ — „In der That,“ sagte er im Januar 1849 zu Alfred Meißner[150]), „es ist seit einiger Zeit eine religiöse Reaktion bei mir eingetreten. Weiß Gott, ob Das mit der Morphine, ob mit den Kataplasmen zusammenhängt. Es ist so. Ich glaube wieder an den persönlichen Gott. Dahin kömmt man, wenn man krank ist, todkrank und gebrochen! Machen Sie mir kein Verbrechen daraus! Acceptiert doch das deutsche Volk in seiner Noth den König von Preußen, warum soll ich nicht den persönlichen Gott acceptieren? Mein Freund,“ fuhr er fort, „hören Sie da eine große Wahrheit: Wo die Gesundheit aufhört, wo das Geld aufhört, wo der

gesunde Menschenverstand aufhört, dort überall fängt das Christenthum an.“ Trotz solcher bitteren Sarkasmen leugnete Heine keineswegs die große welthistorische Mission, welche das Christenthum zur Zeit seiner Entstehung gehabt; ja, er versicherte, dass er in dem krassen Materialismus jener Tage gewiss ein guter Christ geworden wäre. „Es ist ein eigen Ding,“ sagte er zu Adolf Stahr, mit welchem er im Oktober 1850 mehrmals derartige Religionsgespräche führte, „dass wir so universelle Religionen haben, während doch gerade die Religion das Individuellste sein müsste. Ich bin für meinen Theil zu der Ueberzeugung gekommen, dass schon Gesunde und Kranke ganz verschiedener Religionen bedürfen. Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Einseitigkeiten. Für den Kranken aber, versichere ich Sie, ist es eine ganz gute Religion.“ Ein andermal gab er dem Freunde eine Schilderung der entsetzlichen Leiden, welche ihn selbst noch in wilden Träumen beängstigten. „Und alles Dies,“ sagte er, indem ein Lächeln über seine schmerzerfüllten Züge glitt, „muss ich nun ertragen ohne den Beistand unseres Herrn Jesus Christus! Aber ich habe auch meinen Glauben. Denken Sie nur nicht, dass ich ohne Religion bin. Opium ist auch eine Religion. Wenn so ein bischen grauer Staub in meine fürchterlich schmerzenden Brandwunden gestreut wird, und dann der Schmerz gleich darnach aufhört, soll man da nicht sagen, dass Dies dieselbe beruhigende Kraft ist, welche sich in der Religion wirksam zeigt? Es ist mehr Verwandtschaft zwischen Opium und Religion, als sich die meisten Menschen träumen lassen. Sehen Sie, da hab' ich die Bibel. Ich lese viel darin, Das heißt, ich lasse mir daraus vorlesen. Es ist doch ein wunderbares Buch, dies Buch der Bücher. Wenn ich meine Schmerzen nicht mehr ertragen kann, nehme ich Morphium; wenn ich meine Feinde nicht mehr todtschlagen kann, überlasse ich sie der Vorsehung; wenn ich meine Angelegenheiten nicht mehr besorgen kann, übergebe ich sie dem lieben Gott — Nur,“ setzte er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu, „nur meine Geldangelegenheiten besorge ich doch lieber noch selbst.“ — Mit den bestimmtesten Worten versicherte Heine in einem Briefe an H. Lassalle in Breslau, den Vater des bekannten

Agitators, bereits Ende April desselben Jahres, dass er, „aller atheistischen Philosophie satt, wieder zum demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt", und in einem Schreiben an Campe vom 1. Juni 1850 kündigte er sich seinem Verleger gar als Censor seiner früheren Werke an, der aus den Schnabelewopski-Memoiren und anderen Schriften die Stellen entfernen möchte, welche „von einer so krassen Religionsspötterei befleckt seien, dass er aufrichtige Reue darüber empfinde" [151]): „Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles, was aus der früheren blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn Das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wusste nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistofeles, welche mir zuflüsterte: ‚Der liebe Gott wird dir das Alles weit besser honorieren, als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen.' Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu spät ist. Liegt Ihrer Schreibsäumnis irgend eine politische Hesitation oder ein merkantilisches Bedenken zum Grunde, so sagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Instruktionen hinterlassen für den Fall, dass ich vor dem Beginn des Drucks meiner Gesammtausgabe das Zeitliche segne. Erschrecken Sie nicht über das Wort ‚das Zeitliche segnen'; es ist nicht pietistisch gemeint; ich will damit nicht sagen, dass ich das Zeitliche mit dem Himmlischen vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den um-

laufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewusst bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichts, und nicht die Phosphordünste der Glaubenspisse. Ich sage Ihnen Das besonders in der Absicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch selber die Gesammtausgabe besorge, in unfreier Weise Etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi“. Wenn diese Erklärung, dass „das Krankenbett durchaus wenig Antheil“ an Heine's veränderter Denkweise über religiöse Dinge habe, unserer obigen Behauptung gewissermaßen ein Dementi ertheilt, so ist doch der Widerspruch nur ein scheinbarer. Denn allerdings gedenken wir nicht in Abrede zu stellen, dass die religiöse Umwandlung des Dichters, wenn auch erheblich durch die Qual und Vereinsamung des Krankenbettes gefördert, zugleich in der ganzen geistigen Anlage Heine's ihren natürlichen Stützpunkt fand. So paradox der Ausspruch Manchem klingen mag, Heine war von jeher ein religiöses Gemüth, und der Spott, mit welchem er die kirchlichen Dogmen aller Konfessionen befehdete, entfloss keineswegs allein einer satirischen Laune, sondern eben so sehr dem geheimen Schmerz, in ihnen keine Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses zu finden. In diesem Sinne schreibt auch der Fürst Pückler (in einem Briefe vom Herbst 1851) einmal an Heine: „In der That, verehrter Dichter! ich hätte mehr Glauben an Sie, der vielleicht nur aus Verdruss, die Wahrheit nirgends finden zu können, zum Spötter über Alles geworden, als an irgend einen katholischen, protestantischen oder jüdischen Pfaffen, der von der Wahrheit sagen kann, wie jener Wüstling von der Liebe: ‚Je ne fais pas l'amour, je l'achète tout fait‘.“ Niemand verfolgt mit erbarmungslosem Hasse, was ihm gleichgültig ist, und in der That haben wir gesehen, dass Heine sich sein Lebenlang angelegentlich mit Religions- und philosophischen Fragen beschäftigte. In seinen Liedern und Dramen, in seinen „Reisebildern“ und „Salon“-Aufsätzen, überall ist es „die große

Gottesfrage", deren endgültige Lösung ihm als das wichtigste Problem der Menschheit erscheint. Er sucht diese Lösung bei Hegel, — bei den Saint-Simonisten, — in einem poetisch verklärten Pantheismus, — er bebt schaudernd vor dem Gedanken des Atheismus zurück, und da ihn die Menschwerdung Gottes eine Fabel dünkt, proklamiert er, um auf jeden Fall die Gottheit zu retten, die Gottwerdung des Menschen als das Ziel aller Entwicklung (vgl. S. 85 dieses Bandes). Man wird also keinen Widerspruch mit seiner Vergangenheit darin finden, dass er auf dem langwierigen Krankenlager die Resultate seiner religions-philosophischen Betrachtungen aufs Neue einer Revision unterzog, und sich noch auf dem Todbette um die Lösung der großen Welträthsel mühte. Er begann mit solchen Fragen — er hörte mit ihnen auf.

Nur wissen möcht' ich, wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

Was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

so frug schon der Jüngling, und wusste erst nur verzweiflungsvoll zu erwidern: „Ein Narr wartet auf Antwort" [152]). Aber es ließ ihm keine Ruhe ein ganzes Erdenleben hindurch; nur noch stürmischer und wilder verlangte ihn nach der Lösung, je näher sein letztes Stündlein herankam, und seine Seele schrie gellend am Rande des Grabes:

Lass die heil'gen Parabolen,
Lass die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen!

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Ross der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, Das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist Das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös"? fragte Meißner, als ihm Heine zuerst dies finstere Gedicht zu lesen gab; „ich nenne es atheistisch." — „Nein, nein, religiös, blasphemisch religiös!" erwiderte Heine von seinem Standpunkte mit Recht. Stellte er doch nur dieselbe Frage, welche schon Hiob that, und welche auch das nach ihm benannte Buch nicht löst. Ueberhaupt blieb sein freies Verhältnis zu den religiösen Dingen ungestört, und es ist charakteristisch, wie er in einem Athemzuge sein lebhafter erwachtes religiöses Bedürfnis betonte und dasselbe ironisierte. Als Gérard de Nerval ihm im Sommer 1850 mittheilte, daß er eine Reise nach Weimar beabsichtige, sagte ihm Heine: „Dann thun Sie mir doch den Gefallen, in Deutschland anzufragen, in welchem Glauben man am besten stirbt. Ich beschäftige mich jetzt sehr ernstlich mit dieser Frage, und die deutschen Philosophen scheinen Etwas davon zu wissen, denn seit einiger Zeit hört man von ihnen Nichts mehr." — „Könnte ich doch nur an Krücken ausgehen!" seufzte er einmal um dieselbe Zeit, als ihn Meißner besuchte. „Wissen Sie, wohin ich ginge? Geraden Wegs in die Kirche!" Und als Meißner einen ungläubigen Einwurf machte, fügte er betheuernd hinzu: „Ganz gewiß, in die Kirche! Wohin soll man denn auch mit Krücken gehen? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehen könnte, spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards oder nach dem Jardin Mabille!" In einem Briefe an Campe vom Oktober 1851 klagte er, daß er in seinen Schmerzen wieder anfange, viel zu beten, „was immer ein schlechtes Zeichen"; und auf die Frage seines Bruders Gustav, ob es denn wahr sei, daß er eine Betschwester geworden, antwortete er lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder

geworden, und ich bete alle Tage zum lieben Gott, dass er dir, lieber Bruder, bessere politische Gesinnungen eingebe." Der Redakteur des „Wiener Fremdenblattes" bemerkte, wie sehr es ihn freue, aus dieser Antwort schließen zu dürfen, dass sein Bruder kein Atheist mehr sei, als welchen man ihn geschildert, und machte ihn darauf aufmerksam, wie sehr er den Glauben an Gott zu fördern vermöchte, wenn er sich öffentlich über seine religiöse Umwandlung ausspräche. Heinrich Heine fertigte die alberne Zumuthung mit der spöttischen Erwiderung ab: „Was kann dem großen weißen Elephanten des Königs von Siam daran gelegen sein, ob ein kleines Mäuschen in der Rue d'Amsterdam zu Paris an seine Größe und Weisheit glaubt, oder nicht!" Die Art und Weise, in welcher der Dichter sich bald darauf im Nachworte zum „Romancero" über seine Sinnesänderung erklärte, mag freilich nicht allzu sehr nach dem Geschmacke der Frommen gewesen sein. „Wenn man auf dem Sterbebette liegt," sagte er (Bd. XVIII, S. 8 ff.), „wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmuth würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, dass ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deßhalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, dass die Verse brennen, als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Aergernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesammte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es

giebt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine anderen Folterinstrumente zu Gebote, als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur Alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muss man eine Person sein, und um sich zu manifestieren, muss man die Ellbogen frei haben. Wenn man einen Gott begehrt — und Das ist doch die Hauptsache, — so muss man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w., annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Dass ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Mensch billigen . . . Ich bin also, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückgekehrt. Das lässt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muss ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte in der Theologie bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein

Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe Nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft." Es war ganz folgerecht, dass Heine an der Phantasiereligion des Pantheismus kein Genügen mehr fand, so bald er zu der Einsicht gelangte, dass die Theilnahme des außermenschlichen Naturlebens am Leben der Menschheit eine geträumte, in der Wirklichkeit nicht vorhandene sei, und sein Rücksehnen zum Deismus, zu einem Gotte, der ihm helfen könne in dem Jammer und der Noth seiner Krankheit, war um so tiefer motiviert, da er in den Pantheisten im Grunde nur verschämte Atheisten sah, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen fürchten (Ebd., S. 11). Die „Geständnisse" enthalten die weitere Ausführung dieses Gedankenganges. Heine bekennt dort mit oft cynischen Worten, dass er der Freigeisterei in religiösen Dingen gehuldigt, so lange dieselbe gewissermaßen das Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen war, dass ihn aber die innerliche Angst des Künstlers und des Gelehrten ergriff, als er den Atheismus sich mit dem „schauderhaft nacktesten, feigenblattlosen, kommunen Kommunismus" verbünden sah, durch dessen Sieg er die ganze moderne Civilisation bedroht glaubte (Bd. XIV, S. 266 ff.): „Als ich merkte, dass die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls diese religiösen Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, dass Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Missbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende. . . Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen

möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht." — „Mir erging es," sagte er im Frühjahr 1853 zu einer Besucherin[153]), „wie einem verarmten Manne, der Alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergessenen, unbeachteten Schubfache seines Geldschrankes noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verlust des unschätzbarsten Gutes, der Gesundheit, bankerott geworden an allem irdischen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte; ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden." Der wiederholten Lektüre der Bibel, aus welcher der Kranke sich fast täglich den einen oder anderen Abschnitt vorlesen ließ, und deren poetische Schönheiten er von jeher bewundert hatte, schrieb er einen großen Einfluſs auf seine religiöse Umwandlung zu[154]). „Die Bibel," sagte er, „hat das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andere Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde, er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels." Eben so entschieden verwahrt sich Heine in einem Briefe an Georg Weerth vom 5. November 1851 gegen jede Rückkehr zu den kirchlichen Dogmen irgend einer der herrschenden Religionen. „Es freut mich," schreibt er, „daſs Ihnen mein Nachwort zum ‚Romancero' gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich daſs ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden Nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstrakte Verstandeskauderwelsch der Philosophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maſsmann das Latein. Durch diese

linguistische Unkenntnis geschah es, daſs diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mistgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide."

So beschränkt sich die sogenannte „Bekehrung" des Dichters auf eine lebhafte Wiedererweckung des religiösen Gefühls und auf die Rückkehr zu einem deistischen Glauben, welcher sich kaum in einem wesentlichen Stücke von dem Deismus Voltaire's oder Diderot's unterscheidet, und welcher sich die Freiheit der Kritik selbst dem in integrum restituierten Gotte gegenüber durchaus nicht verkümmern läſst, sondern „den grausamen Spaß des großen Weltall-Autors, des himmlischen Aristophanes", in Versen und Prosa vor das Forum der menschlichen Vernunft zieht [155]). In seinem Testamente verbittet er sich ausdrücklich jede Amtshandlung von Geistlichen irgend einer Konfession bei seinem Leichenbegängnisse; er erklärt in den „Geständnissen", daſs er dem lutherisch-evangelischen Bekenntnisse, zu welchem er sich bisher nur in lauer, officieller Weise bekannte, auch jetzt, wo er krank und gläubig geworden, nicht mit größerer Sympathie, als vordem, zugethan sei (Bd. XIV, S. 297); — „und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe," fügt er spöttisch hinzu, „so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu sehr genierte." Eben so wenig war er jedoch einem Uebertritte zum Katholicismus oder einer Rückkehr zur jüdischen Religion geneigt, wenn er auch in seinen Gesprächen und Schriften der letzten Lebensjahre [156]) — vor Allem in den „Hebräischen Melodien" — den ideellen Schönheitsgehalt des Judenthumes glänzend hervorhob, während er früher am spiritualistischen „Volk des Buches" zumeist die humoristische Seite, die Karikatur, aufgezeigt hatte. „Ich konnte," sagte er einmal zu Alfred Meißner, „mich ihnen nicht ausschließlich opfern, wie z. B. Herr Gabriel Riesser und Andere; ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Christen oder Juden sein. Dieses habe ich mit allen Artisten gemein, welche nicht für enthusiastische Momente schreiben, sondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, sondern für die Welt, nicht für einen Stamm, sondern für die Menschheit. Es wäre

abgeschmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachsagte, mich je geschämt hätte, ein Jude zu sein, aber es wäre eben so lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerksam durchblättern, werden Sie manche Stellen finden, welche das jüdische Volk in Schutz nehmen. Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Absurde, Falsche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, so ist es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern."

Ein Gegenstand, auf den Heine bei seinen religiösen Unterhaltungen mit Vorliebe zurück zu kommen pflegte, war die Unsterblichkeit, die persönliche Fortdauer der Seele. „Es ist darüber," bemerkte er gegen Adolf Stahr, „ein wunderbarer Widerstreit in mir. All mein Verstand, all mein Wissen sagt mir: der Glaube an persönliche Fortdauer nach dem Tode ist Wahnsinn. Es ist auch im alten Testamente keine Spur davon — Moses war viel zu gesund dazu. Erst die krankhafte Sekte, aus der Christus und das Christenthum hervorgingen, verfiel mit der Askese auch auf die Unsterblichkeit. Ich bin mit dem Verstande von unserm Aufhören vollkommen überzeugt, aber mit dem Gefühl fasse ich es nicht. Ich kann es nicht fassen und begreifen, während ich noch **bin**. Ich kann überhaupt nur von Egoisten annehmen, daſs ihnen der Gedanke an das Aufhören ein vertrauter wird. Mit einem liebenden Herzen bleibt er, trotz des Wissens, unerfaſsbar. Ich kann mir zum Beispiel nicht denken, daſs ich meine Frau einsam verlassen soll, und ich sage ihr immer, daſs ich unter einer ganz unscheinbaren Gestalt — denn sie fürchtet sich vor Erscheinungen und bittet mich, nicht zu kommen — mich wieder einfinden werde, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu halten, wovon sie Nichts versteht." In demselben Sinne heißt es im Nachworte zum „Romancero": „Wie sträubt sich unsere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unserer Persönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuschreibt, ist vielmehr dem menschlichen Gemüthe angeboren. Sei getrost, theurer Leser, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden." Wir sehen, Gott und

Unsterblichkeit werden von Heine nicht viel respektvoller behandelt, als die Fragen der Politik. Der souveräne Witz, die schonungslose Skepsis üben auch hier ihr unbeschränktes Freiheitsrecht. So lange der Dichter gesunden Körpers und fröhlichen Geistes ein ruhmumstrahltes Leben genoss, kümmerten ihn wenig die jenseitigen Dinge, er dünkte sich selbst „einer der ewigsten Menschen“ zu sein, er beugte sich vor keiner Autorität im Himmel und auf Erden, er zweifelte das Recht alles Bestehenden im Reiche der Wirklichkeit, die Realität jeder Vorstellung im Reiche des Gedankens an, und nur der Tod grinste hie und da drohend herein in den Dichtertraum ewiger Götterjugend. „Konnte er aber dieses Gespenst nicht weg philosophieren,“ sagt Godfrid Becker in seiner biographisch-literarischen Skizze des Dichters, „so wähnte er sich doch stets ferne genug von ihm, um sich veranlasst zu fühlen, seinem Wesen und seinen Folgen weiter nachzugrübeln; das Jenseits war für ihn abgethan, und der Tod konnte nur die totale Vernichtung jeder persönlichen Existenz sein. Andere Gefühle und Gedanken beschlichen den kranken, körperlich fast schon vernichteten, wenn auch geistig noch so regsamen Dichter. Der Tod bedrohte jetzt ihn Jahre lang jeden Tag und jede Stunde mit der einst geglaubten Vernichtung. Der Zweifler vollendet seine Mission, er zweifelt auch seinen letzten Glauben, seinen Glauben an die Vernichtung nach dem Tode, an, und die religiöse Frage, welche er niemals ganz aus den Falten seines Herzens hatte verdrängen können, stürmt jetzt von einem andern Ausgangspunkte aus auf ihn ein.“ Es ist Dies die letzte Phase jenes Nihilismus, zu welchem die Alles anzweifelnde Skepsis den Dichter geführt. Es ist der titanische Wahnwitz der Konsequenz, keine Realität, auch den Tod nicht, gelten zu lassen, und den „weißen Abgrund“ überbrücken zu wollen, um dem horror vacui, der schaudernden Angst des Gemüthes vor dem leeren Nichts, zu entrinnen. Auch hier aber ist Heine, wie bei seiner Hinwendung zu einem persönlichen Gotte, nicht über das Stadium der Sehnsucht hinausgelangt, und die Skepsis treibt immer wieder ihren Spott mit den religiösen Wünschen des Herzens. So schließt eine Rückschau auf alle Freuden und Leiden, welche der Dichter hier auf Erden erfahren, mit dem possierlichen Knixe:

Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, Das versteht sich, dort sehn wir uns wieder!

und die Auferstehung der Todten, das jüngste Gericht im Thale Josaphat, die Herrlichkeiten des Himmels, wo die unsterbliche Seele „Ruhe und weiche Pantoffeln und schöne Musik“ findet, und „Lanzknecht“ oder „Faro“ mit Sankt Peter spielt, werden in skurrilen Versen anthropomorphisch geschildert [157]). Dazwischen aber schnarrt die nüchterne Stimme des „Abgekühlten“ ihre bedenklichen Zweifel:

Und ist man todt, so muss man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferstehen
Wird nicht so schnell von Statten gehen.

und die Klage des alten griechischen Dichters Posidippos:

Der Tod ist gut, doch besser wär's,
Die Mutter hätt' uns nie geboren!

durchhallt in schauervollen Variationen die Strophen des „Romancero“ und der „Letzten Gedichte“ [158]).

Eine oberflächliche Kritik mag sich damit begnügen, Alles frivol zu finden, was Heine in gesunden Tagen oder auf dem langwierigen Marterbette geschrieben hat. Ein ernsterer Geist wird sich aber bei einer solchen Redensart, die der Lösung des psychologischen Räthsels, ohne dasselbe tiefer zu erklären, aus dem Wege geht, nicht beruhigen. Was ein ganzes Leben hindurch als frivol galt, muss, wenn es bis ans Ende Stich hält, doch wohl anders getauft und als Aeußerung einer bestimmten, in den Zeitverhältnissen wie in dem eigenthümlichen Wesen des Dichters begründeten Geistesrichtung angesehen werden. Diese nihilistischen Lieder kommen vom Rande des Grabes, sie waren zu einem Vermächtnisse für das Publikum bestimmt, und nur das Andrängen des befreundeten Verlegers, welcher von Heine's neuen poetischen Arbeiten gehört hatte und ihn im Juli 1851 in Paris besuchte, bewog den Kranken, dieselben noch vor dem Tode herauszugeben, da ihn Campe durch Zahlung des recht ansehnlichen Honorares von 6000 Mark Banko für den „Romancero“ und das „Faust“-Ballett aus einer augenblicklichen Geldnoth befreite. Sollten also die hier ausgesprochenen Ge-

sinnungen nach der Absicht des Verfassers noch über das Grab hinaus festgehalten werden, so wird die Beurtheilung dieses poetischen Vermächtnisses auch auf das literarische Gesammtbild Heine's wesentlich zurückwirken müssen, und die Konsequenz seiner Anschauung verleiht derselben eine Berechtigung, die mit der wohlfeilen Brandmarkung frivoler Spaßmacherei nicht abzufertigen ist. Lieber halten wir uns an Fichte's tiefsinniges Wort, das, schon 1805 gesprochen, uns das Räthsel Heinrich Heine's besser, als die Kritik irgend eines zeitgenössischen Schriftstellers, erklärt. Der Philosoph sagt in seiner siebzehnten Vorlesung über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters: „Selten ist der Mensch so glücklich, daß ihm die reine Gedankenlosigkeit zu Theil wird. Kann er aber dem Andrang der Gedanken nicht widerstehen, so bleibt ihm Nichts übrig, als die absolute Gedankenlosigkeit mit Freiheit zu seiner Maxime zu machen, und in sie die rechte Weisheit zu setzen. Die Narrheit, nach einem Grunde zu fragen, unterdrückt dieser Weise, und will Das nicht gelingen, so sucht er sich selbst mit jenem Streben lächerlich zu machen, und an sich selbst Rache zu nehmen, daß er sich doch einmal überraschen und ergreifen ließ, auch damit ja die Anderen einer solchen Schwachheit ihn nicht für fähig halten. Es kommt dir ein ernster Gedanke in den Weg, den du nicht magst — so laß ihn liegen und setze deinen angefangenen Weg fort! Das aber thust du nicht, sondern du wendest dich gegen ihn, und bietest alle Gewalt deines Witzes auf, um ihn in ein lächerliches Licht zu setzen. Warum giebst du dir denn die Mühe? Du musst doch den Gedanken in seiner ernsthaften Gestalt nicht ertragen können, da du nicht eher Ruhe hast, als bis du ihn in eine andere, dir gefälligere Gestalt gebracht. Leichtsinn und Frivolität — und zwar, je höher sie steigen, desto mehr — sind untrügliche Kennzeichen, daß im Innern des Herzens Etwas ist, das nagt, und welchem man gern entfliehen möchte; und sie sind gerade dadurch unverwerfliche Beweise, daß die edlere Natur noch nicht ganz ausgestorben ist. Wer es vermag, einen tieferen Blick in solche Gemüther zu werfen, Dem geht der schmerzliche Jammer auf über ihren Zustand und über die unaufhörliche Lüge, in der

sie sich befinden, indem sie alle Andern glauben machen wollen, daſs sie höchst glücklich und vergnügt sind, und von ihnen wieder die Bestätigung erwarten, ohne doch bei sich selbst jemals Glauben zu finden, — zugleich mit einem wehmüthigen Lächeln über ihr Bestreben, schlimmer zu scheinen, als sie wirklich sind." —

Der „Romancero", welcher im Oktober 1851 erschien, ist in der That wie ein Rechnungsabschluſs, wie eine Rekapitulation gestaltet. Alle Phasen, die Heine durchlaufen, haben darin ihr Kontingent gestellt, oder doch ein Echo ertönen lassen. Der Abschnitt „Historien" enthält Romanzen von ungetrübtester Kunstform, wie „Schelm von Bergen", „Schlachtfeld bei Hastings", „Der Asra", „König Richard", „Der Dichter Firdusi", welche leben werden, so lange die deutsche Zunge klingt; dazwischen Erinnerungen vom bal Mabille, wie „Pomare", moquante Verhöhnungen der poetischen Sentimentalität, wie „Der Apollogott" und „Der weiße Elephant", groteske Bilder aus der Weltgeschichte und politische Satiren, wie „Rhampsenit", „Karl I.", „Marie Antoinette", „Zwei Ritter", „König David", und „Vitzliputzli", denen sich die „Spanischen Atriden", die Spottgedichte auf Herwegh und Dingelstedt, das Gedicht „Im Oktober 1849" in der folgenden Abtheilung und zahlreiche Reminiscenzen aus der Revolutionszeit des Jahres 1848 im ersten Bande der „Vermischten Schriften" anreihen. Durch all' diese Schöpfungen zieht sich jene pessimistische Auffassung, welche, wie im „Vitzliputzli", zuletzt in der ganzen Welthistorie nur noch einen tollen Räuberroman erblickt, wo brutale Gewalt und frecher Betrug allemal den Sieg über Recht und Redlichkeit gewinnen. Die „Lamentationen" übertragen diese nihilistische Weltansicht ebenfalls auf das religiöse und sociale Gebiet. Orthodoxie und Rationalismus werden gleich sehr verspottet, die Unvollkommenheit alles Irdischen wird mit den grellen Blitzen eines Humors beleuchtet, welcher sich an verzerrten und grausenhaften Bildern dämonisch zu ergötzen scheint, die Spukgestalten aus den Katakomben der Romantik, die uns einst muthwillig neckten, hüllen sich in die Maske des Ungeheuerlichen und grinsen uns aus unheimlichen Larven entgegen, selbst die Natur, welche dem Dichter

sonst so willig all' ihre Geheimnisse entschleierte, glotzt ihn jetzt fremd und blöde an, der Himmel ist ein blauer entgötterter Kirchhof geworden, und die Nixe des Baches, die einst mit ihren Schwestern in holder Waldeinsamkeit den lieblichen Reigen schlang, entflieht mit entsetzten Mienen vor dem Jammeranblick des Kranken wie vor einer Gespenster-Erscheinung[159]). Gleich einem Medusenantlitz, vereinigen diese Verse Anmuth und Schrecken, Liebreiz und Abscheu in so zaubervoller Art, daß wir schaudern im Hinblick, und wieder hinblicken und immer wieder, um noch einmal so süß zu schaudern. „Wie ein Todter, war der Dichter lebend in seinen Sarg genagelt," sagt Théophile Gautier in einem Nachrufe; „aber wenn man das Ohr hinab beugte, hörte man die Poesie unter dem schwarzen Bahrtuche singen." Ein ähnliches Bild gebraucht Heine selbst, wenn er in den „Lazarus"-Gedichten (Bd. XVIII, S. 315 [292]) seine Phantasien als Spukgestalten bezeichnet, die Nachts im Hirn eines todten Dichters ihren bunten Umzug halten und ihre schaurig süßen Orgia feiern, welche des Poeten Leichenhand dann am Morgen aufzuschreiben versuche. „Nicht wahr?" frug er, als er eine Anzahl dieser in den „Letzten Gedichten" enthaltenen acherontischen Sehnsuchtsrufe nach dem sonnigen Leben seinem Freunde Meißner zu lesen gab — „nicht wahr? Das ist schön, entsetzlich schön! Es ist eine Klage wie aus einem Grabe, da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch einer Lage war."

Gleichzeitig mit dem „Romancero" erschien das Tanzpoem: „Der Doktor Faust", welchem sich später in den „Vermischten Schriften" das Pantomimen-Libretto „Die Göttin Diana" und „Die Göttin im Exil" anschlossen. Das Faust-Ballet wurde bereits im Februar 1846, auf Anregung des Herrn Lumley, damaligen Direktors von Her Majesty's Theatre in London, geschrieben, welcher das Recht der Aufführung für 6000 Franks erwarb, aber niemals von demselben Gebrauch machte. Dagegen beschwerte sich Heine bitter darüber, daß sein Libretto, welches er durch Laube im Jahre 1849 der königlichen Oper zu Berlin

anbieten ließ, dort 1854 von dem Balletmeister Taglioni unter dem Namen „Satanella" in Scene gesetzt worden sei, ohne dass ihm als dem eigentlichen Autor eine Tantième zugeflossen wäre. Er erging sich in seinen Briefen an Campe und Michael Schloss zu Köln in herben Klagen über Meyerbeer, welcher als Generaldirektor der königlichen Oper sich der gekränkten Rechte des befreundeten Schriftstellers so wenig angenommen [160]. Nach Laube's Versicherung freilich wäre die Verwandtschaft von Taglioni's „Satanella" mit dem Heine'schen Textbuche verzweifelt entfernt, und kein Fünkchen von der Seele des letzteren in das Berliner Machwerk übergegangen [161]). Die „Diana"-Pantomime wurde gleichfalls zu Anfang des Jahres 1846 von dem Dichter bei einem Gespräche mit Benjamin Lumley improvisiert, der ihn bat, sofort ein Scenarium davon zu entwerfen. Weit bedeutender, als diese phantastischen Tanzgedichte, sind die im Winter 1852—53 geschriebenen „Götter im Exil", welche zuerst in französischer Sprache in der „Revue des deux Mondes" vom April 1853 veröffentlicht wurden, und als eine Fortsetzung der „Elementargeister" zu betrachten sind. Die mittelalterliche Umwandlung griechischer Gottheiten in Dämonen hatte für den Dichter von jeher einen besonderen Reiz gehabt, und es ist charakteristisch für sein absterbendes „Hellenenthum", dass er ein romantisches Behagen daran fand, sich die Gestalten der klassischen Mythologie jetzt in der Mönchskutte oder in irgend einem Gewand der christlichen Sagen herauf zu beschwören. So viel die Götterwelt von Hellas durch solche Metamorphose an poetischer Schönheit verliert, so sehr gewinnt der romantische Spuk des christlichen Aberglaubens: griechische Heiterkeit kichert durch die schwerfällige deutsche Gespensterluft.

Die Hauptarbeit Heine's in den letzten Krankheitsjahren war die Fortsetzung seiner „Memoiren", von welchen zum mindesten drei Bände vollendet sind. Der übrige, seit einigen Jahren veröffentlichte Nachlass des Dichters besteht zur ersten Hälfte aus einer Nachlese von älteren und einer Anzahl neuer Gedichte aus seiner Krankheitsperiode. Sehr verschieden an poetischem Gehalte, gewähren dieselben auf jeden Fall als Zeugnisse der letzten Entwicklungsphase dieser wechselvollen Tragödie ein hervorragendes Interesse. Die heroische Obmacht des Geistes über

den gebrochenen Leib zwingt uns staunende Bewunderung ab — hier wiederholt sich vor unsern Augen das Schauspiel des Prometheus, welcher, unbekümmert um den Geier, der ihm die Brust zerfleischt, den Göttern trotzt. Während sich in manchen dieser Produktionen, wie in dem unvergleichlich reinen und schönen Gedichte „Bimini", die schöpferische Gestaltungskraft des Dichters auf den höchsten Gipfel der Kunst erhebt, und selbst den entsetzlichsten Jammer physischen Elends — wir verweisen nur auf den schmerzlichen Erinnerungstraum aus der Schenke von Godesberg (Bd. XXII, S. 162 ff.) — poetisch zu bewältigen weiß, steigert sich in anderen dieser Erzeugnisse der weltverachtende Nihilismus, welcher das Endresultat seiner geistigen Entwickelung war, zu cynischer Wildheit, oder bisweilen gar zu so skurriler Obscönität, dass die Mittheilung einzelner solcher Krankheitspoesien aus Anstandsgründen für jetzt unterbleiben musste. Wie furchtbar der Stachel jener nihilistischen Weltanschauung sich zuletzt, nicht gegen die romantischen Auswüchse allein, sondern gegen die Poesie selber kehrt, erhellt u. A. aus dem Nachworte zu einem dieser nicht zur Veröffentlichung geeigneten Gedichte, wo mit nacktem Hohne erklärt wird, dass jede Kunst am Ende ein blauer Dunst sei (Ebd., S. XVI). Zum Glück sind derartig grausame Selbstverhöhnungen der Poesie doch nur selten, und ihr geller Verzweiflungsschrei wird durch die süß melodischen Weisen echter Kunst weit übertönt. Dazwischen klingeln die altbekannten Graziosos des Heine'schen Humors lustig mit ihren Schellen: Maßmann und Venedey, Herwegh und Meyerbeer werden mit einer Lauge ätzenden Spottes überschüttet; die Berliner Weißbier-Philister und hochmüthig von „Kanaille" schwatzenden Gardeleutnants werden so wenig verschont wie die in „Christenfleisch" spekulierenden Geldsäcke der Hamburger Judenschaft; sogar die harmlosen Schwabendichter müssen sich eine posthume Neckerei derbsten Kalibers gefallen lassen — es ist, wie Hektor Berlioz in einem ungedruckten Briefe sagt, als stünde der Dichter am Fenster seines Grabes, um diese Welt, an der er keinen Theil mehr hat, noch zu beschauen und zu verspotten. — Unter den meist fragmentarischen Prosa-Arbeiten des Nachlaßbandes ist, außer dem Brillantfeuerwerk witziger „Gedanken und Einfälle", ein

sehr unpatriotischer, der napoleonischen Dynastie schmeichelnder Aufsatz über die Schlacht von Waterloo (Bd. XXII, S. 333 ff.) zu erwähnen, welcher ursprünglich für den ersten Band der „Vermischten Schriften" bestimmt war, aber auf dringendes Anrathen Campe's damals zurückgelegt wurde [162]). — Der Plan H. Heine's, ein Gedicht „Till Eulenspiegel" zu schreiben, über welchen er sich im Herbst 1850 mit Adolf Stahr unterhielt, ist leider niemals zur Ausführung gelangt. „Ich wollte es in die Form einkleiden," sagte er, „als ob ich selber umher reise, alle Notizen über den Eulenspiegel zu sammeln, und ich wollte Das auch so gründlich thun, dass die Antiquare es hätten für ein gelehrtes Werk halten mögen. Dazwischen aber hätte ich Alles gesagt, was ich irgend auf dem Herzen hatte über Gott und die Welt. Es wäre gewiss mein bestes Werk geworden."

Mit besonderer Sorgfalt unterzog Heine sich seit dem Ende des Jahres 1852 der Redaktion einer französischen Gesammtausgabe seiner Schriften. Die geistvoll zusammenfassende Kritik seiner literarischen Thätigkeit, welche Saint-René Taillandier nach dem Erscheinen des „Romancero" in der „Revue des deux mondes" vom 1. April 1852 veröffentlichte, hatte die Aufmerksamkeit des französischen Publikums lebhafter, als bisher, auf den deutschen Dichter hingelenkt, und die „Oeuvres complètes de Henri Heine", von welchen bis zum Tode Desselben sieben Bände erschienen sind, denen seitdem sieben andere folgten, haben in Frankreich ein Aufsehen erregt, das ihn wie mit einem Zauberschlage in die Reihe der ersten französischen Schriftsteller erhob. Die von Heine selbst revidierten Uebersetzungen seiner Prosawerke geben in der That alle Witzpointen und Feinheiten des Stils mit einer Meisterschaft wieder, welche ihren glänzenden Erfolg in der fremden Sprache durchaus gerechtfertigt erscheinen lässt. Von den gleichfalls in Prosa ausgeführten Uebersetzungen seiner Gedichte dagegen athmen höchstens die von Gérard de Nerval verfassten Nachbildungen der „Nordsee"-Lieder Etwas von dem würzigen Hauch und rhythmischen Wohllaut der Originale, und es ist nur ein höflicher Euphemismus, wenn Heine in einem Briefe an seinen diensteifrigen Freund Taillandier, welcher die „Lazarus"-Gedichte und die Lieder des

„Neuen Frühlings" übersetzte, die Bemerkung macht, daß „seine transrhenanische Empfindsamkeit in der Sprache des Positivismus allzu prosaisch vernünftig klinge" (Bd. XXI, S. 461). Es bleibt in der That nur ein „in Stroh gewickelter Mondschein" zurück, wie ein Freund in Bezug auf diese, in nüchternste französische Prosa aufgedröselten Zauberweisen spöttelte (Bd. XV, S. 24), und die wahre Herzensmeinung des Dichters über solche Zerrbilder seiner Poesie spricht sich nirgends drastischer aus, als in den Worten, mit welchen er sich in Anwesenheit Gérard de Nerval's gegen einen deutschen Besucher über dieselben lustig machte [163]). „Ich sage Ihnen, Gérard," rief er aus, „daß ich jedesmal, wenn ich meine Uebersetzung lese, bei der Sie mich so treulich unterstützt haben, mich beim Schopf nehmen und mich in irgend einem Krähwinkel Deutschlands, wo man mich noch liebt — wenn es nämlich solche Krähwinkel noch giebt, — auf einen öffentlichen Markt führen und rufen möchte: ‚Haut ihn! haut ihn!' Wahrhaftig," fuhr er nach einer Pause fort, „ich komme mir vor, als wenn ich mit der Kasse meines literarischen Werthes aus Deutschland durchgegangen wäre, und jetzt hier in Frankreich alle die Papiere versilbern wollte. Jedesmal wenn ein Deutscher zu mir kommt, läuft es mir kalt über den Rücken, als wenn es ein geheimer Agent des deutschen Parnasses wäre, der meine Auslieferung von der französischen Regierung erlangt hätte und mich zurückführen wollte dorthin, wo da ist Heulen und Zähneklappern, ich meine nach Deutschland. Ja," begann er bald darauf wieder, „sogar nach tausend Jahren werde ich noch verleumdet werden, und Das dieser unglücklichen Uebersetzung halber. ‚Sehen Sie, meine Herren', wird der Professor der älteren Literatur an einer Universität von Neuseeland sagen, ‚jenes Zeitalter, wo die Menschen noch verschiedene Sprachen hatten, brachte eine Art von Geschöpfen hervor, die sich zu den Schriftstellern verhielten, wie der Affe zum Menschen, man nannte sie Uebersetzer. Diese Halbmenschen hatten nun die Aufgabe, die Werke eines Dichters Denen, die nicht seine Sprache redeten, verständlich zu machen, und sie thaten Das meistentheils wie die Affen, wenn sie ihren Mitaffen die Gebärden der Menschen voräffen. Nun war da in jenem Lande, wo unsere Geologen in

den Thälern ganze Schichten von versteinerten Nachtmützen aufgefunden haben, und welches man Germanien nannte, ein Poetlein, Heine geheißen, welcher uns ein seltenes Beispiel von Geisteszerrüttung gegeben hat, indem er an seinen eigenen Werken zum Affen ward und sie den Franzosen vorgestikulierte. Ja, Gérard, so wird es kommen, und Sie haben einen großen Theil der Schuld auf Ihrem Gewissen." — Sicherlich sind Rhythmus und Reim am wenigsten zu entbehren, wenn es sich darum handelt, fremden Nationen eine Vorstellung von dem Wesen der Heine'schen Lyrik zu geben. Ein solcher, nicht übel gelungener Versuch metrischer Uebertragung liegt uns vor in den „Poésies choisies de Henri Heine; traduites en vers par Charles Marelle" (2. Aufl. Berlin, B. Behr, 1864), — nur daß sich der Uebersetzer, dem Reim zu Gefallen, allzu große Freiheit in der Weglassung oder Hinzufügung malerischer Details genommen hat. Es wäre zu wünschen, daß Edouard Schuré, welcher in seiner „Geschichte des deutschen Volksliedes" so treffliche Proben seines Uebersetzer-Talentes gegeben hat, sich entschlösse, seinen Landsleuten eine größere Zahl Heine'scher Lieder zu verdolmetschen [164]. Jedenfalls besitzt dieser Elsässer, der durch Abstammung und Erziehung die Vorzüge der deutschen und der französischen Nationalität in seinem Geiste vereinigt, eine bewundernswerth richtige Einsicht in das Wesen der Heine'schen Dichtung. „Die romantische Poesie," sagt er „hatte, wie eine prunkende Schloßdame, ihre Penaten in das Schloß des Mittelalters hinüber geschafft und hatte dasselbe aufs kostbarste restauriert. Zwischen seinen einsturzdrohenden Mauern hatte sie, freilich nur aus Holz, wieder einen prächtigen Saal erbaut. Verstümmelte Säulen trugen stolz das maurische Gewölbe, und die kolossalen Standbilder der alten Kaiser, welche im Hintergrunde des Saales neben dem Throne der heiligen und mystischen Poesie aufgestellt waren, schienen bereit, zu ihrer Vertheidigung das Schwert zu ziehen. In diesem, von Fackeln, Fontänen und Kronleuchtern blitzenden Saale versammelten sich die Romantiker zu einem großartigen Feste. O welch lustiger Ball, welch tolles Gewühl buntscheckiger Masken! Da sah man die glänzendsten Kostüme, deutsche, fränkische, maurische und sarazenische Ritter; blonde Burgfräulein

in himmelblauen, mit Silbersternen durchwirkten Kleidern, düstere Königinnen mit Purpurmänteln, auf denen goldene Sonnen strahlten, Troubadours mit langen, wallenden Locken. Und man sang wieder die tollen Abenteuer und die süßen Erinnerungen der Liebe. Die Ritter applaudierten, die Busen der Frauen hoben sich vor Verlangen, und von ihrem gothischen Throne herab warf die Poesie den Sängern parfümierte Kränze zu. Dann begann der Ball; eine träumerische Musik lockte die Paare in ihren magischen Kreis und riss sie mit immer leidenschaftlicheren Tönen in einen wilden Wirbel. In diesem Augenblick trat ein geheimnisvoller spanischer Ritter ein. In seinem sammetnen Wamse schritt er so keck einher wie der stolzeste Hidalgo, auf seinem goldgestickten Mantel gewahrte man einige arabische und indische Chiffern, eine große Rabenfeder nickte auf seinem Haupte. Er trug keine Maske. Sein Antliitz war schön und verführerisch. Ein süßes, unheimliches Feuer glühte in seinen starren Augen, und stolzer Hohn kräuselte seine wollüstigen Lippen. Sein Wappen war in Silber auf sein Barett gestickt. Es waren zwei Sphinxköpfe, von denen einer zu weinen, der andere gellend zu lachen schien. Man hörte auf zu tanzen, um ihn zu betrachten. Er ergriff nachlässig die erste beste Guitarre und sang ein paar kastilianische Romanzen in so kecker Weise, mit so neuem Tone, dass ein Beifallsdonner ihn lohnte. Der Ball wurde mit Raserei fortgesetzt, und der neue Ankömmling war dessen König. Bald aber hielten Alle vor Müdigkeit inne. ‚Wohlan‘, sagte laut der schöne Unbekannte, ‚es ist Mitternacht, man demaskiere sich! Genug der Komödie! Ich will wissen, wer ihr seid. Ich heiße Heinrich Heine. Ich bin Jude oder Protestant, wie's euch beliebt, doch ich verlache Gott und den Teufel, ich verehre die Liebe und die Freiheit, aber ich hasse die Heuchelei. Ich habe gesagt, wer ich bin, mache nun Jeder es eben so!‘ Alle protestierten unwillig. Da schlug der schöne Ritter ein gellendes Hohngelächter auf. ‚Wie? ihr fürchtet euch, schöne Masken! Wohlan, ich weiß, wer ihr seid.‘ Und zu einem würdevollen Tempelherrn tretend, riss er ihm die Maske ab, und rief: ‚Du bist nur ein Jesuit, und du betreibst hier die kleinen Angelegenheiten deiner Genossenschaft. Du, schönes Gräflein, das nur von Kreuzzügen spricht, du bist

Nichts als ein Lakai Sr. Majestät des Königs von Preußen, und du thätest besser, in die Garde einzutreten und dort deine Taille zu zeigen, als im Palaste der Dichtung zu paradieren, wo du Nichts zu schaffen hast. Du, schöner Troubadour, der du schmachtest für die Dame deiner Neigung, bist nur ein Handlungsdiener, der ein galantes Abenteuer mit einer Kammerkatze sucht. Ihr seid sammt und sonders falsche Heilige, falsche Ritter und falsche Troubadours. Ich werde euch alle demaskieren, erlauchte Schelme, ich werde unter euren glatten Larven eure verschrumpften Pedanten- und Charlatanfratzen, und unter euren seidenen Wämsern eure schäbigen Wucherer- und Büreaukratengewänder zeigen. Wahrhaftig, wäret ihr nicht zum Todtlachen, ihr verdientet, dass man euch mit Peitschenhieben davon jagte. Was euch betrifft, erlauchte Damen, so untersuche ich nicht eure Titel. Was wäre denn die Komödie und die Tragödie des Lebens, wenn ihr nicht das Recht hättet, mit uns zu spielen, uns wie Marionetten tanzen zu lassen, unsere Herzen mit göttlichem Weh und schmerzlicher Wonne zu erfüllen? Gräfinnen, Tänzerinnen, Zigeunerinnen und Buhldirnen, ich liebe und feiere euch alle. Euch gelten meine Lieder des Ruhms und der Begeisterung. Ihr seid schön, und es lebe der Ball!' Bei diesem Schlusse erscholl ein Sturm von Lachen, Schreien und Toben. Die gellende Stimme des Ritters drang bis ins tiefste Mark, in ihrer Bitterkeit lag etwas unbeschreiblich Scharfes und Schneidendes, das Einen schaudern machte; das alte romantische Nest erzitterte in seinen Grundfesten. Einige verlangten von ihm Rechenschaft für seine Beleidigungen. Er maß mit ihnen die Klinge, und streckte sie zu Boden, dass ihnen die Lust verging, den Kampf wieder aufzunehmen. ‚Man erstickt in eurem Saale', sprach der Sieger, ‚ich bedarf frischer Luft und des Rauschens der Wälder'. Mit diesen Worten stieß er die große Thür auf, ein Windstoß fuhr herein, alle Kerzen erloschen, und Ritter und schöne Damen sahen aus wie Gespenster beim Schein einiger bleichen Fackeln. Aber durch die zertrümmerte Thür erschien eine feenhafte Landschaft von Wäldern, Bergen und Seen, die im hellen Mondlichte schliefen. Dann ergriff der zauberische Dichter eine alte vergessene Harfe und entlockte ihr so wunderbare Töne, dass die fernen

Wälder vor Lust erseufzten. Bei ihrem schmeichelnden Flüstern erwachten die Geister des Waldes und die Nymphen der Gewässer, um wieder ihre lieblichen Reigen zu schlingen und ihre verführerischen Lieder anzustimmen. Bei den Klängen der magischen Harfe näherte sich auf das beschwörende Gebot des Zauberers ein Schwarm leichtfüßiger Gestalten und huschte in den Saal, zum Entzücken der verwunderten Menge. Sie kamen aus ihren grünen Hallen, die wilden Elfen, mit phantastischen Blumen bekränzt und mit Maien umgürtet, um ihren lustigen Reigen im Mondschein zu tanzen. Sie kamen aus ihren krystallnen Pallästen und ihren schäumenden Wasserfällen empor, die Nixen, die lachenden, muthwilligen Kinder mit wogenden Brüsten von Schnee, sie umschlangen sich und tobten einher in rasenden Reigen. Zuweilen wandten die Tollsten, wenn sie an dem Zauberer vorbei kamen, sich um, und schön, mit fliegenden Haaren, entblößten Busens, ein lautes Lachen auf den Lippen, schienen sie ihm einen Kuss rauben zu wollen, aber sie streiften nur seine Harfe. Und in Mitten des Kreises der tollen Undinen schwamm wie ein geheimnisvolles Traumbild die Geliebte des Dichters, die Arme verschränkt, das braune Köpfchen geneigt, mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen. War es ein Lächeln der Zärtlichkeit oder des Spottes? Plötzlich unterbrach der launenhafte Nekromant seine zaubervolle Musik durch einen schneidenden Akkord und begann so komische Weisen zu spielen, dass man sie nicht ohne Lachen vernehmen konnte. Diese Weisen hatten eine sonderbare Eigenschaft. Jede derselben führte sofort eine zeitgenössische Persönlichkeit in den Saal; sie tanzte wie ein Hampelmann auf die burleskeste Art, und schwatzte ihre geheimsten Gedanken aus. Bald war es der dicke Bankier Gumpel aus Hamburg, der sich in Italien Marchese Gumpelino nennt, Shakspeare'sche Verse deklamiert, indem er die Höhe seiner Renten berechnet, und sich für den Romeo einer phantastischen Engländerin hält, die ihm zärtlich ein gewisses Apothekermittel beibringt, das ihn auf immer von seiner unverständigen Liebschaft kuriert. Bald ist es der kantische Philosoph Dr. Saul Ascher mit seinen abstrakten Beinen und seiner klapperdürren Gestalt, der den kategorischen Imperativ vorstellt und wie ein Uhrwerk geht, vor

sich hinschnarrend: ‚Die Vernunft ist das höchste Princip‘. Bald ist es der alte Schlegel mit seinen dreißig Perücken zum Wechseln. Kurz, es ist eine ganze Galerie zeitgenössischer Hanswürste. ‚Ah! ihr wundert euch über diese charmanten Gestalten‘, sagt der Magier. ‚Und doch seid ihr es selbst, es ist eure Generation, deren Name Dummheit, Heuchelei, Servilismus ist. Mit eurer frommen Gleißnerei, euren feigen Koncessionen habt ihr eure Religion, eure Philosophie, euer ganzes Leben vergiftet. Uebrigens ist Alles nur Traum, Chimäre, Illusion. Die Poesie ist eben so toll, wie die Wirklichkeit albern. Die Weltgeschichte ist eine Komödie, die der liebe Gott sich vorspielt, um die Zeit todt zu schlagen. Im Grunde glaubt ihr so wenig, wie ich, an diesen lieben Gott, der ein Schreckgespenst für Kinder und Ammen ist. Nur seid ihr zu feig, um es einzugestehen. Ihr achtet euch selbst eben so wenig, aber ihr gebt euch ein Ansehen vor der Welt, ihr putzt euch mit Federhüten, Kreuzen und Bändern, und man nimmt euch für Helden. Seht mich! ich bin Nichts als ein Narr, ich glaube an Nichts, ich verachte mich, aber ich rede die Wahrheit. Mein Herz blutet, aber eure albernen Nichtswürdigkeiten werden mir stets nur ein Lächeln der Verachtung entreißen, und ich habe das Recht, euch ins Gesicht zu schlagen!‘ So sprach der satirische Magier, der sich in einen Hofnarren verwandelt hatte, mit einer Schellenkappe auf dem Haupte und einer Pritsche in der Hand. ‚Ans Kollett dem Niederträchtigen! Packt den Tropf! Tod dem Lästerer!‘ schrie der ganze romantische, aristokratische und pfäffische Troß. Er aber ergriff eine Brandfackel, schwang sie um sein Haupt, und hub mit Donnerstimme die Marseillaise zu singen an. ‚Oho! dies Lied ängstigt euch‘, sagte er; ‚um es zu ersticken, möchtet ihr gern ein Schafott errichten. Parbleu! ich will euch helfen‘. Dann beschwor der unheimliche Magier das Gespenst der Guillotine. Sie erhob sich in einem rothen Nebel, hoch und blutig, und rings umher spazierten kopflose Leiber, welche einander ernste Reverenzen machten. Es war Marie Antoinette und ihr Hofstaat. ‚Kopflose Leiber, Das ist das Bild eurer Gesellschaft‘, sagte lachend der schreckliche Narr. Schon hörte man fern die Marseillaise, die Carmagnole und Ça ira singen, und diese Lieder schwollen an, wie das Heulen des Sturmes, bei der Aufruhrglocke

von 1848. ‚Der große Tag des Ruhms ist da!' sprach der Dichter, und schleuderte seine Fackel in das Getäfel des morschen Gebäudes. Die rothe Flamme schlug empor und loderte freudenknisternd bis zum Dachstuhl hinauf. Die Balken krachten, der Tross entfloh, in einem Nu war der prächtige Saal ein Gluthmeer, er stürzte zusammen, und der Dichter stieß einen Triumphschrei aus. Plötzlich fand er sich wieder in der finstern Burgruine, gealtert, traurig, allein. Wie in den Feenmärchen, wenn das kerzenhelle, von Pagen und Zofen erfüllte Schloss verschwunden ist, hörte er Nichts mehr als Nachteulen- und Dohlengekreisch. Da rief der Dichter traurig: ‚Und doch hab' ich geliebt! und doch hab' ich an das Ideal geglaubt!' Vielleicht hatte er niemals mit aufrichtigerem Ernste geredet; aber er hatte zu viel gelacht, man glaubte ihm nicht mehr. — Das ist die wahrhaftige Geschichte von Heinrich Heine. Der tollste der Romantiker steckte das Schloss in Brand. Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben, der Brandstifter war nur der unerbittliche Vollstrecker des Verhängnisses. Denn jenes Schloss war von Holz. Ich meine: Die Principien der romantischen Schule mussten sie zu einem frühzeitigen Ruin führen. Hatte sie sich nicht über alle Gesetze erheben und eine Dichtung erschaffen wollen, die außerhalb der realen Welt stünde? Hatte sie nicht erklärt, dass ihr oberstes Princip die höhnisch stolze Ironie des Poeten sei, der Alles von der Höhe der Phantasie betrachtete? Sie musste dafür ihr Strafgericht erleiden. Heinrich Heine vollzog es. Er kehrte die Ironie gegen Diejenigen, welche einen so üblen Gebrauch davon gemacht hatten, er schlug die Bande in die Flucht, aber er verwundete sich schmerzlich, als er sich der doppelschneidigen Waffe bediente. Nachdem er alle Welt verspottet hatte, verspottete er sich selbst, er hörte fast auf, ein Charakter zu sein, und der Genius überlebte den Menschen." — —

Am 1. September 1854 ließ Heine sich, aus Besorgnis vor der in Paris herrschenden Cholera, an welcher sein Sekretär erkrankte und mehrere seiner Bekannten starben, nach einer in der Grande Rue Nr. 51 an den Batignolles gelegenen Gartenwohnung bringen. Leider fand er dort wider Erwarten eine sehr geräuschvolle Nachbarschaft, und die Kälte und Feuchtigkeit seines

neuen Krankenzimmers, das zu ebener Erde lag, zog ihm sofort eine Halsentzündung zu, die ihm das Sprechen unleidlich erschwerte. Da zu seinen vielen Gebresten auch noch eine Geschwulst am untern Theile des Rückens hinzu trat, welche ihm das Liegen unmöglich machte und endlich durch eine schmerzhafte Operation entfernt werden musste, konnte er erst Anfangs November die Beschwerden eines abermaligen Umzugs nach der von seiner Frau ausgesuchten neuen Wohnung, Avenue Matignon Nr. 3, hart an den Champs Elysées, ertragen. Hier fand er, was er in dem dumpfen Hinterhause der Rue d'Amsterdam so lange entbehrt hatte: Sonnenlicht, frische Luft und die Aussicht ins Grüne; dabei war die Wohnung, zu welcher hundert- und fünf Treppenstufen hinan führten, so hoch gelegen, daß die Stille des kleinen Balkonzimmers, in welchem der Kranke lag, nicht allzu sehr durch den Lärm der scharenweise auf und ab gehenden Spaziergänger und der unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrausenden Karossen gestört wurde. In guten Stunden konnte er sich an sonnigen und windstillen Tagen Sommers auf den breiten, mit einer Marquise überdachten und durch Tapetenwände vor jedem Zuge geschützten Balkon hinaus tragen lassen, wo für ihn ein niedriges Lager bereitet ward. „Sie können sich nicht denken," sagte er zu Adolf Stahr, der ihn im Herbst 1855 zur Zeit der Weltausstellung wieder besuchte, „wie mir zu Muthe war, als ich nach so vielen Jahren von hier aus zum ersten Mal wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so Wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolinröcken seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen stand und sich erleichterte. Da machte ich das Glas zu; ich wollte Nichts mehr sehen, denn ich beneidete den Hund!"

Den Winter 1854—55 verbrachte der Kranke unter außergewöhnlich schweren Leiden. Eine Nachlässigkeit seiner Wärterin hatte ihm gegen Ende des Novembermonats abermals einen starken Katarrh zugezogen, der von heftigen Kehl- und Brustkrämpfen begleitet war, die Erstickungskrisen dauerten oft halbe

Nächte hindurch, und auch das rechte Auge drohte zu Zeiten völlig zu erblinden. Trotzdem bewahrte Heine die unverwüstliche Geisteskraft und ertrug seine Schmerzen mit einem Stoicismus, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organisation, welche nur für das Wohlleben und die Festmahle Epikur's geschaffen schien, doppelt überraschen muss. Den ächzenden Knochen gelang es nicht, die Bitternis der Seele wachzurufen, und nicht dem zerschmelzenden Fleisch, dem Herzen Mitleid abzubetteln. Die Mythe von Psyche in der Unterwelt kehrte sich hier um: Heine's Geist schwelgte am Gastmahl der Proserpina, während sein Leib, am Boden kauernd, schwarzes Brot genoss. „Pouvez-vous siffler?“ fragte der Arzt, als er nach einem jener Krampfanfälle die leidende Brust untersuchte. „Hélas, non!“ antwortete Heine, „pas même les pièces de Monsieur Scribe!“ — Außer seiner Krankheit stürmte noch manches sonstige Ungemach auf ihn ein. Zänkereien mit Campe trübten seit dem Jahre 1852 wiederholt sein Verhältnis zu dem alten Freunde. Zuerst erhob sich eine unerquickliche Differenz über das Honorar der „Vermischten Schriften“. Heine hatte 6000 Mark Banko für zwei Bände verlangt; Campe, der geringe Erwartungen von dem Absatz hegte, wollte ein Drittheil der geforderten Summe erst bei einer zweiten Auflage zahlen. Heine wies alle Vorstellungen seines Verlegers in beleidigender Form zurück, erbot sich aber doch endlich, drei Bände, statt zweier, für das genannte Honorar zu liefern. „Meine Ambition, das dumme Thier,“ schrieb er (Bd. XXI, S. 349), „wird solcherweise zufrieden gestellt; indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Universitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nöthig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Westen verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, dass er ihm für diese Summe zwei Röcke, worunter ein ganz neuer, überließ, gegen mich aber prahlte der Bengel, dass er sich in Geldsachen, wenn er einmal etwas verlangt habe, keinen Groschen abziehen lasse, und richtig bekomme, was er begehrt habe.“ Mit Campe's Annahme dieser Proposition war die Honorarfrage erledigt, aber ein Zwischenfall der voraus gegangenen Unterhand-

lungen ließ einen Stachel zurück, der stets zu neuen Häkeleien Anlaß gab. Herr Gustav Heine hatte im Sommer 1852 aus eigener Machtvollkommenheit den Versuch gemacht, Campe durch Drohungen zur Annahme der von seinem Bruder gestellten Honorarbedingungen zu bewegen. Er hatte böswillige Anfechtungen des von dem Dichter mit seinem Verleger abgeschlossenen Kontraktes über die künftige Gesammtausgabe in Aussicht gestellt. Auf seine Kravattenschleife deutend, bemerkte er: „Sehen Sie, Dies ist ein Kontrakt.“ Dann riß er die Schleife auf, band sie in anderer Art wieder zu, und sagte spöttisch: „So, nun ist es wieder ein Kontrakt!“ Campe verbat sich die Fortsetzung dieser impertinenten Belehrungen, und drang in den Dichter, dem Kontrakt über die Gesammtausgabe Bestimmungen hinzu zu fügen, welche jeder chikanösen Verletzung desselben durch die Familie H. Heine's nach Dessen Tode vorbeugen sollten. Obschon Campe Ende Mai 1854 wegen dieser Angelegenheit eigens nach Paris reiste und die beruhigendsten Zusicherungen erhielt, verzögerte der Dichter, trotz wiederholter Mahnungen, doch bis an sein Lebensende die verabredete Ergänzung des Kontraktes, und begnügte sich damit, seinem Bruder bei Dessen Besuche im Herbst 1855 mündlich seine Willensmeinung mitzutheilen. „Mit Gustav werde ich ernsthaft sprechen,“ schrieb er wenige Tage vor seiner erwarteten Ankunft (Ebd., S. 463) „und Das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm bestimmt sagen, wie er Ihre Freundschaft für mich und den Werth, den ich darauf lege, mehr beachten solle, als er bisher gethan.“ Nach dem Tode des Dichters stellte sich leider bald heraus, wie sehr Campe Recht gehabt, die verdrießlichsten Vexationen von Seiten der Heine'schen Familie zu befürchten. Dieselbe lehnte nicht allein jede, ihr wiederholt angetragene Mitwirkung bei der Gesammtausgabe ab, sondern enthielt dem Verleger auch die im Nachlasse H. Heine's befindliche Disposition zur Anordnung derselben vor, und Herr Gustav Heine drohte, wie einst, mit den frivolsten Verletzungen des von seinem Bruder mit Campe abgeschlossenen Kontraktes, wenn Letzterer für Dessen literarischen Nachlaß nicht den von der Wittwe begehrten fabelhaften Preis — (es wurden für ein sechs Druckbogen umfassendes Heft meist fragmentarischer Ge-

dichte erst 30,000, dann 12,000 Franks gefordert) — bezahlen wolle[165]). — Nicht geringeren Verdruss, als die von seinem Bruder geschürten Differenzen mit Campe, welche ihn in eine ärgerliche Korrespondenz verwickelten, bereiteten dem Dichter die gehässigen Anfeindungen in der deutschen Presse, welche seit dem Erscheinen des „Romancero" beständig an seinem Lorbeerkranze mäkelte. „Wie lästern mich die Journale," sagte er im Sommer 1854 zu Alfred Meißner. „Was für ein miserabler Kerl bin ich nach diesen Artikeln, wie viele Mängel finden sie in meinen Werken! Geht Das so fort, so werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden! So geht es mir in jenem Deutschland, das ich so geliebt, während Frankreich nur Worte des Preises für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt, und Literaten in New-York und Albany Vorlesungen über mich halten. . . Aber meine Nerven lassen mich noch von Zeit zu Zeit in Ruhe, und da finde ich noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entsetzliche Geschrei, das der Halunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respekt ein."

Besondere Freude gewährte ihm der Besuch einer, mit Monckton Milnes (Lord Houghton) befreundeten Dame, welche, von deutschen Eltern in England geboren, vor zwanzig Jahren als zwölfjähriges Kind bei einem Badeaufenthalte zu Boulogne die Bekanntschaft Heine's gemacht, der ihr damals viel' schöne Märchen von Fischen, Nixen und Meerungeheuern am Strande erzählt hatte. Schon vor drei Jahren war sie zum ersten Mal nach Paris gekommen und aufs freundlichste von ihm begrüßt worden. Er erinnerte sich noch genau einer Ballade, die sie in Boulogne gesungen, die das traurige Ende der Lady Alyce und ihres Geliebten Giles Collins erzählte und damit schloss, dass Lady Alyce nur einen Löffelvoll Grütze mit Zucker und Zimmt genommen, während nach ihrem Tode der Pastor schnell den Rest verzehrte. Das hatte Heine sehr amüsiert, und er fragte gleich nach dem Pastor, der die Grütze gegessen. Mit den dünnen weißen Fingern hob er das Augenlid in die Höhe, schaute die

hübsche Dame lange an, und sagte: „Gott! wie groß ist die kleine Lucie geworden, und sie hat einen Mann! Wie kurios!“ Er frug sie, ob sie so glücklich sei, wie er's hoffe, da sie immer ein so munteres Kind gewesen, und bat sie, ihm ihren Mann zuzuführen. Als sie antwortete, daſs sie zwar nicht mehr so lustig, wie einst, aber recht glücklich und zufrieden sei, rief er aus: „Das ist schön! Es thut Einem wohl, eine Frau zu sehen, die kein wundes Herz herum trägt, um es von allerlei Männern ausbessern zu lassen, wie die Weiber hier zu Lande, die am Ende nicht merken, daſs, was ihnen eigentlich fehlt, eben das Herz ist.“ Beim Abschied sagte Heine, er hoffe sie bald wiederzusehen, denn, so krank er sei, werde er noch nicht sterben Jetzt kam sie nach Paris zurück und fand den Dichter noch leidender, als das letzte Mal, wo er ihr schon wie das Jammerbild eines Ecce homo von einem Maler der altdeutschen Schule erschienen war. Als sie ihn küſste, fühlte sein Bart sich wie Schwanenflaum oder Kinderhärchen an, so dünn war er geworden; der Ausdruck seiner Züge aber hatte an Schönheit gewonnen. Er empfing die Freundin voll Herzlichkeit und sagte: „Ich habe jetzt mit aller Welt Frieden gemacht, auch mit dem lieben Gott. Der schickt mir dich als schönen Todesengel — gewiſs sterb' ich bald.“ — „Armer Dichter!“ erwiderte sie, „bleiben Ihnen noch immer so viel' herrliche Illusionen, daſs Sie eine reisende Engländerin für Azrael ansehen? Das war sonst nicht der Fall, Sie mochten uns ja nie recht leiden.“ — „Ja, wahrhaftig,“ antwortete er, „ich weiß gar nicht, was ich wider die Engländer hatte, daſs ich immer so boshaft gegen sie war; es war aber im Grunde nur Muthwille, eigentlich haſste ich sie nie, und habe sie auch nie gekannt. Ich war einmal in England vor langen Jahren, kannte dort aber Niemand. Ich fand London recht trist, und die Leute auf der Straße kamen mir unausstehlich vor. Aber England hat sich schön gerächt, es schickte mir ganz vortreffliche Freunde — dich und Milnes — den guten Milnes, und noch Mehrere.“ Heine wünschte sehr, gut ins Englische übersetzt zu werden; er bot seiner Freundin das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Werke für England zum Geschenk an und drang in sie, sofort mit der Arbeit zu beginnen. Bei ihren wiederholten Besuchen sprach er

viel über Politik, in derselben Weise, wie in seinen letzten Schriften, — mit lebhaftem Widerwillen gegen vergangene, gegenwärtige und zukünftige Mob-Tyrannei. Ueber seine Leiden klagte er wohl zuweilen und freute sich, Thränen des Mitleids in den Augen seiner schönen Besucherin zu sehen; doch bemühte er sich sogleich, sie herzlich lachen zu machen, was ihm eben so viel Vergnügen bereitete. Nach einigen Wochen bat er sie, ihm nicht zu sagen, wann sie abreisen würde, da es ihm unerträglich sei, einen Abschied „auf ewig" zu nehmen, und er wiederholte, dass sie als ein schöner, gütiger Todesengel gekommen sei, um ihm Grüße von der Jugend und von Deutschland zu bringen und „alle bösen französischen Gedanken" zu verscheuchen. Wenn er Deutsch mit ihr sprach, nannte er sie „Du" und sprach mit ihr in der kosenden Weise, wie man zu Kindern redet; sprach er Französisch, so nannte er sie „Madame" und „vous". Besonders gefiel ihm, dass sie so herzlich lachte, was die Französinnen gar nicht könnten. Die „vieille gaité française" hielt er für erstorben und legte auch geringen Werth auf dieselbe. „Oui, c'est vrai," sagte er, „cela existait autrefois, mais avouez, ma chère, que c'était une gaité un peu bête." Nach allen seinen Gesprächen schien in seinem Herzen ein tiefes Heimweh nach Deutschland erwacht zu sein; selbst wenn er sich über manches Lächerliche der dortigen Verhältnisse und Personen lustig machte, geschah es in wehmüthigem Tone, „avec des larmes dans la voix" [166]).

Immer einsamer ward es um den Sterbenden, dessen Agonie sich jetzt schon ins achte Jahr hinüber zog. „Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen leider ein sehr zähes Leben haben!" schrieb er einem Freunde im Herbst 1855. Im Mai dieses Jahres verließ ihn auch sein langjähriger Sekretär und Vorleser Richard Reinhardt, und es wollte Heine lange nicht gelingen, einen geeigneten Ersatz für Denselben zu finden. Er musste fortan seine Briefe mit unsäglicher Mühe wieder selbst aufs Papier kritzeln, bis er gegen Ende des Jahres einen leidlich brauchbaren neuen Schreiber erhielt. Um diese Zeit führte der Zufall ihm jenes räthselhafte, seltsam begabte und anmuthige Mädchen entgegen, das auch zu

Alfred Meißner in nähere Beziehung getreten war, und fortan als liebliche „Mouche" das Bett des Kranken umflatterte. Ein Schleier umfloß ihre Vergangenheit, den weder Heine noch Meißner ganz zu lüften vermochten. Von schwäbischer Abkunft, war sie als Kind nach Paris gekommen, später nach England verschlagen worden, und dann wieder nach Paris zurück gekehrt. Als sie im Oktober 1855 mit Heine bekannt wurde, für dessen Lieder sie seit frühester Jugend geschwärmt hatte, mochte sie achtundzwanzig Jahre alt sein. Hellbraunes Haar umrahmte lockig ihr feines Gesicht, aus welchem die blauen Augen süß und schelmisch über dem kecken Stumpfnäschen hervorblickten. Französischer Esprit und deutsche Innigkeit verbanden sich aufs reizvollste in ihrem holdseligen Wesen, an welchem Heine ein unsägliches Wohlgefallen fand. Er konnte zuletzt kaum einen Tag ohne ihre aufheiternde Gegenwart verbringen. Er übersetzte mit ihr, ließ sich von ihr vorlesen, und sandte ihr aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers die kosendsten Gedichte und Billette, um die fast Unentbehrliche herbei zu rufen. „So wie der Gefangene," sagt Meißner, dem wir die einzigen Mittheilungen über dies originelle Dichterliebchen verdanken [167]), „das Vögelchen liebt, das am Simse seines Fensters zu sitzen pflegt, und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbei zu locken, um ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den grünen, lustigen Wald von Zeit zu Zeit vergesse, so überhäufte auch Heine seine Freundin und treue Gesellschafterin mit kleinen Geschenken, welche sinnvoll sein Wohlwollen in hundert Gestalten ausdrückten, und strengte beinahe täglich seine des Schreibens kaum mehr fähige Hand an, um kleine Briefchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehender Schmeichelstimme zu neuen Besuchen aufforderten. Wir hören darin die zartesten Sehnsuchtsworte von ehemals und die süßesten Koselaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zu blasphemischem Ingrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genusse, nach dem Leben. Dies Alles hüllt sich in eine finstere Atmosphäre der Melancholie, aus welcher zuweilen auch wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren." Die Gedichte: „Die Wahlverlobten", „Mich fesselt dein Gedankenbann", „Laß mich mit glühnden Zangen kneipen" und die großartige

Vision, in welcher der Dichter auf einer wüsten Trümmerstatt unter versunkenen Götterbildern sich selbst in einem Marmorsarkophage als Leichnam erblickt, über den sich die Geliebte als Passionsblume niederbeugt [168]):

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt,
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüthe, —
Das ausgesprochene Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! Man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol' und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!

— diese schaurig schönen Gedichte finden ihre angemessene Ergänzung durch die Liebesbillettchen an die „Mouche", die originellsten Billet-doux, welche jemals in der Welt geschrieben sein mögen. „Jeder Kranke ist eine Ganache," heißt es in einem dieser Blätter vom November 1855. „Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe Mouche muß ich dennoch sumsen hören. Komm du bald — so bald Ew. Wohlgeboren nur wollen — so bald als möglich — komm, mein theures, liebes Schwabengesicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poesie — der Verrückte an eine Verrückte." — „Ich werde fast wahnsinnig vor Aerger, Schmerz

und Ungeduld," lautet der Schluſs des folgenden, einige Tage später geschriebenen Billettes. „Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche. Dero wahnsinniger H. H." — „Nebukadnezar II., ehemaliger preußischer Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter", ist ein Neujahrsgratulationsbrief unterzeichnet. Anfangs Januar 1856 schreibt der Kranke: „Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu, und ich kann fast nicht mehr schreiben. Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese baillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt! Tiefster Jammer, dein Name ist H. Heine." Der letzte Brief, von Mitte Januar, lautet: „Liebste Freundin! Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endet, so daſs ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl."

Dennoch glaubte Heine nicht, daſs die Stunde seiner Erlösung so nahe sei, und auch der Arzt meinte die langsam verflackernde Lebensflamme noch geraume Zeit vor dem Erlöschen bewahren zu können. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Zustand des Kranken ein heftiges Unwohlsein, und zerstörte auf unerwartete Weise den so lange fast nur künstlich zusammen gehaltenen Organismus. Meißner schildert das Ende des Dichters, wie folgt: „Drei Tage hielt ein nicht zu stillendes Erbrechen an, und es ward bald für Niemand in seiner Umgebung zweifelhaft, daſs Heine diesmal unterliegen müsse. Die ungeheuren Dosen Morphium, die er allmählich zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm sonst wohl ähnliche Zustände bereitet, doch niemals so heftig und anhaltend. Dennoch trotzte er und hoffte, er würde auch aus diesem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er setzte ein neues Testament auf, ohne es jedoch über den ersten Paragraphen hinaus zu bringen, und blieb fortwährend bei vollem Bewuſstsein. Ja, der Witz sogar verließ ihn nie.

Einige Stunden vor seinem Tode stürzte ein Bekannter ins Zimmer, um ihn noch zu sehen. Gleich nach seinem Eintreten richtete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiderte lächelnd: „Seien sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier!“ So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. auf den 17. Februar. Der Arzt trat ein, und Heine fragte ihn, ob er sterben werde. Dr. Gruby glaubte ihm Nichts verhehlen zu müssen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um vier Uhr in der Frühe des Sonntagmorgens hauchte er seinen Geist aus. Mathilde hatte sich um ein Uhr schlafen gelegt — sie sah ihren Gatten erst wieder, als sein Auge sich für immer geschlossen. Er war als Leiche so schön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, im Leben gefunden; sogar sein Arzt behauptete, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod selbst über jugendliche Gesichter so viel Verklärung ausgegossen. Die Todtenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest.“

Das Leichenbegängnis H. Heine's fand am 20. Februar, an einem kalten, grauen und nebeligen Wintertage, um elf Uhr Vormittags statt. Ehe der Sarg geschlossen ward, sahen zwei Deutsche, die zum Besuch in Paris anwesenden Aerzte Dr. S. H. W. Grabau und Dr. Sloman aus Hamburg, die Leiche. Ersterer schnitt mit Erlaubnis der wachthaltenden Dienerin eine halb ergraute Haarlocke vom Haupte des Verewigten ab, die er Jahre lang als theure Reliquie bewahrte. Die Hälfte derselben schenkte er kurz vor seinem Tode dem Verfasser dieser Biographie; die andere Hälfte vertraute er dem Schriftsteller Wilhelm Buchholz in Dresden an, der dieselbe später dem gefeierten Dichter Bernardino Zendrini gab, durch dessen meisterhafte Uebersetzung das „Buch der Lieder“ Gemeingut aller Gebildeten Italiens geworden ist. Zendrini dankte für die werthvolle Gabe durch ein Gedicht, das Julius Schanz folgendermaßen verdeutschte [169]):

Gesegnet sei die Hand, die dich mir sandte,
Du Locke, die ich auf der Brust nun trage,
Gesegnet jene Hand, die sie entwandte,
Verklärter Dichter, deinem Sarkophage!

Auf meinem Herzen hast nun du die Stelle,
Wo eine andre sonst belauscht sein Pochen;
Süß ist die Liebe, doch sie flieht so schnelle —
Der Genius nur hat nie sein Wort gebrochen!

Wie küsste von der Stirn, ihr lieben Haare,
Die ihr geschmückt, die Muse oft die Falten,
Die euch gestreichelt durch so lange Jahre,
Im langen Leid so blond euch ihm erhalten!

Nicht alle mehr! die Silber-Asche decket
Das blonde Gold — des Dichters Lippe ächzet,
Wenn er das erste weiße Haar entdecket,
Er, der nach ew'ger Götterjugend lechzet.

Das weiße Härlein spricht mit leiser Stimme:
„Es naht das Greisenalter!“ zu den andern;
Ihm ist's das Haar Proserpina's — das schlimme,
Das Schicksalswort: „Du musst zum Orkus wandern!“

Beweint, geliebter Heinrich, und gepriesen
Zu Hellas' Göttern bist du heimgegangen,
Die ihren Freund auf Asphodelos-Wiesen
Verjüngt in Jugendherrlichkeit empfangen.

Sanft lächelt Aphrodite dir entgegen,
Und Komus scherzt — es überströmt der holde,
Der Sonnengott dein Herz mit seinem Segen
Und jedes weiße Haar mit seinem Golde.

Einem Verbote Heine's gemäß, ward keine ärztliche Sektion an seiner Leiche vorgenommen. In seiner letzten Lebenszeit hatte er oftmals den in seinem Testamente ausgesprochenen Wunsch wiederholt, dass man ihn nicht auf dem prunk- und geräuschvollen Kirchhofe des Père Lachaise, sondern am Fuße des stillen Montmartre begraben möge, auf dem Friedhofe der Verbannten und Geächteten, wo die polnischen Exilierten dem Andenken ihrer Todten ein Denkmal errichtet, wo Manin, der italiänische Patriot, seine Schlumerstätte gefunden, wo auch Armand Marrast und Godefroy Cavaignac, Ary Scheffer und Halévy ruhen. Heine

hatte ferner bestimmt, daß man ihn ohne alles Gepränge, mit Vermeidung jeder religiösen Feierlichkeit beerdige, und er hatte sich ausdrücklich verbeten, daß irgend eine Rede an seinem Grabe gehalten werde. Es sollte buchstäblich in Erfüllung gehen, was er in den Lazarusliedern verkündet:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und Nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Nur etwa hundert Personen, zu vier Fünfteln Deutsche, folgten dem ungewöhnlich großen und schweren Sarge, der die winzige, leichte Hülle des deutschen Dichters in französische Erde trug. Den Trauerzug führten ein Freund des Todten, der französische Schriftsteller Paul Julia, und der Hauptredakteur des „Pays“, Joseph Cohen, welcher mit einer Kousine H. Heine's vermählt ist. Lautlos wurde der Sarg in ein provisorisches Gewölbe gesetzt — Alexandre Dumas weinte heftig; Théophile Gautier, Mignet, Paul de Saint-Victor, Alexander Weill und ein Kreis deutscher Journalisten und Schriftsteller umstanden die Gruft.

Kein stolzes Marmordenkmal ziert die abgelegene Ruhestätte des Dichters. Wollen wir dieselbe zum Abschied besuchen? Sie ist nicht schwer aufzufinden. Man schreitet von der Eingangspforte des Friedhofs, an dem sarkophagartigen Grabmonumente Cavaignac's vorbei, über das Rondel weg in ziemlich gerader Richtung nordwärts fort, biegt dann in den breiten Weg zur Linken westlich ein, und wird bald das Grab Heine's in der zweiten Gräberreihe links gewahren. Eine aufrecht stehende Sandsteinplatte ohne das geringste Ornament, nur mit dem Namen „Henri Heine“ bezeichnet, erhebt sich auf einer horizontal liegenden, eben so schlichten, kaum merklich gewölbten Steinplatte, die den schmalen, von einem Eisengitter umfriedigten Raum vollständig ausfüllt. Kein Strauch, kein Blättchen, nicht einmal ein grünes Moosbüschelchen wächst auf dem schmucklosen Grabe; höchstens ein paar schwarze Glasperlenkränze aus den Todtenkaufläden am Eingang liegen auf dem Steine, von Frau Mathilden oder einem deutschen Verehrer des Todten als fromme

Erinnerungsgabe hingebracht. Armer Dichter, wie trostlos prosaisch ruhst du hier zwischen den kahlen, dicht an einander gedrängten Steindenkmälern, wo nicht einmal eine Linde oder Trauerweide ihren Schatten auf dein Grab hinunter wirft, wo kein Vogel singt und keine Blume blüht! — Aber dies Grab in fremder Erde umschließt nur, was von Heinrich Heine sterblich war. Seine Irrthümer und Fehler mögen dort mit hinein gescharrt sein — die Wohllautweisen seiner Lieder klingen unsterblich fort, und wecken sich ein Echo, wie einst im Vaterlande, so jetzt in fremder Zunge bei andern Nationen, selbst jenseit des Weltmeeres. Wenn Frankreich und England, Spanien und Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland, Ungarn, Rußland und Amerika wetteifern, dem deutschen Dichter durch Uebertragungen seiner Werke den Tribut ihrer Bewunderung zu zollen, und selbst das ferne Japan schon eine Uebersetzung des „Buches der Lieder" aufzuweisen hat [170]), dann dürfen wir, in deren Sprache jene unvergänglichen Weisen gesungen sind, wohl in den Ausruf einstimmen, mit welchem Bernardino Zendrini das Eingangsgedicht seiner herrlichen Nachbildungen der Heine'schen Lieder in der Sprache Tasso's und Petrarca's schließt:

Der todte Heinrich Heine singt noch immer!

Anmerkungen.

Anmerkungen.

Die Seitenzahlen des Bd. XXI. von H. Heine's sämmtlichen Werken sind nach der neuesten Ausgabe vom Jahre 1873 citiert.

1) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 231.

2) Ebendaselbst, S. 232, 233 und 238.

3) Lewald's „Aquarelle", Bd. II., S. 124.

4) Heinrich Heine; Erinnerungen von Alfred Meißner, S. 67 ff.

5) Charaktermasken, von Alfred Meißner, Bd. II., S. 87 und 88. — Vgl. auch Heine's Werke, Bd. XXII., S. 172.

6) Das Epigramm Schlegel's auf Heine lautete:

Deinen Ernst kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur,
Deine Begeistrung ist verschroben,
Deine Tücken sind Natur.

7) H. Heine in Paris, von Ludwig Wihl, — „Telegraph für Deutschland", Jahrgang 1838, Nr. 122.

8) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 411, 412, und Bd. VIII., S. 274 bis 276.

9) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 6, und Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.

10) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 168, und Lewald's „Aquarelle", Bd. II., S. 122 u. 129.

11) Der in Rede stehende Aufsatz fehlt auch in H. Heine's sämmtlichen Werken, da erst die kürzlich im Wochenblatte der A. A. Ztg. (Jahrg. 1867, Nr. 51) veröffentlichte Notiz aus dem Briefe Heine's an Cotta vom 7. December 1831 seine Urheberschaft enthüllte.

12) „Ich bitte, Herr Baron, sorgen Sie, daſs mir an meinen Artikeln Wenig verändert wird, sie kommen ja doch schon censiert aus meinem Kopfe," schreibt Heine in einem Briefe an Cotta vom 21. April 1832.

13) Bd. VIII., S. 48 und 55; 52; 56—60 und 342; 195 ff.; 51 und 63; 84 und 92 ff.

[14]) L. Börne's gesammelte Schriften, Bd. XII., S. 130.

[15]) Bd. VIII., S. 32, 67, 87, 242, 268, 312; Bd. XI., S. 117 ꝛc.

[16]) Bd. III., S. 213; Bd. VIII., S. 253 ff.

[17]) Börne's gesammelte Schriften, Bd. XII., S. 124 ff.

[18]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.

[19]) Bd. VIII., S. 277; Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51; und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 234.

[20]) Bd. XX., S. 15 u. 17, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 232.

[21]) Nur im Frühjahr 1833 wohnte Heine eine Zeitlang im Hôtel d'Espagne, Rue des petits Augustins No. 4, am Quai Malaquais. Da er sehr häufig sein Logis gewechselt, war es uns nicht möglich, seine sämmtlichen Pariser Wohnungen genau zu ermitteln. Mit Bestimmtheit können wir nur folgende Data angeben: Seit Neujahr 1836 wohnte er in der Cité Bergère No. 3, Ende März desselben Jahres in der benachbarten Rue Cadet No. 18, im Spätsommer wieder in der Cité Bergère No. 4, im Januar des folgenden Jahres ebendaselbst No. 3 in seiner früheren Wohnung, von wo er im Frühjahr 1837 wieder nach der Rue Cadet No. 18 zog. Im Sommer 1838 siedelte er nach der Rue des Martyrs No. 23 über, Anfangs September 1840 nach der Rue Bleue No. 25, in den ersten Oktobertagen 1841 nach der Rue du Faubourg Poissonnière No. 46, wo er fünf Jahre lang wohnen blieb. Bei der Rückkehr aus dem Pirenäenbade Barèges bezog er im September 1846 eine Wohnung in derselben Straße No. 41. Nachdem er den Sommer 1847 in Montmorency verbracht hatte, finden wir ihn Mitte Oktober in der Rue de Berlin No. 9 installiert, von wo er sich Anfangs Februar 1848 nach einer Heilanstalt in der Rue de l'Ourcine begab. Den Sommer des Jahres verlebte er in Passy, und bezog dann Anfangs Oktober die oft geschilderte Wohnung in der Rue d'Amsterdam No. 50, welche er am 1. September 1854 mit einem Parterre-Logis in der Grande Rue No. 51, aux Batignolles, vertauschte, um zwei Monate später nach der Avenue Matignon No. 3 in den Champs Elysées überzusiedeln, woselbst er bis an seinen Tod verblieb.

[22]) Heine's Werke, Bd. IX., S. 35, — und „Rahel; ein Buch des Andenkens" ꝛc., Thl. III., S. 453 und 454.

[23]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 239.

[24]) Bd. XX., S. 15, 16 und 51; und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 239 u. 243.

[25]) L. Börne's gesammelte Schriften, Bd. XII., S. 123 ff.

[26]) Enseignement par le Père suprême (Paris, 1832), S. 42.

[27]) Ebendaselbst, S. 58.
[28]) „Rahel; ein Buch des Andenkens" 2c., Thl. III., S. 556.
[29]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine 2c., S. 235.
[30]) Ebendaselbst, S. 239.
[31]) Ebendaselbst, S. 252.
[32]) Schriften von O. L. B. Wolff, achtes Bändchen, S. 137.
[33]) Siehe die Zeitschrift: „Unser Planet", Nr. 21, vom 25. Januar 1832.
[34]) M. Heine's „Erinnerungen" 2c., S. 152 und 154.
[35]) Derselbe war von 1838—1848 französischer Konsul in Bagdad, und starb zu Paris am 7. November 1854. Heine schrieb ihm einen freundlichen Nekrolog, Bd. XXII., S. 349 ff.
[36]) Bd. V., S. 49 und 140 ff.; Bd. VII., S. 7 u. 96—98.
[37]) Außerordentliche Beilage Nr. 114 und 115 zu Nr. 86 der A. A. Ztg. vom 27. März 1835. — Heine's Werke, Bd. XX., S. 20 und 21.
[38]) Bd. V., S. 17, und Bd. XX., S. 216.
[39]) „Zur neuesten Literatur", von Ludolf Wienbarg, S. 129—132.
[40]) Bd. V., S. 261 u. 262; Bd. VI., S. 166 u. 283—294.
[41]) Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, von Karl Gutzkow. Bd. I., S. 80—83.
[42]) Der Aufsatz von Chasles über Heine wurde zuerst im März 1835 in der „Revue de Paris", und neuerdings in den „Etudes sur l'Allemagne au XIXe. siècle, par Philarète Chasles" (Paris, Amyot, 1861), S. 269—280, abgedruckt.
[43]) O. L. B. Wolff's Schriften, achtes Bändchen, S. 22.
[44]) Der Jahrgang 1835 des „Literarischen Zodiakus" enthielt u. A. im Aprilhefte (S. 316—322) eine sehr tadelnde Besprechung von Heine's zweitem „Salon"=Bande aus der Feder Theodor Mundt's; im Augusthefte (S. 128—145) Alexander Jung's „Ausstellungen über H. Heine", welche ausdrücklich die antichristliche Richtung in Dessen Schriften bekämpften; im Oktoberhefte (S. 281—286) sehr mißfällige Urtheile von Theodor Mundt über Gutzkow's „Wally" und über Wienbarg's „Wanderungen durch den Thierkreis" sowie über Dessen Aufsätze „Zur neuesten Literatur".
[45]) In dem Aufsatze: „Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland", — Literarischer Zodiakus, Jahrgang 1836, Januarheft, S. 1—15.
[46]) Die maßvoll gehaltene Erklärung August Lewald's in Nr. 13 der A. A. Ztg., vom 9. Januar 1836, gipfelte in dem Satze: „Ich habe nie Etwas drucken lassen, was gegen den Staat, die Religion und die Sitten verstößt, und kann mithin, wenn die Tendenzen des

sogenannten jungen Deutschlands dahin zielen, auch bei demselben nicht kompromittiert sein."

[47]) Spaziergänge und Weltfahrten, von Theodor Mundt, Bd. II., S. 166.

[48]) Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der A. A. Ztg., vom 25. Januar 1836.

[49]) Außerordentliche Beilagen der A. A. Ztg. vom 7. u. 23. November, 3., 9., 14. und 25. December 1835, und 25. Januar 1836.

[50]) Journal des Débats v. 30. Januar, und A. A. Ztg. vom 10. Februar 1836.

[51]) Varnhagen schreibt in seinen „Tagebüchern", Bd. I., S. 6, unterm 12. März 1836: „Durch den Baron Karl von Schweizer, den ich früher nie gesehen, empfing ich heute ganz unerwartet einen Brief des Fürsten von Metternich, einen schon sehr alten, denn er ist noch vom December des vorigen Jahres. Der Fürst wünscht Aufschluss über das junge Deutschland, und was er darüber sagt, ist nicht ohne Liebenswürdigkeit und Geist. So schmeichelhaft das Ganze für mich gewendet ist, so traurig sind doch die allgemeinen Betrachtungen, zu denen ich dadurch angeregt bin. Ich sehe aus Allem gleich die Unmöglichkeit, hier einen Boden des Verständnisses zu gewinnen; mündlich könnte noch Manches aufgehellt werden, aber schriftlich ist es nicht zu leisten. Dennoch werde ich versuchen, wie weit es gehen kann; die Hauptsache wird sein, dass ich meine Ansicht kurz hinstelle, und es wird dann darauf ankommen, ob mir der Fürst glaubt, denn erweisen und durchstreiten lässt sich Dergleichen nicht."

[52]) Außerordentliche Beilage zu Nr. 129 der A. A. Ztg. vom 8. Mai 1836.

[53]) Bd. XX., S. 103, 133 und 151. Vgl. auch Bd. XIV., S. 96 ff., und Maximilian Heine's „Erinnerungen", S. 163.

[54]) Ebendaselbst, S. 84, 85, 86, 97 und 98.

[55]) Erinnerungen aus dem Jahre 1848 von Fanny Lewald, Bd. I., S. 101.

[56]) K. Gutzkow's gesammelte Werke, Bd. XIII., S. xxiii.

[57]) „Literarischer Zodiakus", Jahrg. 1835, Augustheft; — wieder abgedruckt in Alexander Jung's „Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften", Bd. I., S. 1—34.

[58]) Das Original dieser, von Goedeke, Minckwitz, Grässe u. A. citierten, in der Beilage zu Nr. 286 der A. A. Ztg. vom 13. Oktober 1835 auszugsweise mitgetheilten Erklärung habe ich im „Journal des Débats" nicht aufgefunden.

[59]) Der Aufsatz Ruge's über „Heinrich Heine und seine Zeit" ist

in erweiterter Form wieder abgedruckt in Arnold Ruge's gesammelten Schriften, Bd. II., S. 1 ff.

[60]) Bd. XX., S. 83, 108 und 161.

[61]) M. Heine's Erinnerungen 2c., S. 158 und 161.

[62]) A. Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 32 ff.

[63]) Erinnerungen an H. Heine, von Levin Schücking. Salon, Bd. III., Heft 5.

[64]) „Und wärst du ein Mann, und wärst du nicht krank,
Ich malte dir Was auf den Rücken!“

hieß es u. A. in den Venedey'schen Knittelversen in der „Köln. Zeitung“.

[65]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 446 ff. und 453 ff.

[66]) Der Völkerfrühling und seine Verkünder; Frühlingsgruß an Deutschlands Redner, von Jordanus Brunow. Nürnberg, Hoffmann u. Campe, 1831.

[67]) Zeitung für die elegante Welt, Nr. 5 u. 6, vom 1. u. 8. Februar 1843; wieder abgedruckt in R. Wagner's ges. Werken.

[68]) Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs. „Gartenlaube“, Jahrgang 1862, S. 488.

[69]) Varnhagen's Tagebücher, Bd. III., S. 124.

[70]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine 2c., S. 236.

[71]) Ebendaselbst, S. 251.

[72]) Auszug eines Briefes von A. Weill über H. Heine im „Komet“, Nr. 207, vom 16. Oktober 1839.

[73]) A. A. Ztg., Beilage zu Nr. 131 vom 11. Mai; und „Argus“ Nr. 76, vom 13. Mai 1837.

[74]) Einleitung zur neuesten französischen Ausgabe der „Reisebilder“.

[75]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 15.

[76]) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 24 und 25.

[77]) Ebendaselbst, Jahrgang 1867, S. 671 und 672.

[78]) Alfred Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 165.

[79]) „Ueber Heinrich Heine“, von Schmidt-Weißenfels, S. 11.

[80]) August Lewald's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 194.

[81]) Meißner's Erinnerungen 2c., S. 174.

[82]) Gartenlaube, Jahrg. 1868, S. 25.

[83]) Maximilian Heine's Erinnerungen 2c., S. 174.

[84]) Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 172 ff.

[85]) Ebendaselbst, S. 217.

[86]) A Lewald's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 192.

[87]) Wir entnehmen diese Anekdoten einem Aufsatze: „Heine und Rothschild“ in Nr. 27 des „Daheim“ vom April 1867, und müssen

dem ungenannten Verfasser die Verantwortlichkeit für die Wahrheit seiner Erzählungen überlassen.

[88]) Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 158—172.

[89]) „Götter, Helden, Don Quixote", von Karl Gutzkow, S. 203 bis 214.

[90]) Silhouetten und Reliquien ꝛc., Bd. I., S. 238.

[91]) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26.

[92]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 243.

[93]) Ebendaselbst, S. 244 und 246 ff. — Der in Rede stehende Brief hat sich weder im Nachlasse des Ministers von Werther, noch im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin vorgefunden.

[94]) Varnhagen's Tagebücher, Bd. I., S. 79.

[95]) Telegraph für Deutschland Nr. 119, vom Juli 1838.

[96]) Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verständnis des Görres'schen Athanasius. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838.

[97]) Laube's Erinnerungen an Heine; — Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 27.

[98]) Mundt's Spaziergänge und Weltfahrten, Bd. II., S. 169; — Laube's Erinnerungen, Gartenlaube, Jahrg. 1868, S. 9; — Ueber H. Heine, von Schmidt-Weißenfels, S. 20.

[99]) Bd. XX., S. 119, 120, 123, 126, 127, 131, 136, 143, 148, 162 und 164.

[100]) Vgl. z. B. den unerquicklichen Aufsatz „Schriftstellernöthen" und die boshafte Parodie der Wihl'schen Erklärung, — ebendaselbst, S. 211—244.

[101]) Börne's Leben, von Karl Gutzkow (Hamburg, 1840), S. 217.

[102]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 6—24.

[103]) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 240 ff.

[104]) Börne's gesammelte Schriften, Bd. XII., S. 128—131.

[105]) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 243.

[106]) Börne's gesammelte Schriften, Bd. VII., S. 248 ff.

[107]) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 239.

[108]) K. Gutzkow's Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, Bd. I., S. 90 ff.

[109]) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26. — Vgl. Heine's Werke, Bd. XX., S. 266 und 267.

[110]) A. Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 79 ff.

[111]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen. Als Anhang: Stimmen über H. Heine's letztes Buch, aus Zeitblättern. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1840.

[112]) Wer über die unerquickliche Affäre der „falschen Ohrfeigengeschichte“ und über die Ursachen der langen Verzögerung des Duells Ausführliches nachlesen mag, Den verweisen wir auf H. Heine's Werke, Bd. XX., S. 292 ff.

[113]) Gartenlaube, Jahrgang 1867, S. 672. — Ausführliches über die Angriffe des „National“ und des „Charivari“ auf Heine's Charakter als politischer Schriftsteller enthält die A. A. Ztg. Nr. 1, vom 1. Januar 1845.

[114]) Bd. X., S. 8, 10; 55, 56; 58—60; 88—94; 211—213, und 230.

[115]) Bd. IX., S. 15 ff. Vgl. auch die Aeußerungen Heine's über den Kommunismus in den „Geständnissen“, Bd. XIV., S. 267—276, und das Gedicht: „Die Wanderratten“, Bd. XXII., S. 169 ff. — „Es hilft Alles Nichts,“ sagte er im Oktober 1855 zu Adolf Stahr, „die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist nur ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß diese letzte grandiose Komödie aufzuführen erlaubt hat? Wenn ihn die Kommunisten auch heute noch verleugnen, er weiß besser, als sie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo sie an ihn glauben lernen werden.“

[116]) Nachträglich eingeschoben sind u. A. der erste, vierundzwanzigste, fünfzigste und zweiundfünfzigste Brief, welche eine ziemlich scharfe Kritik des Julikönigthumes enthalten, während z. B. in dem Berichte vom 22. Mai 1841 (Bd. IX., S. 278) die Stelle ausgemerzt worden ist, wo, sehr im Widerspruche mit den späteren Ereignissen, behauptet wird: „Die Franzosen können Ludwig Philipp nicht entbehren, und an seine Erhaltung ist die ihrige geknüpft. Derselbe Spießbürger, der es nicht der Mühe werth hält, die Ehre des Königs gegen Verleumdungen zu vertheidigen, ja, der selber bei Braten und Wein auf den König losschmäht, er würde dennoch beim ersten Trommelruf mit Säbel und Flinte herbei eilen, um Ludwig Philipp zu schützen, ihn, den Bürgen seiner eigenen politischen Wohlfahrt und seiner gefährdeten Eigenthumsinteressen.“ — Die erheblichsten, auf Louis Napoleon und die Möglichkeit eines neuen Bonapartistenregimentes bezüglichen Stellen, welche in der „Lutetia“ getilgt worden sind, finden sich in Bd. IX., S. 78 und 79, 116—119, 147, und 165—166. Es heißt dort u. A.: „Trotzdem, daß der Bonapartismus tiefe Sympathien im Volke findet, und auch die große Zahl der Ehrgeizigen, die sich nicht für eine Idee entscheiden wollen, in sich aufnimmt, trotzdem glaube ich nicht, daß er so bald den Sieg davon tragen möchte; käme er aber zur Herrschaft, so dürfte auch diese nicht von langer Dauer sein, und sie würde ganz wie die frühere napoleonische Regierung nur

eine kurze Vermittelungsperiode bilden." „Der Prinz Ludwig Bonaparte," heißt es einige Monate später in einem Korrespondenzartikel vom 1. Oktober 1840, „ist in der That für immer verloren, nicht nur durch den Narrenstreich von Boulogne, sondern durch den größern Narrenstreich, den er beging, als er den Herrn Berryer, den schlauen Sachwalter der Karlisten, zu seinem Vertheidiger wählte."

[117]) Bd. XVII., S. 119 [111], und Bd. XXI., S. 73.

[118]) Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 175.

[119]) Bd. XXII., S. 366. Vgl. das Gedicht „Nachtgedanken", Bd. XVII., S. 270 [248 ff.].

[120]) Herr Gustav Heine, der, wie bei Lebzeiten, so auch nach dem Tode seines Bruders, die Angelegenheiten Desselben auf die lächerlichste Weise als seine Domäne zu betrachten scheint, hat in einer impertinenten Erklärung des „Wiener Fremdenblattes" zuerst die Existenz des Popper'schen Originalbildes gänzlich in Abrede gestellt und dann, als ihm die Echtheit desselben unwiderleglich bewiesen ward, die Aehnlichkeit dieses Portraits schnöde zu verdächtigen gesucht. Und doch war Herr Gustav Heine, als er mit so frivoler Leichtfertigkeit einen öffentlichen Makel auf die Ehre eines geachteten Künstlers warf, seit Jahren im Besitz eines von ihm selbst hoch geschätzten Porträtbildes seiner Mutter, das derselbe Künstler gemalt hat, und konnte sich im Zweifelsfalle durch eine Anfrage bei seiner in Hamburg lebenden Schwester sofort von der Echtheit jenes anderen Bildes überzeugen. Was soll man endlich zu seiner wiederholt vorgebrachten dreisten Behauptung sagen, daſs das einzige Oelbild von H. Heine, welches je angefertigt worden, im Hause der Mutter verbrannt sei? Von der Existenz des bekannten, zweimal von Professor M. Oppenheim gemalten Bildes scheint also Herr G. Heine z. B. eben so wenig zu wissen, wie von dem interessanten Porträt des Dichters, welches Ludwig Gassen 1828 zu München anfertigte, und welches vor Kurzem in meinen Besitz überging.

[121]) „Unsere Zeit"; neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 347.

[122]) Bd. XX., S. 190. Vgl. Gutzkow's Brief an Heine vom 6. August 1838, — „Telegraph für Deutschland", Jahrg. 1839, Nr. 1, 75 und 76.

[123]) Silhouetten u. Reliquien ꝛc., von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 237.

[124]) Bd. XXI., S. 4, 37 und 38, und Bd. XXII., S. 316 ff.

[125]) Bd. XX., S. 146, 147, 148, 149, 150, 157, 184, 186, 187, 201, 289, 337, 360, und Bd. XXI., S. 1, 3, 10, 35 und 38.

[126]) Das Original dieser, in französischer Sprache ausgestellten Vollmacht ist gegenwärtig im Besitze des Herrn Julius Campe jr.; eine wortgetreue Abschrift derselben befindet sich in meinen eigenen Händen.

[127]) Bd. XXI., S. 55, 58, 65 und 71; Bd. XX., S. 186.

[128]) Bd. XXI., S. 71 und 74. Vgl. Bd. XVIII., S. 339 [303 und 304].

[129]) „Paris 1847", von Heinrich Laube, S. 17—19.

[130]) Bd. XXI., S. 86, 92 und 98.

[131]) Ebendaselbst, S. 86. — Der von Steinmann in den „Briefen von H. Heine", Bd. II., S. 192 ff. mitgetheilte Brief an Dieffenbach ist, wie viele andere Stücke jener Sammlung, ein plumpes Falsifikat.

[132]) Bd. XXI., S. 99 ff., 104 und 105.

[133]) Bd. IX., S. 84, 104, 110 und 114; Bd. X., S. 35, 36 und 276 ff.

[134]) Abgedruckt in M. Heine's „Erinnerungen" ꝛc., S. 113 ff.

[135]) Herr Maximilian Heine hat in seinen „Erinnerungen ꝛc." nur die Testamentsentwürfe vom 27. September 1846 und vom 10. Juni 1848 mitgetheilt, und dabei (auf S. 112 seines Buches) die seltsame Anmerkung hinzugefügt, daſs „in einem späteren Kodicill, wegen der Todesfälle von Detmold, Mignet, Christiani und Veränderung mancher Verhältnisse, einige andere Verfügungen getroffen worden." Es ist ihm also ganz unbekannt, daſs Detmold, Christiani und Mignet alle Drei den Dichter überlebt haben, ja daſs der treffliche Mignet heute noch unter den Lebenden wandelt! Was soll man aber dazu sagen, daſs Herr Maximilian Heine gar keine Kenntnis von dem wirklich vollzogenen, einzig rechtskräftig gewordenen Testamente seines Bruders zu haben scheint, von welchem der andere Bruder, Herr Gustav Heine, schon im April 1856 einige Paragraphen im Wiener „Fremdenblatte" veröffentlichte! Wir theilen das ganze Dokument nachstehend zum ersten Male vollständig in wortgetreuer deutscher Uebersetzung mit:

„Vor den unterzeichneten Notaren zu Paris, Herrn Ferdinand Léon Ducloux und Herrn Charles Louis Emile Rousse; und in Gegenwart von

1) Herrn Michel Jacot, Bäcker, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 60; und

2) Herrn Eugène Grouchy, Gewürzkrämer, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 52;

Welche beide Zeugen den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen entsprechen, wie sie den unterzeichneten Notaren auf separat an Jeden von ihnen gerichtete Anfrage erklärt haben;

Und im Schlafzimmer des nachfolgend benannten Herrn Heine, belegen im zweiten Stock eines Hauses, Rue d'Amsterdam Nr. 50; in welchem Schlafzimmer, das durch ein auf den Hof gehendes Fenster erhellt wird, die oben genannten, vom Testator gewählten Notare und Zeugen sich auf ausdrückliches Verlangen Desselben versammelt haben,

Erschien

Herr Heinrich Heine, Schriftsteller und Doktor der Rechte, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 50;

Welcher, krank an Körper, aber gesunden Geistes, Gedächtnisses und Verstandes, wie es den genannten Notaren und Zeugen bei der Unterhaltung mit ihm vorgekommen ist, — im Hinblick auf den Tod, dem genannten Herrn Ducloux, in Gegenwart des Herrn Rousse und der Zeugen, sein Testament in folgender Weise diktiert hat:

§. 1. Ich ernenne zu meiner Universalerbin Mathilde Crescence Heine, geb. Mirat, meine rechtmäßige Ehefrau, mit welcher ich seit vielen Jahren meine guten und schlimmen Tage verbracht habe, und welche mich während der Dauer meiner langen und schrecklichen Krankheit gepflegt hat. Ich vermache ihr als volles und völliges Eigenthum, und ohne jede Bedingung oder Beschränkung, Alles, was ich besitze und was ich bei meinem Ableben besitzen mag, und alle meine Rechte auf irgend ein künftiges Besitzthum.

§. 2. Zu einer Epoche, wo ich an eine begüterte Zukunft für mich glaubte, habe ich mich meines ganzen literarischen Eigenthums unter sehr mäßigen Bedingungen entäußert; unglückliche Ereignisse haben später das kleine Vermögen, welches ich besaß, verschlungen, und meine Krankheit gestattet mir nicht, meine Vermögensverhältnisse zu Gunsten meiner Frau etwas zu verbessern. Die Pension, welche ich von meinem verstorbenen Oheim Salomon Heine inne habe, und welche immer die Grundlage meines Budgets war, ist meiner Frau nur theilweise zugesichert; ich selbst hatte es so gewollt. Ich empfinde gegenwärtig das tiefste Bedauern, nicht besser für das gute Auskommen meiner Frau nach meinem Tode gesorgt zu haben. Die oben erwähnte Pension meines Oheims repräsentierte im Princip die Rente eines Kapitals, welches dieser väterliche Wohlthäter nicht gern in meine geschäftsunkundigen Poetenhände legen wollte, um mir besser den dauernden Genuss davon zu sichern. Ich rechnete auf dies mir zugewiesene Einkommen, als ich eine Person an mein Schicksal knüpfte, die mein Oheim sehr schätzte, und der er manches Zeichen liebevoller Zuneigung gab. Obwohl er in seinen testamentarischen Verfügungen Nichts in officieller Weise für sie gethan hat, so ist doch nichtsdestoweniger anzunehmen, dass solches Vergessen vielmehr einem unseligen Zufalle als den Gefühlen des Verstorbenen beizumessen ist; er, dessen Freigebigkeit so viele Personen bereichert hat, die seiner Familie und seinem Herzen fremd waren, darf nicht einer kärglichen Knauserei beschuldigt werden, wo es sich um das Schicksal der Gemahlin eines Neffen handelte, der seinen Namen berühmt machte. Die geringsten Winke und Worte eines Mannes, der die Großmuth selber war,

müssen als großmüthig ausgelegt werden. Mein Vetter Karl Heine, der würdige Sohn seines Vaters, ist sich mit mir in diesen Gefühlen begegnet, und mit edler Bereitwilligkeit ist er meiner Bitte nachgekommen, als ich ihn ersuchte, die förmliche Verpflichtung zu übernehmen, nach meinem Ableben meiner Frau als lebenslängliche Rente die Hälfte der Pension zu zahlen, welche von seinem seligen Vater herrührte. Diese Uebereinkunft hat am 25. Februar 1847 stattgefunden, und noch rührt mich die Erinnerung an die edlen Vorwürfe, welche mein Vetter, trotz unserer damaligen Zwistigkeiten, mir über mein geringes Vertrauen in seine Absichten Betreffs meiner Frau machte; als er mir die Hand als Unterpfand seines Versprechens reichte, drückte ich sie an meine armen kranken Augen und benetzte sie mit Thränen. Seitdem hat sich meine Lage verschlimmert und meine Krankheit hat viele Hilfsquellen versiegen machen, die ich meiner Frau hätte hinterlassen können. Diese unvorhergesehenen Wechselfälle und andere gewichtige Gründe zwingen mich, von Neuem mich an die würdigen und rechtlichen Gefühle meines Vetters zu wenden: ich fordere ihn dringend auf, meine oben erwähnte Pension nicht um die Hälfte zu schmälern, indem er sie nach meinem Tode auf meine Frau überträgt, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszuzahlen, wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog. Ich sage ausdrücklich: Wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog," weil mein Vetter Karl Heine seit nahezu fünf Jahren, seit meine Krankheit sich stark verschlimmert hat, die Summe meiner Pension thatsächlich mehr als verdoppelte, für welche edelmüthige Aufmerksamkeit ich ihm großen Dank schulde. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass ich nicht nöthig gehabt hätte, diesen Appell an die Liberalität meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, dass er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiss nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Uebereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Wittwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der Einen wie der Andern nicht unnütz, dass die Lebenden wissen, was die Todten von ihnen begehren.

§. 3. Ich wünsche, dass nach meinem Ableben all' meine Papiere und meine sämmtlichen Briefe sorgfältig verschlossen und zur Verfügung meines Neffen Ludwig van Embden gehalten werden, dem ich meine fernerweitigen Bestimmungen über den Gebrauch, den er davon

machen soll, ertheilen werde, ohne Präjudiz für die Eigenthumsrechte meiner Universalerbin.

§. 4. Wenn ich sterbe, bevor die Gesammtausgabe meiner Werke erschienen ist, und wenn ich nicht die Leitung dieser Ausgabe habe übernehmen können, oder selbst wenn mein Tod eintritt, bevor sie beendet ist, so bitte ich meinen Verwandten, Herrn Doktor Rudolf Christiani, mich in der Leitung dieser Publikation zu ersetzen, indem er sich streng an den Prospektus hält, den ich ihm zu diesem Zweck hinterlassen werde. Wenn mein Freund, Herr Campe, der Verleger meiner Werke, irgendwelche Aenderungen in der Art und Weise wünscht, wie ich meine verschiedenen Schriften in dem genannten Prospektus geordnet habe, so wünsche ich, daß man ihm in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten bereite, da ich mich immer gern seinen buchhändlerischen Bedürfnissen gefügt habe. Die Hauptsache ist, daß in meinen Schriften keine Zeile eingeschaltet werde, die ich nicht ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmt habe, oder die ohne die Unterschrift meines vollständigen Namens gedruckt worden ist; eine angenommene Chiffre genügt nicht, um mir ein Schriftstück zuzuschreiben, das in irgend einem Journal veröffentlicht worden, da die Bezeichnung des Autors durch eine Chiffre immer von den Chefredakteuren abhing, die sich niemals die Gewohnheit versagten, in einem bloß mit einer Chiffre bezeichneten Artikel Aenderungen am Inhalt oder der Form vorzunehmen. Ich verbiete ausdrücklich, daß unter irgendwelchem Vorwande irgend ein Schriftstück eines Andern, sei es so klein wie es wolle, meinen Werken angehängt werde, falls es nicht eine biographische Notiz aus der Feder eines meiner alten Freunde wäre, den ich ausdrücklich mit einer solchen Arbeit betraut hätte. Ich setze voraus, daß mein Wille in dieser Beziehung, d. h. daß meine Bücher nicht dazu dienen, irgend ein fremdes Schriftstück ins Schlepptau zu nehmen oder zu verbreiten, in seinem vollen Umfange loyal befolgt wird.

§. 5. Ich verbiete, meinen Körper nach meinem Hinscheiden einer Autopsie zu unterwerfen; nur glaube ich, da meine Krankheit oftmals einem starrsüchtigen Zustande glich, daß man die Vorsicht treffen sollte, mir vor meiner Beerdigung eine Ader zu öffnen.

§. 6. Wenn ich mich zur Zeit meines Ablebens in Paris befinde, und nicht zu weit von Montmartre entfernt wohne, so wünsche ich auf dem Kirchhofe dieses Namens beerdigt zu werden, da ich eine Vorliebe für dies Quartier hege, wo ich lange Jahre hindurch gewohnt habe.

§. 7. Ich verlange, daß mein Leichenbegängnis so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Beerdigung nicht den gewöhnlichen Betrag derjenigen des geringsten Bürgers übersteigen. Obschon ich durch den Taufakt der lutherischen Konfession angehöre,

wünsche ich nicht, daß die Geistlichkeit dieser Kirche zu meinem Begräbnisse eingeladen werde; ebenso verzichte ich auf die Amtshandlung jeder andern Priesterschaft, um mein Leichenbegängnis zu feiern. Dieser Wunsch entspringt aus keiner freigeistigen Anwandlung. Seit vier Jahren habe ich allem philosophischen Stolze entsagt, und bin zu religiösen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich verbiete, daß irgend eine Rede, deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig spreche ich den Wunsch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich sich auch die Geschicke unsrer Heimat gestalten mögen, es vermeiden, meine Asche nach Deutschland hinüber zu führen; ich habe es nie geliebt, meine Person zu politischen Possenspielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das werthvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann.

§. 8. Ich ernenne Herrn Maxime Joubert, Rath am Kassations-Gerichtshofe, zum Testamentsvollstrecker, und ich danke ihm für die bereitwillige Uebernahme dieses Amtes.

Das vorliegende Testament ist so von Herrn Heinrich Heine diktiert, und ganz von der Hand des Herrn Ducloux, eines der unterzeichneten Notare, geschrieben worden, wie es der Testator ihm diktiert hat, Alles in Gegenwart der benannten Notare und der Zeugen, welche, darüber befragt, erklärt haben, daß sie nicht mit dem Erblasser verwandt seien.

Und nachdem es, in Gegenwart derselben Personen, dem Testator vorgelesen worden, hat er erklärt, dabei als bei dem genauen Ausdruck seines Willens zu verharren.

Geschehen und vollzogen zu Paris im oben bezeichneten Schlafzimmer des Herrn Heine.

Im Jahre achtzehnhundert einundfünfzig, Donnerstag den dreizehnten November, gegen sechs Uhr Nachmittags.

Und nach abermaliger vollständiger Vorlesung haben der Testator und die Zeugen nebst den Notaren unterzeichnet."

In späterer Zeit trug Heine sich wiederholt mit dem Plane einer veränderten Abfassung dieses Testaments. Im Nachlasse des Dichters befinden sich zwei ungedruckte Testamentsentwürfe in deutscher und der Anfang eines dritten Entwurfes in französischer Sprache, sämmtlich aus den Jahren 1854 und 1855; doch enthalten dieselben keine wesentlich neuen Bestimmungen. Von Interesse ist allenfalls folgende, auf die chikanösen Drohungen des Herrn Gustav Heine gemünzte Stelle des zweiten Entwurfes: „Da mein Freund Julius Campe in Hamburg sich bei mir beklagt hat, daß Personen meiner nächsten Anverwandtschaft sich dahin geäußert hätten, als könnten sie nach meinem Absterben meinen Kontrakt mit seiner Buchhandlung rechtsmäßig umstoßen, so erkläre ich ausdrücklich, daß diesem Kontrakt im buchstäblichsten Sinne seine Rechtsgültigkeit verbleiben solle."

[136]) Bd. XXI., S. 149, 170 und 179.

[137]) „Paris 1847", von Heinrich Laube, S. 14; und Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26 und 27.

[138]) Erinnerungen aus dem Jahre 1848, von Fanny Lewald, Bd. I., S. 104 und 208.

[139]) Alfred Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 95—100.

[140]) Maximilian Heine's „Erinnerungen" 2c., S. 183.

[141]) Bd. XXI., S. 159, 169, 192 und 195.

[142]) „Zwei Monate in Paris", von Adolf Stahr, Bd. II., S. 366. — Vgl. die Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs, in der „Gartenlaube", Jahrg. 1862, S. 474, 475 u. 487; — und den Bericht eines Besuches bei dem kranken Dichter von F. v. H(ohenhausen), im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 19. März 1853.

[143]) Wir entnehmen diese Schilderung einem in der Wiener „Iris" abgedruckten Berichte des Herrn M. Etienne über seine Besuche bei H. Heine im Winter 1851.

[144]) A. Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 15—17. — „Calmonius" wurde später als Ritter von Friedland in den Adelsstand erhoben und als Kurator des Museums in Wien angestellt. Nach dem Tode H. Heine's drängte er sich der Wittwe Desselben als Freund und Rathgeber auf und ließ sich von ihr einen Theil der Nachlaßpapiere des Dichters aushändigen, um solche zu ihrem Nutzen zu verwerthen. Unter den Bettelbriefen Deutscher an Napoleon III., welche aus den Papieren des kaiserlichen Kabinettes im Frühjahre 1872 veröffentlicht wurden („L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870") befindet sich die Notiz, daß der Ritter von Friedland durch Ver-

mitttelung des französischen Gesandten in Wien, Herrn von Gramont, dem französischen Gouvernement verschiedene Papiere des verstorbenen Dichters H. Heine angeboten habe. Der Gesandte schrieb hierüber an den Kaiser: „Das Packet enthält ein Manuskript ‚Napoleon III.‘, das in einem schlechten Geiste verfasst zu sein scheint, ferner 67 Gedichte gegen den König von Preußen und eine große Menge von Korrespondenzen zwischen Heine und den Herren Thiers, Guizot, Michelet u. s. w. Wahrscheinlich ist dies Alles mit feindseligen Gefühlen gegen das Gouvernement des Kaisers geschrieben. Man verlangt 30,000 Franks.“ Der Handel scheint indess nicht abgeschlossen worden zu sein; doch sind die Papiere eben so wenig in die Hände der Frau Mathilde Heine zurück gelangt; wenigstens befand sich — mit Ausnahme des „Waterloo“-Fragmentes, das mit dem Manuskripte „Napoleon III.“ identisch sein mag — kein einziges der genannten Stücke in dem literarischen Nachlasse des Dichters, als derselbe im Herbst 1869 an Herrn Campe verkauft wurde. Eine weitere Aufklärung dieser schmutzigen Angelegenheit wäre dringend zu wünschen, damit man erfahre, was aus den betreffenden Papieren geworden ist. Da der sonst in Angelegenheiten seines Bruders so erklärungslustige Herr Gustav Heine der oft wiederholten Behauptung, dass er der österreichischen Regierung die „Memoiren“ und andere Nachlasspapiere des Dichters verkauft habe, trotz aller öffentlichen Mahnungen niemals widersprochen hat, liegt die Vermuthung nahe, dass die dem Ritter von Friedland anvertrauten Papiere später in seine Hände gerathen sind; denn die Wittwe H. Heine's hat ihm, nach ihrer ausdrücklichen Erklärung, nie den geringsten Bruchtheil der literarischen Hinterlassenschaft ihres Gatten überliefert.

[145]) Vgl. die Gedichte „An die Engel“, „Babylonische Sorgen“ und „Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt“, — Bd. XVIII., S. 177, 256 und 334 [160, 234 und 308].

[146]) A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 167 ff.

[147]) Bd. XXI., S. 139, 150, 214 und 422.

[148]) Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs, — Gartenlaube, Jahrg. 1862, S. 489.

[149]) „Paris 1847“, von Heinrich Laube, S. 19.

[150]) Revolutionäre Studien aus Paris, von Alfred Meißner, Bd. I., S. 192 ff.

[151]) Bd. XXI., S. 172, 174—176, 333 und 335.

[152]) Bd. XV., S. 348 [253], und Bd. XVI.. S. 221 [195].

[153]) „Der kranke Dichter in Paris“, von F. v. H(ohenhausen), im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ vom 19. März 1853.

[154]) Vgl. die Briefe aus Helgoland, Bd. XII., S. 62—76; — die Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten „Salon“-Bandes,

Bd. V, S. 24—27; — und die „Geständnisse“, Bd. XIV, S. 293 bis 297, und 302—308.

155) Bd. XIV, S. 328 und 329; Bd. XVIII, S. 336 [310].

156) Ebendaselbst, S. 294—308; Gartenlaube, Jahrg. 1865, S. 9; und A. Meißner's Erinnerungen 2c., S. 138—151.

157) Bd. XVIII., S. 161, 166, 253—254, und 340—343 [147, 148, 152, 231—232, und 313—317].

158) Ebendaselbst, S. 167, 169, 182, 252 und 351 [152, 154, 165, 230 und 324].

159) „Waldeinsamkeit“, — ebendaselbst, S. 107—113 [101—106].

160) Bd. XXI., S. 377 und 391.

161) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 9. — Als Kuriosität mag erwähnt werden, daß Dr. Hermann Schiff durch das Heine'sche „Tanzpoem“ zu einer barock-geistvollen „Tanznovelle“: „Die Waise von Tamaris“ (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1855), veranlasst ward, deren Inhalt auf der ins minutiöseste Detail durchgeführten Fiktion einer beabsichtigten Aufführung des „Faust“-Ballettes in einer norddeutschen Residenz beruht.

162) Zur Würdigung des offenherzigen Freimuths, mit welchem der scharfsichtige Verleger dem befreundeten Dichter gegenüber sein Recht der Kritik behauptete, lassen wir hier die auf das „Waterloo“-Fragment bezügliche Stelle eines Briefes von Campe an Heine folgen. „Ihr Manuskript habe ich gelesen,“ schreibt er unterm 17. April 1854. „Ueber die Gedichte habe ich kein Urtheil. Die ‚Geständnisse‘ und ‚Waterloo‘ machen mir Ihretwegen große Sorge. Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung ins Angesicht, und zwar auf Unkosten der Franzosen! ‚Waterloo‘ schmeichelt den Franzosen, und besonders Napoleon III. Als Sie im ‚Buch Le Grand‘ Napoleon I. feierten, damals standen die Dinge anders wie heute. Für Napoleon I. fanden sich Bewunderer in Menge unter uns, und der denkende Theil unter den Deutschen erkannten sein Streben und waren Napoleonisten, also seine Freunde. Ihre Anklänge waren enthusiastisch, jugendlich und glühend, ohne Nebenzwecke und Nebengedanken — mit diesen Gefühlen konnten Sie nichts Vortheilhaftes erzielen wollen, es galt für reine Liebe und Bewunderung des Genies, und fand daher keine Rüge. Heute gebe ich Ihnen gerne zu, daß die Welt Napoleon III. nicht entbehren kann, er gehört in das Koncert der Staaten, wie in die Uhr die ‚Unruhe‘, sonst bleibt sie stehen. Diese Anerkennung, so richtig sie sein mag, giebt ihm noch nicht (auch seinen Franzosen nicht) die Befugnis, auf Kosten der Deutschen so hoch gehoben zu werden, wie Sie es gethan. Ich garantiere Ihnen,

daſs dieſe beiden Sachen Sie um den Reſt Ihrer Popularität unter den Deutſchen bringen, bei denen Sie weit ſchlechter angeſchrieben ſtehen, als Sie es vermuthen. Daher bitte ich um eine Reviſion und ernſte Ausmerzung alles Verletzenden für das deutſche Gefühl, um kourfähig zu bleiben, Einlaſs zu behalten, daſs man die Thüre nicht vor Ihren Produkten verſchließt."

[163]) Ein Abend bei H. Heine, von H. M......n (A. Mels), — Gartenlaube, Jahrg. 1865, S. 8.

[164]) Wir laſſen zum Vergleich der verſchiedenen Ueberſetzungen ein paar kurze Proben folgen:

„Leiſe klingt durch mein Gemüth".

Doucement, au fond de mon coeur j'entends les tintements d'une mélodie gracieuse. Résonne, petite chanson printanière, résonne et envole-toi dans l'espace.

Envole-toi dans l'espace, va jusqu'à la demeure où les plus belles fleurs s'épanouissent. Si tu aperçois une rose, dis-lui que je lui envoie mes plus empressés compliments.

(Taillandier.)

Quelle suave sonnerie
Traverse mon âme en chantant?
Résonne au loin sur la prairie,
O jeune chanson de printemps!

Va voir la violette éclose,
Porte mes voeux à chaque fleur;
Et si tu rencontre une Rose,
Dis-lui le salut de mon coeur!

(Schuré.)

„Ein Fichtenbaum ſteht einſam".

Un sapin isolé se dresse sur un montagne aride du Nord. Il sommeille; la glace et la neige l'enveloppent d'un manteau blanc.

Il rêve d'un palmier, qui, là-bas, dans l'Orient lointain, se désole solitaire et taciturne sur la pente d'un rocher brûlant.

(Gérard de Nerval.)

Un pin se dresse solitaire,
Au nord, sur un âpre sommet.
Il sommeille; le froid lui met
Un blanc manteau qui traine
à terre.
Il rêve d'un palmier lointain
Qui, sous le feu de la torride,
Triste et seul sur un roc aride,
Pleure en silence son destin.

(Marelle.)

Sur un mont chenu de Norwége
Un pin se dresse triste et seul.
Il dort — et l'éternelle neige
Le couvre d'un épais linceul.
Il rêve d'un palmier splendide,
Qui loin dans l'Orient vermeil
Languit seul sous un ciel torride,
Sur un roc brûlé du soleil.

(Schuré.)

165) Vgl. über diese Angelegenheit die Anmerkung Bd. XXI., S. 308 ff.

166) Siehe den Abschnitt „Heinrich Heine's letzte Tage" in Monckton Milnes' „Monographs".

167) A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 242 ff. Vgl. auch die Mittheilungen über Heine's Mouche in Meißner's „Kleinen Memoiren", S. 141 ff.

168) Bd. XVIII., S. 326, 327, 344 und 345 ff. [301, 302, 317 und 319 ff.]

169) Des Kontrastes halber sei hier der literarischen Narretei gedacht, welche kürzlich ein Bruder des Dichters mit einer anderen „Reliquie" H. Heine's trieb. Im Januar 1872 bot Herr Maximilian Heine, laut öffentlichen Preisausschreibens, derjenigen Dame, welche das beste, auch zu musikalischer Komposition geeignete Erwiderungsgedicht auf H. Heine's Frühlingslied: „Leise zieht durch mein Gemüth ꝛc." einsenden würde, als Prämie die Feder an, mit welcher der Dichter seine letzte Arbeit geschrieben. Wenn man sich erinnert, dass H. Heine, wie der flüchtigste Blick auf seinen literarischen Nachlass bestätigt, in den letzten Lebensjahren seine sämmtlichen Manuskripte nur mit dem Bleistifte aufs Papier warf, und wenn man ferner weiß, dass kein einziges dieser Manuskripte ein Abfassungs-Datum trägt, so erscheint die Echtheit jener angeblichen Reliquie in sehr zweifelhaftem Lichte. Woher sollte Herr Maximilian Heine wissen, welche Arbeit sein Bruder zuletzt geschrieben? Nicht einmal seiner Wittwe, die kein Wort Deutsch verstand und die seinem literarischen Schaffen völlig fremd war, kann darüber das Mindeste bekannt sein. Die Berliner Witzblätter haben sich mit Recht über dies lächerliche Preisausschreiben weidlich lustig gemacht, und die „Wespen" werden sich leicht darüber getröstet haben, dass nicht ihren schneidigen Stachelversen, sondern dem sentimentalen Ergusse der Gräfin Louise zu Stolberg-Stolberg die ausgelobte Prämie zufiel. Wie H. Heine selbst über solche Preisausschreiben dachte, mag sein Bruder in dem Briefe nachlesen, den der Dichter 1837 bei Gelegenheit einer ähnlichen „Feder-Geschichte" (Bd. XX., S. 159) an Julius Campe schrieb:

„Der Sangesvogel, der ist todt,
Du wirst ihn nicht erwecken!
Du kannst dir ruhig in den Steiß
Die goldne Feder stecken."

170) Außer den bereits erwähnten französischen Uebersetzungen der Heine'schen Werke, denen wir noch eine metrische Uebersetzung des „Lyrischen Intermezzos" von Paul Ristelhuber (Paris, Poulet-Malassis & de Broisse 1858) und die „Poésies allemandes" de

J. P. Hebel, Th. Koerner, L. Uhland et H. Heine, traduites par Maximin. Buchon (Salins, Conu, 1846), hinzufügen, sind uns folgende Uebertragungen in fremde Sprachen bekannt geworden: Ins Englische wurden Heine's sämmtliche Gedichte übersetzt von Edgar Alfred Bowring (London, Henry G. Bohn, 1861), — das „Buch der Lieder" von J. E. Wallis (London, Chapman & Hall, 1856) und von Charles G. Leland (Philadelphia, Frederick Leypoldt, 1864), — die „Reisebilder" ebenfalls von Letzterem (Philadelphia, John Weik, 1856), — die Abhandlungen „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" von G. W. Haven (Boston, James Munroe & Co., 1836). Nachdichtungen einzelner Lieder findet man auch in „The Poetry of Germany" (Leipzig, G. Mayer, 1858) von Alfred Baskerville und in „Wayside Blossoms among Flowers from German Gardens" (Heidelberg, Bangel & Schmitt, 1864) von der Amerikanerin Mary H. C. Booth, sowie in den „Poets & Poetry of Europe" (Philadelphia, 1845) von H. W. Longfellow, und in der „New-York Evening-Post" von Julia Logo. — Die meisterhafte Uebertragung des „Buches der Lieder" und der „Neuen Gedichte" ins Italiänische von Bernardino Zendrini hat bereits eine zweite Auflage (Milano, Tipografia Internazionale, 1867) erlebt. Derselbe veröffentlichte im ersten Jahrgange der Zeitschrift „La Civiltà Italiana" die erste Hälfte einer Biographie H. Heine's, welche kurz nachher in Buchform (Firenze, Luigi Niccolai, 1865) erschienen ist. Auch Emilio Texa in Bologna, Enrico Salvagnini in Padua und Tullio Massarani übertrugen einzelne Lieder in trefflicher Weise, und Letzterer veröffentlichte schon 1857 im „Crepuscolo" eine geistvolle Abhandlung über den deutschen Dichter. — Selbst Spanien erhielt vor Kurzem in Manuel Maria Fernandez' „Joyas Prusianas" (Madrid, 1873) eine als vorzüglich gerühmte Nachdichtung des „Lyrischen Intermezzos", der „Heimkehr" und des „Neuen Frühlings". — Von einer holländischen Uebertragung ausgewählter Schriften H. Heine's durch A. van der Hoop (Schiedam, Roelants, 1856) ist meines Wissens seither nur der erste Theil veröffentlicht worden. — Eine schwedische Uebersetzung der „Romantischen Schule" erschien, nach einer Notiz der „Posaune" vom 7. September 1838, im Sommer jenes Jahres. Auch soll eine, mir gleichfalls unbekannte Uebersetzung des „Buches der Lieder" in Stockholm herausgekommen sein. — Ins Norwegische wurde die Tragödie „William Ratcliff" durch Pharo Crawfurd unter dem angenommenen Namen Theodor Storm (Christiania, Bergh & Ellesen, 1864) übersetzt. — In dänischer Nachdichtung kamen mir nur einzelne Lieder zu Gesichte; besonders von Christian Winther und Emil

Aarestrup, die auch in ihren eigenen Produktionen die Heine'schen Töne vielfach nachgeahmt haben. — Ins Ungarische wurden einzelne Lieder des Dichters, nach Angabe Kertbeny's (Silhouetten und Reliquien ꝛc., Bd. I, S. 248), am besten von Pap Endre, Kerenyi Trigyes, Szemere Miklos, Dobsa Lajos, Szaß Karoly, Sükei Karoly und Gyulai Pál übersetzt. — Eine russische Uebersetzung der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" ist 1862 bei Ferdinand Schneider in Berlin erschienen. Auch hat Herr Pleschtschejew den „William Ratcliff" zu einem Operntexte verarbeitet, der von Herrn Qui komponiert und im Winter 1868—69 auf der russischen Opernbühne zu St. Petersburg aufgeführt worden ist. — Ueber die japanesische Uebersetzung des „Buches der Lieder", welche gegen Ende der dreißiger Jahre in Nangasaki gedruckt wurde, berichtete damals die englische Review von Kalkutta in einem ausführlichen Artikel (Vgl. Heine's Werke, Bd. XIV, S. 326 ff.). — Die „Gedichte" von Dr. Max Letteris (Wien, Jakob Schloßberg, 1860) enthalten eine hebräische Version des Gedichtes „Das neue israelitische Hospital zu Hamburg". — Ins Lateinische endlich wurden mehrere Gedichte Heine's durch Stadelmann („Varia variorum carmina". Onoldii, 1854) übersetzt.

Sach- und Namen-Register.

2. Schriften.

Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

30 Bog. 26 Bl.

A Sched

Strodtmann, Adolf

H. Heine's Leben und Werke

Bd.: 2

Berlin 1874